This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

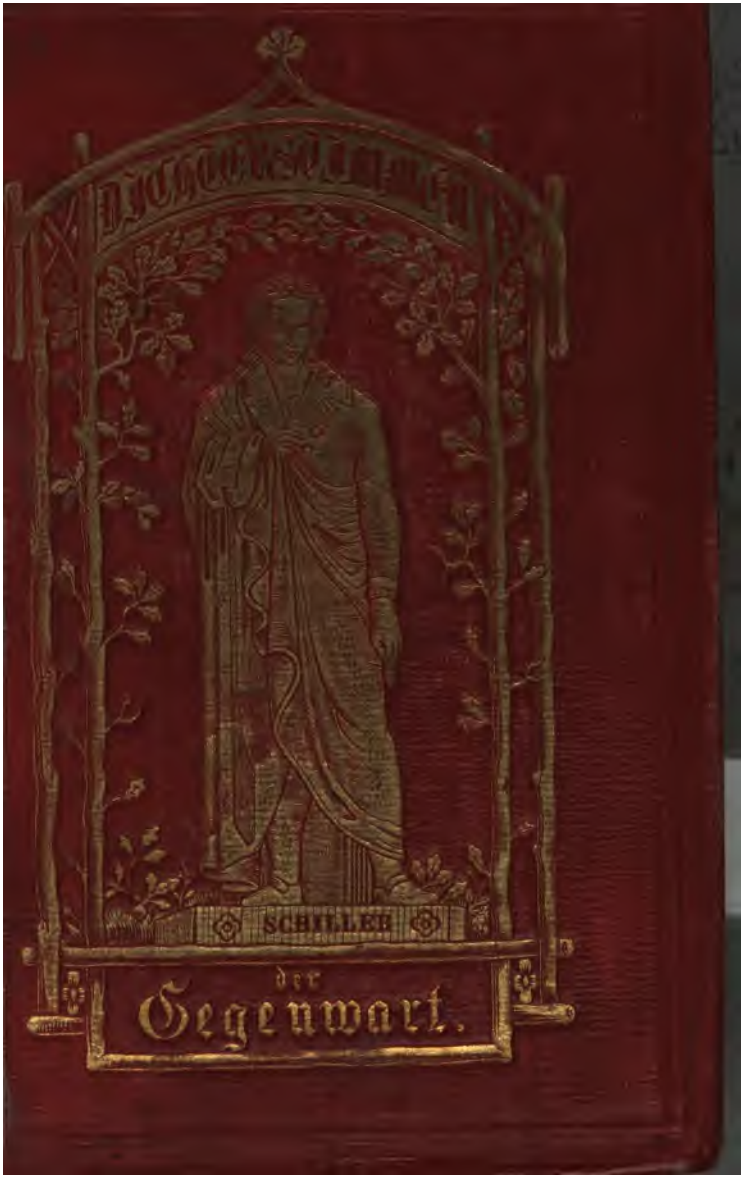
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


SCHILLER
der
Gegenwart.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

DICHTERSTIMMEN
der
Gegenwart.

Dichterſtimmen der Gegenwart.

Eine Sammlung
vom Felde der deutſchen Lyrik ſeit 1850.

Herausgegeben
von
Karl Weller.

Leipzig,
Heinrich Hübner.
1856.

MEH

PT 1173
W4

Der Ertrag ist der Schillerstiftung für hilfsbedürftige verdiente Schriftsteller und deren Hinterlassene gewidmet.

Dresden, Druck von C. H. Gärtner.

Zur Schillerſtiftung.

Deutſche Dichterſtätte.

Vier kahle Wände unter niedrem Dach,
Ein Tiſch, ein Stuhl, ein hartes ſtrohern Bette,
Ein bleicher Mann im drückenden Gemach:
Wer kennt ſie nicht, die deutſche Dichterſtätte?
Da tönt an's Ohr ſtatt holder Lieder Laut
Dumpf lärmend nur der Gaſſen wüſt Gewimmel,
Und was vom Himmel er durch's Fenſter ſchaut,
Das graue Stück iſt all' ſein Erdenhimmel.

Sehnſüchtig in die Weite ſtrebt ſein Blick:
Wund ſtößt die Sehnſucht ſich an ſtarren Mauern:
Taglöhnerdaſein, qualvoll herb Geſchick!
Die Seele zuckt in ew'gen Fieberſchauern.
Der Kraft kein Feld, dem Geiſt kein offner Raum,
Dem heißen Streben keine freien Wege:
Und keine Stätte, wo der Ruhe Traum
Im Arm der Liebe ſich um's Haupt ihm lege.

Müd' mit dem Tage ſchläft der Kummer ein,
Es kommt die Nacht mit ihrem Geiſterreigen:
Still ſitzt der Dichter noch beim Lampenſchein
Und ſtarrt tiefſinnend in das dunkle Schweigen.
Die Einſamkeit hört ſeines Herzens Schlag:
Ruhloſe Schatten halten ihre Runde:
Tauſend Gedanken ruft im Geiſte wach
Die Mitternacht, die alte Geiſterſtunde.

Durch ſeine Seele rauſcht ein mächtig Lied,
Das hohe Lied von beſſern goldnen Zeiten:
Doch vor des Tages kaltem Blick entflieht
Das Traumgebild, das ihm gewinkt von Weiten.
Was träumſt du auch? Iſt golden nicht die Zeit?
Das Reich des Goldes herrſcht ja rings auf Erden:
Sing' Jubelhymnen ſeiner Herrlichkeit,
Da wird für dich auch goldne Zeit es werden.

Die Welt iſt kalt: was kümmert ſie der Mann?
Sie nimmt dahin all' ſeines Geiſtes Gaben:
Sie ſingt die Weiſen, die er ſtill erſann,
Dran tauſend Herzen ihre Freude haben.
Wer ließe nicht gern wiegen ſich ſein Leid
In heitre Traumesruh zu müß'ger Stunde?
Wer tränke nicht ſich gern Vergeſſenheit,
Vom Wein der Dichtung ſchlürfend bis zum Grunde?

Da wird der Schmerz noch zauberſchön verklärt,
Der an das Herz tritt hart und herb und böſe:
Doch wißt ihr auch, wie lang, wie lang es währt,
Bis daß ſein Schrei in Melodie ſich löſe?
Ihr wißt es nicht: ihr ſeht nur bunt geſchmückt
Die öde Wirklichkeit mit Klang und Bildern,
Und preiſt den Dichter darum hoch beglückt,
Der euch vermag die Bitterkeit zu mildern.

Ein bittres Glück! das nur in Träumen lebt,
Um das Geſchick des Lebens zu vergeſſen:
Du armer Träumer, der zum Höchſten ſtrebt,
Und in den tiefſten Winkeln ſtets geſeſſen.
O Dichterloos! O Glück der Poeſie!
Wann ruhteſt ſorglos du am eignen Heerde?
Gejagt vom Schatten düſtrer Phantaſie,
Vom Fluch der Noth durchirrſt du ſcheu die Erde.

Tritt du heran, du edles Dichterbild,
Das dem Jahrhundert hoch vorangeſchritten:
Auf deinem Antlitz, Schiller, ernſt und mild,
Steht tief geſchrieben, was du einſt gelitten.
Steig' du hernieder von dem todten Stein,
Ein lebend Denkmal ſoll dir neu erſtehen:
In deinem Namen ſoll geholfen ſein
Den Geiſtern, die im Elend trüb vergehen.

Ihr, deren Daſein hold die Kunſt verſchönt,
Ihr Glücklichen, im Sonnenſchein der Freuden:
Und ihr, in deren Kummernächte tönt
Ein tröſtend Lied wie leiſes Glockenläuten:
Ihr jungen Herzen, denen hoch erglüht
Im Geiſtesfeuer der Begeiſtrung Streben:
Du Zecherkreis, von Sang und Luſt umſprüht,
Mit ſeinem Lied laßt auch den Dichter leben!

Mein deutſches Land, du Land voll Klang und Schall!
Noch hat dein Volk es nicht verlernt, zu ſingen:
Viel hundertſtimmig tönt's im Wiederhall,
Aufrauſcht der Geiſt auf hellen Liedes Schwingen.
Doch heimathlos im Staub der Dichter irrt,
Die Streu der Noth iſt ſeines Hauptes Bette:
O Zeit, wann kommſt du, wo dem Aermſten wird
Auf dieſer Erde eine frohe Stätte?

Karl Weller.

Ernſt Almwart.

Das iſt es, was mich alſo kränkt.

Das iſt es, was mich alſo kränkt,
Daß, ach! ſo ſchnell die Zeit enteilt,
Daß, noch vom „Jetzt“ nicht ſatt getränkt,
Schon in dem „Einſt“ die Seele weilt.

Die ſchönſte Stunde, jahrelang
Herbeigeſehnt und heiß erfleht,
Sie kommt dann wie ein kurzer Klang,
Er tönt, entzücket und — verweht!

Aus den Alpen.

Mir iſt's auf ſteiler Alpenbahn,
Als ſchritt' dein holdes Bild voran,
Unſichtbar winkſt du mit der Hand,
Zu dir iſt ſtets mein Blick gewandt.

Du ſchreiteſt vor — ich folge mit,
Und wo geweilt dein Geiſtertritt,
Da ſproßt in kurzer Zeit darauf
Die zarte Alpenroſe auf.

Schon taucht der erſte Stern hervor,
Bald glänzt der ganze, helle Chor,
Und Sterne wandeln auf und ab —
Mein Sternbild nur ſinkt nicht hinab!

Chr. Feuerhammer.

Seufzer eines Unglücklichen.

Das Leben iſt ein Traum, ſo hört' ich neulich ſagen
O wäre dies mein größtes Leid!
Müßt ich nur nicht aus tiefſter Seele klagen:
Für mich iſt's bittre Wirklichkeit.

Die Sonnenuhr.

Gewiß, dich hat kein Trauernder erfunden,
Denn du zählſt nur die heitern Stunden.

Der Heuchler.

Er ſitzt zerknirſcht ſtets in der Kirche,
Verdreht die Augen jammervoll;
Wer ihn nicht kennt, der ſtünde Bürge,
An ihm ſei heilig jeder Zoll.
Doch, wer ihn kennt, ſpricht: Eben das
Vollendet ſeiner Sünden Maß.

An einen Poeten.

Damals war es, als die erſte Würz' in deine Verſe kam,
Als der Krämer unſers Städtchens ſie zu Pfefferdüten nahm.

Auf manche Herausgeber.

Manche dieſer Herren gäben von dem Autor, wenn es ging',
Uns zuletzt noch eine Probe, wann er an zu kritzeln fing.

Theodor Vakody.

Eine Welt.

Stille, klar und lieblich helle
Biſt du wie die reinſte Quelle,
Und ein Bergſtrom ernſt und wild
Brauſend, toſend iſt mein Bild.

Einem Eiland wundermächtig
Gleichſt du, blühend ſchön und prächtig,
Und dem ernſten Felsgeſtein
Tief im Meer, gleich ich allein.

Dem Gebet, dem andachtvollen,
Gleichſt du — ich dem argen Grollen,
Du dem Glücke und dem Thal,
Ich dem Berge und der Qual.

Du den Fluren und der Küſte,
Ich dem Meere und der Wüſte,
Du dem Tage, ich der Nacht,
Du dem Frieden, ich der Schlacht.

Ich bin Adler, du die Taube,
Ich der Zweifel, du der Glaube,
Du die Blume, ich der Baum,
Ich das Leben, du der Traum.

Du das Himmelszelt voll Sonnen,
Ich die Erde arm an Wonnen,
Drum vereint wie's Gott gefällt —
Sind wir eine ganze Welt.

Drei Fragen.

Warum ich liebe, soll ich sagen?
Wie klingt die Frage sonderbar;
Liegt doch die Antwort tief begraben
In deinem treuen Augenpaar.

Warum ich liebe soll ich sagen?
Weil nur das Lieben — Leben ist,
Und weil im reinen süßen Lieben
Die Seele sich in Lust ergießt.

Und wie ich liebe, soll ich sagen?
So wahr und ernst in hoher Luft,
Wie Mond und Stern die Sonne lieben —
So still der Liebe kaum bewußt.

Und wie ich liebe, soll ich sagen?
So wie die Imme liebt die Blum,
So inniglich, so treu und selig,
So glücklich und so fromm, so stumm.

Und wen ich liebe, soll ich sagen?
Ich lieb der Gottheit schönste Zier,
Ich lieb die Tugend und die Weisheit,
Und Alles das lieb ich in dir.

Und wen ich lieb, soll ich dir sagen?
Ich lieb den Frieden, lieb die Ruh,
Ich lieb den Schutzgeist meines Lebens,
Und dieser Schutzgeist — der bist du.

K. W. Bandlin.

Der Heimathloſe.

Haſt deine Erde allen Kindern
Zur Heimath, Herr, gegeben;
Und meine Brüder woll'n mich hindern,
Wie ſie, in meinem Heim zu leben!
Wohin ich komm', heißt's heimathlos!
Ach, heimathlos aus jedem Munde,
Und alles Eigens bin ich blos
Und aller Lieb auf weiter Runde.

Ich laſſ' in dunkler Wälder Mitte
Auf feuchtem Moos in Schlaf mich rauſchen,
Um noch im Schlaf der Häſcher Tritte,
Der ſtets mich hetzenden, zu lauſchen.
Des Waldes Wild hat ſeinen Bann;
Der Fuchs ruht Nachts im ſichern Baue —
Allein mir armen, armen Mann
Bleibt keine Statt, wohin ich ſchaue.

Wo ich nur pilg're, ſitze, lag're —
Da iſt für mich verbot'ner Boden,
Und wollt' ich ſelbſt das Feld, das mag're,
Der höchſten Wildniß für mich roden:
Fort! brüllt des Büttels Machtgebot,
Fort zwiſchen dieſes Schubes Achſen!
Für Heimathloſe und den Tod
Iſt auf der Welt kein Kraut gewachſen!

Nun ſtellt euch zuſammen in eine Reih',
Wo's luſtig iſt, bin ich ja immer dabei:
Drum will ich Euch geigen
Zum fröhlichen Reigen —
Wie bin ich ſo ſelig, juchhei!

Beim Spinnen nächtlich ſitzen
Zwei Mädchen ganz allein,
Ich ſah ihre Aeuglein blitzen
In Mond- und Sternenſchein.

Hell wie der Flachs an der Kunkel
Glänzt einer das güldne Haar,
Der andern Zöpfe ſind dunkel
Und dunkel das Augenpaar.

Da ſagt die Blonde zur Braunen
Und ſchämig ihr Auge lacht:
„Laß dir ins Ohr nur raunen,
Wie ſchön mir geträumt in der Nacht.

„Der Kunz, der geſtern gegangen,
Weils ihn zum Wandern trieb,
Der küßt mir im Traum die Wangen
Und nannte mich ſein Lieb" —

Da ſagte die Braune zur Blonden:
„Solch Träumen würde mich reun;
Der Kunz und ich, wir konnten
Im Wachen der Küſſe uns freun.

„Und die er mir gegeben,
Hab ich ihm nicht verwehrt,
Er liebt mich ja für ſein Leben:
O! daß er bald wiederkehrt!"

Da ſah ich die Blonde ſich wenden,
Ihr Antlitz ſchnell erblich,
Sie barg es in den Händen
Und weinte bitterlich.

Es mag' die Lieb oft ſüße ſein,
Viel beſſer ſchmeckt mir doch der Wein,
Iſt's nur ein Glas vom reinen.
Ich hab' der Liebe abgeſagt,
Weil ſie am leichten Muthe nagt —
Denn Liebe macht ja weinen.

Wohl ſeh' ich ſchöne Mädchen gern,
Seh' gern in ihrer Augen Stern',
Weil ſie ſo lieblich ſcheinen;
Doch keine lieb' ich allzuſehr,
Daß mir das Scheiden fiele ſchwer —
Die Liebe macht ja weinen.

Und ich will lachend durch die Welt,
So lange ſie mir noch gefällt,
Fortgehn auf jungen Beinen,
Mit Sang und Klang von Ort zu Ort, —
Ade, ihr Mädchen, ich muß fort:
Sonſt macht die Lieb' mich weinen.

Moritz Graf Bentheim-Tecklenburg.

Hohen Limburg.

Wo der Lenne klare Wellen
Felsen links und rechts umspielen
Und des Wohlstands Segensquellen
Thät'ge Hände sich erzielen,
Liegt ein freundlich großer Flecken,
Rings von Bergen hold umsäumet,
Wo in dunkeln Felsverstecken
Grauer Vorzeit Sage träumet.

Aus dem Blüthenkranz der Bäume
Raget stattlich eine Veste,
Durch des Schlosses traute Räume
Ziehen säuselnd milde Weste,
Auf der hohen Bergterrasse
Liegt die Abendröthe lange,
Während auf belebter Straße
Frachtgut rollt im schweren Gange.

Wenn des Posthorns helle Klänge
Ueber Schlucht und Höhen dringen,
In der Waldnacht Schattengänge
Muntrer Vögel Lieder klingen,
O dann fühl' ich Geisternähe
Durch die dunkeln Blätter rauschen,
Halte an den Schritt und spähe,
Möchte dem Geflüster lauschen.

Und es ruht das Auge trunken
Auf der Landschaft Farbentinten,
Bis der Sonne letzte Funken
Sanft verglimmen und entschwinden;
Und der Abendfeier Glocken
Aus dem Thal zum Berge tönen,
Und die Echo mit Frohlocken
Tausendstimmig es verschönen.

Streifest du auf Wanderfahrten
Einst an diese holde Gauen,
Tritt in Limburgs Schloß und Garten,
Dort den Zauber zu beschauen:
Zauber, der in Nacht versenket
Trüber Alltagswelt Gebilde,
Zauber der empor dich lenket
In verklärtere Gefilde.

Michel Berend.

O wenn dir Gott ein Lieb geschenkt —

O wenn dir Gott ein Lieb geschenkt,
Behalt es treu im Herzen,
Und was dich quält und was dich kränkt,
Mit ihr kannst du's verschmerzen;
Es schwindet jedes Leid der Welt,
Wenn Liebchens Thräne darauf fällt —
Drum wenn dir Gott ein Lieb geschenkt,
Behalt es treu im Herzen.

Wenn fromm auf dich ihr Auge ſchaut,
Aus Bitterm wird das Süß'ſte,
Wie, wenn der Himmel tröſtend blaut,
Zum Paradies die Wüſte.
Der Hader und der Wahn ſchläft ein,
Das wilde Herz wird ſtill und rein —
Wenn fromm auf dich ihr Auge ſchaut,
Aus Bitterm wird das Süß'ſte.

Zieh von dir, wenn du zu ihr trittſt,
Die ſtaub'gen Erdenſchuhe,
Und was du duldeteſt und littſt,
Das ſingt ihr Wort zur Ruhe;
Wie wo der Herr beſchritt den Grund,
Viel tauſend Blumen blühn zur Stund' —
Zieh von dir, wenn du zu ihr trittſt,
Die ſtaub'gen Erdenſchuhe!

....Doch wenn du ſie verloren haſt,
Voll Jammers, unermeſſen —
O denk', in deiner Schmerzen Laſt,
Denk', daß du ſie beſeſſen!
Und will das Herz dir brechen ſchier,
Fluch nicht der Welt, noch ihr und dir —
Auch wenn du ſie verloren haſt,
Denk', daß du ſie beſeſſen.

O ſüßer Ton und reiner Glanz,
Wie füllt ihr meine Seele ganz,
Und machet mir das Herze
So duldſam allem Schmerze!

Den Trunk und einen Kuß im Geiſt
Ihr, die ich liebe allermeiſt,
Und die ich doch muß meiden,
Ihr dieſen Kuß zum Scheiden.

Verzichten iſt ein bittres Loos,
Darum ſchon manche Thräne floß;
Verzichten und Entſagen,
Wer hilft es einem tragen?

Und iſt dein Herz nicht ſtark genug,
Ein Fels, den ſchon manch Wetter ſchlug
Und konnt ihn nicht zertrümmern,
Wirſt Dich zu Tode kümmern.

Geht dann zu Ende deine Pein
Was mag dein Troſt im Sterben ſein?
Verzichten und Entſagen
Nun lernſt du es ertragen. —

Dir, ſtiller Wandler durch die Nacht,
Dir ſei, o Mond, dieß Glas gebracht!
Den Gräbern darauf die Neige —
Wer klagen will, der ſchweige.

Weinend leg' ich mein müdes Haupt
An dieſem Herzen nieder —
Und was mir auch draußen verloren ging,
Hier find' ich es Alles wieder!

Guſtav Bernhard.

Serenade.

Auf den Wellen weicher Töne
Schwebt Dir meine Seele zu,
Schwebt um Dich, geliebte Schöne,
Wie ein Traum in ſüßer Ruh.

Zu den Wellen dieſer Laute
Schlägt den Tact mein ſtürmiſch Herz;
Wärſt Du mein, Du holde Traute!
Ewig mein in Luſt und Schmerz.

Nur bei Nacht und Sternenkerzen
Tönt der Schlag der Nachtigall,
Alſo dringt aus vollem Herzen
Nachts der Liebeslieder Schall.

Gern mit Engelharfenklange
Säng' ich, Schönſte, Dich zur Ruh',
Menſchlich doch tönt's im Geſange
Und der Engel biſt nur Du.

Auguſt Becker.

Spielmann's Wanderlieder.

Ein ſchlampiges Hütlein auf goldenem Haar,
Ein ſchwankendes Federlein drauf,
Die Seele ſo frei und das Auge ſo klar,
So geht es bergab und bergauf;
Das Auge ſo klar und die Seele ſo frei,
Wo's luſtig iſt, bin ich ja immer dabei,
Im Arme die Fiedel —
Im Herzen das Liedel —
Wie bin ich ſo ſelig, juchhei!

Guten Morgen, du Welt, du herrliche Welt!
Guten Morgen, du blühende Au!
Wie leuchtet die Sonne von blauem Gezelt,
Wie ſchimmert und flimmert der Thau!
Wohl hält mich umfangen der fröhliche Mai,
Wo's luſtig iſt, bin ich ja immer dabei!
Waldvöglein ſingen
Die Saiten erklingen —
Wie bin ich ſo fröhlich, juchhei!

Gott grüß euch, ja grüß euch im grünen Revier,
Ihr Mädchen, ſo lieblich und hold!
Die Mündlein ſo roth, wie lachen ſie mir,
Wie glänzen die Locken von Gold!

Gebt einen Mosesstab, zu hindern schnell
— Nicht um ihn zu entfesseln diesen Quell! —
Es dämmert schon herauf die Morgenröthe,
Sie, welche Andre auf zum Leben weckt,
Sie hat vielleicht die Macht, daß sie ertödte
Den Veitstanz der Gedanken, der mich neckt,
In ihre Flammen, welche rosig blühen,
Wird meine Qual verdampfen und verglühen.
Ja endlich werden Geist und Körper schlaff;
Ausfiberiren wie gestrichne Saiten
Die aufgeregten Nerven. — Du, der Leiden
Besänftiger! sei mir willkommen, Schlaf!

Die Vergangenheit.

Ach! die Vergangenheit ist hier auf Erden
Das sinnigste und treuste Mägdelein,
Und ob wir ihr auch täglich untreu werden,
Läßt sie uns stets doch gern ins Kämmerlein,
Wohin wir liebend angstbeklommen flüchten,
Wenn uns die Zukunft drohend will vernichten;
Vergangenheit schwatzt dann uns Mährchen vor
Und trunken, süßgetröstet lauscht das Ohr; —
Und lacht uns an der nächste Augenblick,
Fliehn doch wir undankbar von ihr zurück.

Friedrich Biedermann.

Dſchebel Makus.

Vom Horeb abwärts nach dem rothen Meere
Iſt Dſchebel Makus, Glockenberg, gelegen,
Den fromme Pilger zu erſteigen pflegen,
Wenn ſie beſucht des Sinai Altäre.

Und wie im Wandern nun ihr der Tritt, der ſchwere,
Den loſen Sandgrund lockernd macht ſich regen,
Tönt ihnen Glockenſchlag daraus entgegen,
Als ob ein Kloſter dort verſchüttet wäre.

So wandern oft gleich Pilgern die Gedanken,
Die gern ſich um der Jugend Feſtzeit ranken,
Die lock're Sandſpur der Erinnerung,

Aus deren Tiefe in beſeeltem Schwung
Aufklingen ſchmerzlich ſüße Klagetöne,
Als ſei zu Grab getragen alles Schöne.

Nachtigallenſchlag.

Ich lag im Waldesſchatten dem Aug' der Welt verſteckt,
Den Fuß, den wandermatten, in's duft'ge Moos geſtreckt.

Es flammte durch die Bäume der letzte Sonnenſchein,
Und in Erinn'rungsträume ſpann ſich die Seele ein.

An mir vorüberglitten der Jahre bunte Reih'n:
So heiß geliebt — gelitten! und einſam doch — allein!

Kein treues Herz zu werben die lange Lebenszeit, —
Mir war, als müßt' ich ſterben am Weh der Einſamkeit!

Da tönte aus den Zweigen mit ſüß melod'ſchem Schall,
Hernieder in das Schweigen das Lied der Nachtigall.

In meines Herzens Tiefe klang es herab ſo traut,
Mir war, als ob mich's riefe mit längſt verſcholl'nem Laut!

Mir deine Stimme klänge, ſo lockend: komm' doch komm'!
Sich ſehnend zu mir dränge dein Blick ſo lieb und fromm!

Das Herz ich fühlte ſchwellen von ſüßer Trunkenheit,
Die Augen überquellen von ſtummer Seligkeit! —

O laßt, ihr Nachtigallen! laßt eu're Liedesluſt
Voll ſüßen Troſtes ſchallen in jede bange Bruſt!

Erſte Liebe.

Sei gegrüßt auf meinem Fluge
Mir, du traute Bergesſtadt!
In das Stammbuch meines Glückes
Reihteſt du ein theures Blatt!

Zwar ein längſt entſchwund'nes Datum
Zeichnet dieſes Blattes Rand;
Dreizehn Jahre, ſeit der Knabe
Seine erſte Liebe fand!

Und es ruht das Auge trunken
Auf der Landschaft Farbentinten,
Bis der Sonne letzte Funken
Sanft verglimmen und entschwinden;
Und der Abendfeier Glocken
Aus dem Thal zum Berge tönen,
Und die Echo mit Frohlocken
Tausendstimmig es verschönen.

Streifest du auf Wanderfahrten
Einst an diese holde Gauen,
Tritt in Limburgs Schloß und Garten,
Dort den Zauber zu beschauen:
Zauber, der in Nacht versenket
Trüber Alltagswelt Gebilde,
Zauber der empor dich lenket
In verklärtere Gefilde.

Michel Berend.

O wenn dir Gott ein Lieb geschenkt —

O wenn dir Gott ein Lieb geschenkt,
Behalt es treu im Herzen,
Und was dich quält und was dich kränkt,
Mit ihr kannst du's verschmerzen;
Es schwindet jedes Leid der Welt,
Wenn Liebchens Thräne darauf fällt —
Drum wenn dir Gott ein Lieb geschenkt,
Behalt es treu im Herzen.

Wenn fromm auf dich ihr Auge ſchaut,
Aus Bitterm wird das Süß'ſte,
Wie, wenn der Himmel tröſtend blaut,
Zum Paradies die Wüſte.
Der Hader und der Wahn ſchläft ein,
Das wilde Herz wird ſtill und rein —
Wenn fromm auf dich ihr Auge ſchaut,
Aus Bitterm wird das Süß'ſte.

Zieh von dir, wenn du zu ihr trittſt,
Die ſtaub'gen Erdenſchuhe,
Und was du duldeteſt und littſt,
Das ſingt ihr Wort zur Ruhe;
Wie wo der Herr beſchritt den Grund,
Viel tauſend Blumen blühn zur Stund' —
Zieh von dir, wenn du zu ihr trittſt,
Die ſtaub'gen Erdenſchuhe!

....Doch wenn du ſie verloren haſt,
Voll Jammers, unermeſſen —
O denk', in deiner Schmerzen Laſt,
Denk', daß du ſie beſeſſen!
Und will das Herz dir brechen ſchier,
Fluch nicht der Welt, noch ihr und dir —
Auch wenn du ſie verloren haſt,
Denk', daß du ſie beſeſſen.

An meine Mutter.

Gelobt ſei der Herr, daß ich deine Hand
Mit heißen Thränen darf näſſen —
Ich habe dich wieder, o Mutterherz,
Und will nun alles vergeſſen.

Die Jugend ging hin und die Freundſchaft mit,
Die Liebe vergaß das Lieben —
O Mutter, von Allem was ich beſaß,
Biſt du, nur du mir geblieben.

....Du haſt dein Wohl, dein Hoffen, dein Weh
Mit dem deines Kindes geeinet,
Du haſt — da mir nicht mehr zu helfen war,
Gebetet für mich und geweinet.

Du haſt dich in meiner Freude gefreut
Und die Wunden, die mir geſchlagen,
Du haſt ſie alle gleich mir gefühlt —
Doch ohne gleich mir zu klagen.

....Vergieb mir, Herr, daß ich gar ſo oft
Vergiftet habe ihr Leben,
Vergieb mir, daß ſie es getragen hat,
Vergieb mir, daß ſie es vergeben!

Sieh Mutter, nach manchem langen Jahr
Kehr' ich dir wieder auf's neue,
Nur deines von allen Herzen ich fand
Voll der alten Liebe und Treue.

Weinend leg' ich mein müdes Haupt
An dieſem Herzen nieder —
Und was mir auch draußen verloren ging,
Hier find' ich es Alles wieder!

Guſtav Bernhard.

Serenade.

Auf den Wellen weicher Töne
Schwebt Dir meine Seele zu,
Schwebt um Dich, geliebte Schöne,
Wie ein Traum in ſüßer Ruh.

Zu den Wellen dieſer Laute
Schlägt den Tact mein ſtürmiſch Herz;
Wärſt Du mein, Du holde Traute!
Ewig mein in Luſt und Schmerz.

Nur bei Nacht und Sternenkerzen
Tönt der Schlag der Nachtigall,
Alſo dringt aus vollem Herzen
Nachts der Liebeslieder Schall.

Gern mit Engelharfenklange
Säng' ich, Schönſte, Dich zur Ruh',
Menſchlich doch tönt's im Geſange
Und der Engel biſt nur Du.

Schlafloſigkeit.

Ha wie ſie ſchleichen ſacht, ganz ſacht,
Dämoniſch dieſe Stunden in der Nacht! —
Wie aus ganz naher Geiſterwelt ein Flüſtern
Geſpenſterhaft hallt jedes neue Kniſtern.
Und horch! das Holzwürmlein im ſchnellen Tact
— Man nennts die Todtenuhr — es pickt und hackt,
Als zimmert' es ein Särglein für das Herz,
Das gleichfalls hämmert, ſtets in Luſt und Schmerz. —
Lebendig gleichſam in dem Bett begraben,
Wälzt ſich der Körper in den heißen Kiſſen,
Der Geiſt arbeitet wie ein bös Gewiſſen
Und kann nicht ruhn, ſich nicht erholend laben.
Im tollen Wirbel ſpielen die Geſtalten —
Wo kommen ungerufen ſie nur her?
Die gaukelnd und groteſk im Geiſte walten
Gleich wie ein poſſenhaftes Bildermeer,
Das hingemalt, buntſchäckig und zerſtückt,
Von hundert Malern, die im Hirn verrückt. —
Die Glocke tönet zwei nach Mitternacht,
Die einz'ge Freundin iſt's die mit mir wacht,
Doch ſehr langweilig ernſt, denn jede Stunde
Gehn ein Paar Worte nur aus ihrem Munde. —
Wer dämmet dieſen Quell mir von Gedanken,
Der unaufhörlich ſprudelt ohne Schranken,
Sich über Felſenſtücke ſtürzend toſet
Und plätſchernd mit des Ufers Blumen koſet,
Mit weißen Lippen küßt der Klippen Mooſe
Und ſchöne Nymphen wiegt im Wellenſchooße? —

Gebt einen Moſesſtab, zu hindern ſchnell
— Nicht um ihn zu entfeſſeln dieſen Quell! —
Es dämmert ſchon herauf die Morgenröthe,
Sie, welche Andre auf zum Leben weckt,
Sie hat vielleicht die Macht, daß ſie ertödte
Den Veitstanz der Gedanken, der mich neckt,
In ihre Flammen, welche roſig blühen,
Wird meine Qual verdampfen und verglühen.
Ja endlich werden Geiſt und Körper ſchlaff;
Ausfiberiren wie geſtrichne Saiten
Die aufgeregten Nerven. — Du, der Leiden
Beſänftiger! ſei mir willkommen, Schlaf!

Die Vergangenheit.

Ach! die Vergangenheit iſt hier auf Erden
Das ſinnigſte und treuſte Mägdelein,
Und ob wir ihr auch täglich untreu werden,
Läßt ſie uns ſtets doch gern ins Kämmerlein,
Wohin wir liebend angſtbeklommen flüchten,
Wenn uns die Zukunft drohend will vernichten;
Vergangenheit ſchwatzt dann uns Mährchen vor
Und trunken, ſüßgetröſtet lauſcht das Ohr; —
Und lacht uns an der nächſte Augenblick,
Fliehn doch wir undankbar von ihr zurück.

Friedrich Biedermann.

Dſchebel Nakus.

Vom Horeb abwärts nach dem rothen Meere
Iſt Dſchebel Nakus, Glockenberg, gelegen,
Den fromme Pilger zu erſteigen pflegen,
Wenn ſie beſucht des Sinai Altäre.

Und wie im Wandern nun ihr der Tritt, der ſchwere,
Den loſen Sandgrund lockernd macht ſich regen,
Tönt ihnen Glockenſchlag daraus entgegen,
Als ob ein Kloſter dort verſchüttet wäre.

So wandern oft gleich Pilgern die Gedanken,
Die gern ſich um der Jugend Feſtzeit ranken,
Die lock're Sandſpur der Erinnerung,

Aus deren Tiefe in beſeeltem Schwung
Aufklingen ſchmerzlich ſüße Klagetöne,
Als ſei zu Grab getragen alles Schöne.

Nachtigallenſchlag.

Ich lag im Waldesſchatten dem Aug' der Welt verſteckt,
Den Fuß, den wandermatten, in's duft'ge Moos geſtreckt.

Es flammte durch die Bäume der letzte Sonnenſchein,
Und in Erinn'rungsträume ſpann ſich die Seele ein.

An mir vorüberglitten der Jahre bunte Reih'n:
So heiß geliebt — gelitten! und einſam doch — allein!

Kein treues Herz zu werben die lange Lebenszeit, —
Mir war, als müßt' ich ſterben am Weh der Einſamkeit!

Da tönte aus den Zweigen mit ſüß melod'ſchem Schall,
Hernieder in das Schweigen das Lied der Nachtigall.

In meines Herzens Tiefe klang es herab ſo traut,
Mir war, als ob mich's riefe mit längſt verſcholl'nem Laut!

Mir deine Stimme klänge, ſo lockend: komm' doch komm'!
Sich ſehnend zu mir dränge dein Blick ſo lieb und fromm!

Das Herz ich fühlte ſchwellen von ſüßer Trunkenheit,
Die Augen überquellen von ſtummer Seligkeit! —

O laßt, ihr Nachtigallen! laßt eu're Liedesluſt
Voll ſüßen Troſtes ſchallen in jede bange Bruſt!

Erſte Liebe.

Sei gegrüßt auf meinem Fluge
Mir, du traute Bergesſtadt!
In das Stammbuch meines Glückes
Reihteſt du ein theures Blatt!

Zwar ein längſt entſchwund'nes Datum
Zeichnet dieſes Blattes Rand;
Dreizehn Jahre, ſeit der Knabe
Seine erſte Liebe fand!

Dreizehn Jahre! doch ſie kehren
Der Erinn'rung raſch zurück,
Und ich bin der Knabe wieder,
Dem die Liebe lacht, — das Glück!

Und, wie da, umkreiſ' ich wieder
Das mir wohlbekannte Haus,
Sende ſehnſuchtsvoll die Blicke
Nach dem lieben Fenſter aus.

Du dort oben, ſchlanke Dame
Mit dem feinen Angeſicht,
Biſt du meine Knabenliebe,
Meiner Kindheit Sonnenlicht?

Wer mir's ſagte! Sieben Jahre —
Und im zwanzigſten wohl heut'!
Wer noch kennt die Knoſp' im Kelche,
Den die volle Roſe beut!

Schöne Roſe! Amoroſe!
Ja, dein ſtolzes Herz durchfliegt
Keine Ahnung, daß ich Schwärmer
Einſt dich auf dem Knie gewiegt!

Daß ich einſt mit dir getändelt,
Deine Roſenwang' berührt,
Deinen Lockenkopf geküſſet,
Dich als Bräutchen aufgeführt!

Ja, ſo war es! doch zu nahen,
Nur zu fragen, wehrt die Scham,
Und ich muß dich meiden, ſchweigen,
Ziehen wieder, wie ich kam!

Weinend leg' ich mein müdes Haupt
An dieſem Herzen nieder —
Und was mir auch draußen verloren ging,
Hier find' ich es Alles wieder!

Guſtav Bernhard.

Serenade.

Auf den Wellen weicher Töne
Schwebt Dir meine Seele zu,
Schwebt um Dich, geliebte Schöne,
Wie ein Traum in ſüßer Ruh.

Zu den Wellen dieſer Laute
Schlägt den Tact mein ſtürmiſch Herz;
Wärſt Du mein, Du holde Traute!
Ewig mein in Luſt und Schmerz.

Nur bei Nacht und Sternenkerzen
Tönt der Schlag der Nachtigall,
Alſo dringt aus vollem Herzen
Nachts der Liebeslieder Schall.

Gern mit Engelharfenklange
Säng' ich, Schönſte, Dich zur Ruh',
Menſchlich doch tönt's im Geſange
Und der Engel biſt nur Du.

Am Meeresſtrande.

Am Meeresufer ſtreich ich hin,
Und freier wird mir's um den Sinn,
Die Welle rauſchet mir ihr Lied,
Und Heiterkeit die Bruſt durchzieht.

Hoch über mir, des Sturmes Geiſt,
Auf weißer Schwing die Möve kreiſt,
Es tönt ihr ſchrillender Geſang
Die feuchte Wogenbahn entlang.

Der Wind weht friſch und kühl landein,
Die Lunge athmet frei und rein,
Die Woge ſchäumt, es ſchwillt die Fluth —
O Meer! du giebſt mir Lebensmuth!

Ulrich Biſſinger.

Maria und Bernhard von Clairvaux.

In einer frühen Morgenſtunde
Erhob von ſeinem Lager ſich
Sankt Bernhard einſt, der Gotteswerthe
Der Weiſe und der Liebverklärte;
Der Mann, der Alles überwand,
Was ſeinem Geiſte widerſtand.

Gebt einen Mosesstab, zu hindern schnell
— Nicht um ihn zu entfesseln diesen Quell! —
Es dämmert schon herauf die Morgenröthe,
Sie, welche Andre auf zum Leben weckt,
Sie hat vielleicht die Macht, daß sie ertödte
Den Veitstanz der Gedanken, der mich neckt,
In ihre Flammen, welche rosig blühen,
Wird meine Qual verdampfen und verglühen.
Ja endlich werden Geist und Körper schlaff;
Ausfiberiren wie gestrichne Saiten
Die aufgeregten Nerven. — Du, der Leiden
Besänftiger! sei mir willkommen, Schlaf!

Die Vergangenheit.

Ach! die Vergangenheit ist hier auf Erden
Das sinnigste und treuste Mägdelein,
Und ob wir ihr auch täglich untreu werden,
Läßt sie uns stets doch gern ins Kämmerlein,
Wohin wir liebend angstbeklommen flüchten,
Wenn uns die Zukunft drohend will vernichten;
Vergangenheit schwatzt dann uns Mährchen vor
Und trunken, süßgetröstet lauscht das Ohr; —
Und lacht uns an der nächste Augenblick,
Fliehn doch wir undankbar von ihr zurück.

Hin, wo das Haus des Heiligen ſteht,
Und Andacht zu Maria fleht.

Nun tritt er in den heiligen Hallen
Zum weihrauchduftenden Altar.
Sieh, da erhebt ſich auf dem Throne
Maria mit dem zarten Sohne!
Erſtaunt und ſtrafend hält ihr Blick
Sankt Bernhard vom Altar zurück.

Sie ſprach: „Gegrüßet ſei, Bernharde!
„Doch ſage an, woher ſo ſpät?“
Dieß hörend läßt die ganze Menge
Verſtummen Vota und Geſänge.
Sankt Bernhard neigt ſich ehrfurchtsvoll,
Und weiß wohl, was er ſagen ſoll.

Jetzt, mit der Unſchuld ſanfter Kühnheit,
Mit eines Engels Freudigkeit
Sprach er: „erſt that ich gute Werke,
„Dann ſucht' ich dich. Maria, merke:
„Es reden, wie Sankt Paulus ſpricht,
„In der Verſammlung Weiber nicht.“ —

Seitdem ſprach die Gebenedeite
Nie mehr im Gott geweihten Haus,
Gedenkend immer im Gebete
Mit Demuth ihres Sohnes Rede:
„Wer Gutes thut, iſt ſtets bei mir,
„Da gilt es gleich, ob dort ob hier.“

An mir vorüberglitten der Jahre bunte Reih'n:
So heiß geliebt — gelitten! und einſam doch — allein!

Kein treues Herz zu werben die lange Lebenszeit, —
Mir war, als müßt' ich ſterben am Weh der Einſamkeit!

Da tönte aus den Zweigen mit ſüß melod'ſchem Schall,
Hernieder in das Schweigen das Lied der Nachtigall.

In meines Herzens Tiefe klang es herab ſo traut,
Mir war, als ob mich's riefe mit längſt verſcholl'nem Laut!

Mir deine Stimme klänge, ſo lockend: komm' doch komm'!
Sich ſehnend zu mir dränge dein Blick ſo lieb und fromm!

Das Herz ich fühlte ſchwellen von ſüßer Trunkenheit,
Die Augen überquellen von ſtummer Seligkeit! —

O laßt, ihr Nachtigallen! laßt eu're Liedesluſt
Voll ſüßen Troſtes ſchallen in jede bange Bruſt!

Erſte Liebe.

Sei gegrüßt auf meinem Fluge
Mir, du traute Bergesſtadt!
In das Stammbuch meines Glückes
Reihteſt du ein theures Blatt!

Zwar ein längſt entſchwund'nes Datum
Zeichnet dieſes Blattes Rand;
Dreizehn Jahre, ſeit der Knabe
Seine erſte Liebe fand!

Zürne nicht.

Anmuth gürtet Deine Lenden,
Schönheit blüht um Deine Glieder,
Schultern, die vor Weiße blenden,
Ziehen dunkle Locken nieder.
Wenn in Deine Zauberkreiſe
Mächtig mich Dein Auge zieht:
Zürne nicht, daß ich Dich preiſe,
Hochbeſeligte! im Lied.

Wenn der junge Frühling wieder
Kommt im blumigen Gewande,
Läßt er auch durch frohe Lieder
Laut verkünden durch die Lande,
Daß von Winters Schnee und Eiſe
Drangvoll ſich die Erde ſchied —
Zu des Frühlings Ruhm und Preiſe
Singt die Nachtigall ihr Lied!

Mit den Füßchen, den behenden
Biſt Du mir ins Herz geſprungen,
Haſt mit Deinen zarten Händen
Meine ganze Kraft bezwungen,
Daß ich gerne die Geleiſe
Kalter Bücherweisheit mied:
Zürne nicht, wenn ich Dich preiſe,
Hochbeſeligte! im Lied.

Mir das Lieblichſte erwähl' ich
Anzubeten und zu loben,
Wer hier ſtrauchelt, der wird ſelig,
Wer hier fällt, der wird erhoben.

Weinend leg' ich mein müdes Haupt
An dieſem Herzen nieder —
Und was mir auch draußen verloren ging,
Hier find' ich es Alles wieder!

Guſtav Bernhard.

Serenade.

Auf den Wellen weicher Töne
Schwebt Dir meine Seele zu,
Schwebt um Dich, geliebte Schöne,
Wie ein Traum in ſüßer Ruh.

Zu den Wellen dieſer Laute
Schlägt den Tact mein ſtürmiſch Herz;
Wärſt Du mein, Du holde Traute!
Ewig mein in Luſt und Schmerz.

Nur bei Nacht und Sternenkerzen
Tönt der Schlag der Nachtigall,
Alſo dringt aus vollem Herzen
Nachts der Liebeslieder Schall.

Gern mit Engelharfenklange
Säng' ich, Schönſte, Dich zur Ruh',
Menſchlich doch tönt's im Geſange
Und der Engel biſt nur Du.

Daß man nicht weiß, geblendet ganz
Von all dem ſtrahlenden Gewimmel,
Wo lieblicher der Sterne Glanz:
Ob auf der Erde, ob am Himmel? —

Doch fürchte nichts! ob ich auch ſpät
Durch Tiflis krumme Straßen gehe,
Und rings, wohin das Auge ſpäht,
So viele ſchmucke Mädchen ſehe!

Im Herzen lebſt Du doch allein!
Du biſt die Sonne — ſie die Sterne;
Ich freue mich am Sternenſchein
Nur wenn der Glanz des Tages ferne...

Louiſe von Hornſtedt.

Das innere Leben.

Das inn're Leben hat nicht Worte
Hat nicht der Rede lauten Schall,
Geſchloſſen iſt die ſtille Pforte
Vor ſeines Reiches Zauberall.

Es mag die Menge ſpähend lauſchen
Das Ohr an die verſchwieg'ne Wand,
Es wollen nicht die Riegel rauſchen
Vor ihrer ungeſchickten Hand.

Gebt einen Mosesstab, zu hindern schnell
— Nicht um ihn zu entfesseln diesen Quell! —
Es dämmert schon herauf die Morgenröthe,
Sie, welche Andre auf zum Leben weckt,
Sie hat vielleicht die Macht, daß sie ertödte
Den Veitstanz der Gedanken, der mich neckt,
In ihre Flammen, welche rosig blühen,
Wird meine Qual verdampfen und verglühen.
Ja endlich werden Geist und Körper schlaff;
Ausfiberiren wie gestrichne Saiten
Die aufgeregten Nerven. — Du, der Leiden
Besänftiger! sei mir willkommen, Schlaf!

Die Vergangenheit.

Ach! die Vergangenheit ist hier auf Erden
Das sinnigste und treuste Mägdelein,
Und ob wir ihr auch täglich untreu werden,
Läßt sie uns stets doch gern ins Kämmerlein,
Wohin wir liebend angstbeklommen flüchten,
Wenn uns die Zukunft drohend will vernichten;
Vergangenheit schwatzt dann uns Mährchen vor
Und trunken, süßgetröstet lauscht das Ohr; —
Und lacht uns an der nächste Augenblick,
Fliehn doch wir undankbar von ihr zurück.

Ludwig Kowitſch.

Ruſtan.

Ruſtan ſchwang vom Hirtenknaben
Sich zum Großvezier empor
Und die Lande des Kalifen
Blühten, wie noch nie zuvor.

Doch auf höchſten Glückes Höhen
Blieb er einfach, ſanft und mild,
Und nicht Stolz und Hochmuth trübten
Seiner Größe reines Bild.

Jahr um Jahr war hingeſchieden —
Machtlos grollten Neid und Haß
Wie ſie auch die Flammen ſchürten
Ohne Raſt und Unterlaß.

Da geſchahs in böſer Stunde,
Daß ein Höfling arg und fein,
Des Kalifen Argwohn weckte
In des Buſens tiefen Schrein!

„Ruſtan hängt am ſchnöden Golde?! —
„Solche Demuth — Heuchelei! —
„Will Gewißheit mir gewinnen,
„Bräche ſie mein Herz entzwei!“

Als der Sterne Glanz verblichen
Und die Sonne neu empor
Aus den rothen Fluthen tauchte,
Ward gepocht an Ruſtans Thor.

An mir vorüberglitten der Jahre bunte Reih'n:
So heiß geliebt — gelitten! und einſam doch — allein!

Kein treues Herz zu werben die lange Lebenszeit, —
Mir war, als müßt' ich ſterben am Weh der Einſamkeit!

Da tönte aus den Zweigen mit ſüß melod'ſchem Schall,
Hernieder in das Schweigen das Lied der Nachtigall.

In meines Herzens Tiefe klang es herab ſo traut,
Mir war, als ob mich's riefe mit längſt verſcholl'nem Laut!

Mir deine Stimme klänge, ſo lockend: komm' doch komm'!
Sich ſehnend zu mir dränge dein Blick ſo lieb und fromm!

Das Herz ich fühlte ſchwellen von ſüßer Trunkenheit,
Die Augen überquellen von ſtummer Seligkeit! —

O laßt, ihr Nachtigallen! laßt eu're Liedesluſt
Voll ſüßen Troſtes ſchallen in jede bange Bruſt!

Erſte Liebe.

Sei gegrüßt auf meinem Fluge
Mir, du traute Bergesſtadt!
In das Stammbuch meines Glückes
Reihteſt du ein theures Blatt!

Zwar ein längſt entſchwund'nes Datum
Zeichnet dieſes Blattes Rand;
Dreizehn Jahre, ſeit der Knabe
Seine erſte Liebe fand!

„Nun, ſo ſei's!“ — die Angeln klirren! —
Todtenſtille wie im Grab! —
Vor dem Herrſcher ruh'n am Boden
Lodenrock und — Hirtenſtab!

„Ruſtan, kannſt du mir vergeben —
„Mann ſo groß, ſo gut und rein!
„Laſſ' mein thränenfeuchtes Auge
„Zeugin tiefſter Reue ſein!“ — —

Durch des Fenſters hohen Bogen
Schien der hellſte, klarſte Tag,
Als im Arme ſeines treuen
Dieners der Kalife lag.

Adolf Böttger.

Barbara Uttmann.

Am Quell, wo im Graſe die Veilchen ſteh'n,
Ruht unter der duftigen Linde
Die liebliche Braut, ihre Locken weh'n
Im neckenden Frühlingswinde,
Der Quell giebt rieſelnd durch Ranken
Muſik den Liebesgedanken.

Lebe wohl denn, ſtolze Roſe!
Höchſter Schönheit Ideal!
Dich nur ſucht' ich, ſüße Kleine,
Die das Herz des Knaben ſtahl!

Lebe wohl denn, Stadt am Berge,
Die der Jugend holde Träume
Wieder mir in's Leben rief:
Erſte Liebe wurzelt tief!

Verlornes Paradies.

Nun geh' ich ach, ſo trüb' einher,
Ich finde jene Welt nicht mehr,
Die geſtern ſonnig vor mir lag;
Die Wolke kam, der Wetterſchlag
Vernichtete das Paradies,
Das deine Liebe mir verhieß!

Es iſt zerſtört, — ich ſah es kaum! —
Und nur vielleicht noch Mal im Traum
Lacht freundlich es auf mich herab;
Es iſt zerſtört! — wie ſich's begab,
Ich weiß es nicht, mir ſchwebt nur vor,
Daß ich für ewig dich verlor!

Am Meeresſtrande.

Am Meeresufer ſtreich ich hin,
Und freier wird mir's um den Sinn,
Die Welle rauſchet mir ihr Lied,
Und Heiterkeit die Bruſt durchzieht.

Hoch über mir, des Sturmes Geiſt,
Auf weißer Schwing die Möve kreiſt,
Es tönt ihr ſchrillender Geſang
Die feuchte Wogenbahn entlang.

Der Wind weht friſch und kühl landein,
Die Lunge athmet frei und rein,
Die Woge ſchäumt, es ſchwillt die Fluth —
O Meer! du giebſt mir Lebensmuth!

Ulrich Hiſſinger.

Maria und Bernhard von Clairvaux.

In einer frühen Morgenſtunde
Erhob von ſeinem Lager ſich
Sankt Bernhard einſt, der Gotteswerthe
Der Weiſe und der Liebverklärte;
Der Mann, der Alles überwand,
Was ſeinem Geiſte widerſtand.

Weinend leg' ich mein müdes Haupt
An dieſem Herzen nieder —
Und was mir auch draußen verloren ging,
Hier find' ich es Alles wieder!

Guſtav Bernhard.

Serenade.

Auf den Wellen weicher Töne
Schwebt Dir meine Seele zu,
Schwebt um Dich, geliebte Schöne,
Wie ein Traum in ſüßer Ruh.

Zu den Wellen dieſer Laute
Schlägt den Tact mein ſtürmiſch Herz:
Wärſt Du mein, Du holde Traute!
Ewig mein in Luſt und Schmerz.

Nur bei Nacht und Sternenkerzen
Tönt der Schlag der Nachtigall,
Alſo dringt aus vollem Herzen
Nachts der Liebeslieder Schall.

Gern mit Engelharfenklange
Säng' ich, Schönſte, Dich zur Ruh',
Menſchlich doch tönt's im Geſange
[illegible] Engel biſt nur Du.

Schlafloſigkeit.

Ha wie ſie ſchleichen ſacht, ganz ſacht,
Dämoniſch dieſe Stunden in der Nacht! —
Wie aus ganz naher Geiſterwelt ein Flüſtern
Geſpenſterhaft hallt jedes neue Kniſtern.
Und horch! das Holzwürmlein im ſchnellen Tact
— Man nennts die Todtenuhr — es pickt und hackt,
Als zimmert' es ein Särglein für das Herz,
Das gleichfalls hämmert, ſtets in Luſt und Schmerz. —
Lebendig gleichſam in dem Bett begraben,
Wälzt ſich der Körper in den heißen Kiſſen,
Der Geiſt arbeitet wie ein bös Gewiſſen
Und kann nicht ruhn, ſich nicht erholend laben.
Im tollen Wirbel ſpielen die Geſtalten —
Wo kommen ungerufen ſie nur her?
Die gaukelnd und groteſk im Geiſte walten
Gleich wie ein poſſenhaftes Bildermeer,
Das hingemalt, buntſchäckig und zerſtückt,
Von hundert Malern, die im Hirn verrückt. —
Die Glocke tönet zwei nach Mitternacht,
Die einz'ge Freundin iſt's die mit mir wacht,
Doch ſehr langweilig ernſt, denn jede Stunde
Gehn ein Paar Worte nur aus ihrem Munde. —
Wer dämmet dieſen Quell mir von Gedanken,
Der unaufhörlich ſprudelt ohne Schranken,
Sich über Felſenſtücke ſtürzend toſet
Und plätſchernd mit des Ufers Blumen koſet,
Mit weißen Lippen küßt der Klippen Mooſe
Und ſchöne Nymphen wiegt im Wellenſchooße? —

Gebt einen Moſesſtab, zu hindern ſchnell
— Nicht um ihn zu entfeſſeln dieſen Quell! —
Es dämmert ſchon herauf die Morgenröthe,
Sie, welche Andre auf zum Leben weckt,
Sie hat vielleicht die Macht, daß ſie ertödte
Den Veitstanz der Gedanken, der mich neckt,
In ihre Flammen, welche roſig blühen,
Wird meine Qual verdampfen und verglühen.
Ja endlich werden Geiſt und Körper ſchlaff;
Ausfiberiren wie geſtrichne Saiten
Die aufgeregten Nerven. — Du, der Leiden
Beſänftiger! ſei mir willkommen, Schlaf!

Die Vergangenheit.

Ach! die Vergangenheit iſt hier auf Erden
Das innigſte und treuſte Mägdelein,
Und ob wir ihr auch täglich untreu werden,
Läßt ſie uns ſtets doch gern ins Kämmerlein,
Wohin wir liebend angſtbeklommen flüchten,
Wenn uns die Zukunft drohend will vernichten;
Vergangenheit ſchwatzt dann uns Mährchen vor
Und trunken, ſüßgetröſtet lauſcht das Ohr; —
Und lacht uns an der nächſte Augenblick,
Fliehn doch wir undankbar von ihr zurück.

Friedrich Biedermann.

Dſchebel Nakus.

Vom Horeb abwärts nach dem rothen Meere
Iſt Dſchebel Nakus, Glockenberg, gelegen,
Den fromme Pilger zu erſteigen pflegen,
Wenn ſie beſucht des Sinai Altäre.

Und wie im Wandern nun ihr der Tritt, der ſchwere,
Den loſen Sandgrund lockernd macht ſich regen,
Tönt ihnen Glockenſchlag daraus entgegen,
Als ob ein Kloſter dort verſchüttet wäre.

So wandern oft gleich Pilgern die Gedanken,
Die gern ſich um der Jugend Feſtzeit ranken,
Die lock're Sandſpur der Erinnerung,

Aus deren Tiefe in beſeeltem Schwung
Aufklingen ſchmerzlich ſüße Klagetöne,
Als ſei zu Grab getragen alles Schöne.

Nachtigallenſchlag.

Ich lag im Waldesſchatten dem Aug' der Welt verſteckt,
Den Fuß, den wandermatten, in's duft'ge Moos geſtreckt.

Es flammte durch die Bäume der letzte Sonnenſchein,
Und in Erinn'rungsträume ſpann ſich die Seele ein.

An mir vorüberglitten der Jahre bunte Reih'n:
So heiß geliebt — gelitten! und einſam doch — allein!

Kein treues Herz zu werben die lange Lebenszeit, —
Mir war, als müßt' ich ſterben am Weh der Einſamkeit!

Da tönte aus den Zweigen mit ſüß melod'ſchem Schall,
Hernieder in das Schweigen das Lied der Nachtigall.

In meines Herzens Tiefe klang es herab ſo traut,
Mir war, als ob mich's riefe mit längſt verſcholl'nem Laut!

Mir deine Stimme klänge, ſo lockend: komm' doch komm'!
Sich ſehnend zu mir dränge dein Blick ſo lieb und fromm!

Das Herz ich fühlte ſchwellen von ſüßer Trunkenheit,
Die Augen überquellen von ſtummer Seligkeit! —

O laßt, ihr Nachtigallen! laßt eu're Liedesluſt
Voll ſüßen Troſtes ſchallen in jede bange Bruſt!

Erſte Liebe.

Sei gegrüßt auf meinem Fluge
Mir, du traute Bergesſtadt!
In das Stammbuch meines Glückes
Reihteſt du ein theures Blatt!

Zwar ein längſt entſchwund'nes Datum
Zeichnet dieſes Blattes Rand;
Dreizehn Jahre, ſeit der Knabe
Seine erſte Liebe fand!

Dreizehn Jahre! doch ſie kehren
Der Erinn'rung raſch zurück,
Und ich bin der Knabe wieder,
Dem die Liebe lacht, — das Glück!

Und, wie da, umkreiſ' ich wieder
Das mir wohlbekannte Haus,
Sende ſehnſuchtsvoll die Blicke
Nach dem lieben Fenſter aus.

Du dort oben, ſchlanke Dame
Mit dem feinen Angeſicht,
Biſt du meine Knabenliebe,
Meiner Kindheit Sonnenlicht?

Wer mir's ſagte! Sieben Jahre —
Und im zwanzigſten wohl heut'!
Wer noch kennt die Knoſp' im Kelche,
Den die volle Roſe beut!

Schöne Roſe! Amoroſe!
Ja, dein ſtolzes Herz durchfliegt
Keine Ahnung, daß ich Schwärmer
Einſt dich auf dem Knie gewiegt!

Daß ich einſt mit dir getändelt,
Deine Roſenwang' berührt,
Deinen Lockenkopf geküſſet,
Dich als Bräutchen aufgeführt!

Ja, ſo war es! doch zu nahen,
Nur zu fragen, wehrt die Scham,
Und ich muß dich meiden, ſchweigen,
Ziehen wieder, wie ich kam!

Lebe wohl denn, ſtolze Roſe!
Höchſter Schönheit Ideal!
Dich nur ſucht' ich, ſüße Kleine,
Die das Herz des Knaben ſtahl!

Lebe wohl denn, Stadt am Berge,
Die der Jugend holde Träume
Wieder mir in's Leben rief:
Erſte Liebe wurzelt tief!

Verlornes Paradies.

Nun geh' ich ach, ſo trüb' einher,
Ich finde jene Welt nicht mehr,
Die geſtern ſonnig vor mir lag;
Die Wolke kam, der Wetterſchlag
Vernichtete das Paradies,
Das deine Liebe mir verhieß!

Es iſt zerſtört, — ich ſah es kaum! —
Und nur vielleicht noch Mal im Traum
Lacht freundlich es auf mich herab;
Es iſt zerſtört! — wie ſich's begab,
Ich weiß es nicht, mir ſchwebt nur vor,
Daß ich für ewig dich verlor!

Am Meeresſtrande.

Am Meeresufer ſtreich ich hin,
Und freier wird mir's um den Sinn,
Die Welle rauſchet mir ihr Lied,
Und Heiterkeit die Bruſt durchzieht.

Hoch über mir, des Sturmes Geiſt,
Auf weißer Schwing die Möve kreiſt,
Es tönt ihr ſchrillender Geſang
Die feuchte Wogenbahn entlang.

Der Wind weht friſch und kühl landein,
Die Lunge athmet frei und rein,
Die Woge ſchäumt, es ſchwillt die Fluth —
O Meer! du giebſt mir Lebensmuth!

Ulrich Hiſſinger.

Maria und Bernhard von Clairvaux.

In einer frühen Morgenſtunde
Erhob von ſeinem Lager ſich
Sankt Bernhard einſt, der Gotteswerthe
Der Weiſe und der Liebverklärte;
Der Mann, der Alles überwand,
Was ſeinem Geiſte widerſtand.

Erſt in die Kirche wollt' er gehen
Und beugen ſich vor ſeinem Herrn;
Und dann erſt mit des Chriſten Würde
Still auf ſich nehmen ſeine Bürde —
Denn, was die Heil'gen herrlich ſchmückt,
Iſt Liebe, die die Welt beglückt.

Und er durchwandelt ſtille Gaſſen;
Sieh, da ereilt ein Mägdlein ihn,
Gar fromm geadelt, wohlgeſittet,
Doch naſſen Auges — und ſie bittet:
„O wollteſt du nicht mit mir geh'n
„Um meiner Mutter beizuſteh'n?"

„Mein Bruder ſtirbt, komm', ihn zu ſegnen;
„Die Mutter jammert, tröſte ſie!
„Verſchloſſen ſind der Reichen Thüren,
„Drum, Vater, wollt' ich dich erküren,
„Zu mildern unſ're große Noth:
„Sei du die Hand, die Gott uns bot."

Die will ich ſein, ſprach Bernhard freundlich,
Und zog das Mägdlein mit ſich fort.
Sie eilten, wie vom Wind getragen,
Zum Hauſe, voll von Sorg' und Klagen.
Als er die Schwelle überſchritt,
Ging tröſtend Gottes Friede mit.

Nachdem er Alles wohl verwaltet,
Was Liebe ihm und Amt gebot;
Da will er länger nicht verweilen;
Schnell ſieht man durch die Stadt ihn eilen

Hin, wo das Haus des Heiligen ſteht,
Und Andacht zu Maria fleht.

Nun tritt er in den heiligen Hallen
Zum weihrauchduftenden Altar.
Sieh, da erhebt ſich auf dem Throne
Maria mit dem zarten Sohne!
Erſtaunt und ſtrafend hält ihr Blick
Sankt Bernhard vom Altar zurück.

Sie ſprach: „Gegrüßet ſei, Bernharde!
„Doch ſage an, woher ſo ſpät?“
Dieß hörend läßt die ganze Menge
Verſtummen Vota und Geſänge.
Sankt Bernhard neigt ſich ehrfurchtsvoll,
Und weiß wohl, was er ſagen ſoll.

Jetzt, mit der Unſchuld ſanfter Kühnheit,
Mit eines Engels Freudigkeit
Sprach er: „erſt that ich gute Werke,
„Dann ſucht' ich dich. Maria, merke:
„Es reden, wie Sankt Paulus ſpricht,
„In der Verſammlung Weiber nicht.“ —

Seitdem ſprach die Gebenedeite
Nie mehr im Gott geweihten Haus,
Gedenkend immer im Gebete
Mit Demuth ihres Sohnes Rede:
„Wer Gutes thut, iſt ſtets bei mir,
„Da gilt es gleich, ob dort ob hier.“

Friedrich Bodenſtedt.

Mir träumte einſt ein ſchöner Traum.

Mir träumte einſt ein ſchöner Traum:
Mich liebte eine blonde Maid;
Es war im grünen Waldesraum,
Es war zur warmen Frühlingszeit:

Die Knospe ſprang. der Waldbach ſchwoll,
Fern aus dem Dorfe ſcholl Geläut —
Wir waren ganz der Wonne voll,
Verſunken ganz in Seligkeit.

Und ſchöner noch, als einſt im Traum,
Begab es ſich in Wirklichkeit
Es war im grünen Waldesraum
Es war zur warmen Frühlingszeit:

Der Waldbach ſchwoll, die Knospe ſprang,
Geläut erſcholl vom Dorfe her —
Ich hielt Dich feſt, ich hielt Dich lang —
Und laſſe Dich nun nimmermehr.

O frühlingsgrüner Waldesraum!
Du lebſt in mir durch alle Zeit —
Dort ward die Wirklichkeit zum Traum,
Dort ward der Traum zur Wirklichkeit!

Zürne nicht.

Anmuth gürtet Deine Lenden,
Schönheit blüht um Deine Glieder,
Schultern, die vor Weiße blenden,
Ziehen dunkle Locken nieder.
Wenn in Deine Zauberkreiſe
Mächtig mich Dein Auge zieht:
Zürne nicht, daß ich Dich preiſe,
Hochbeſeligte! im Lied.

Wenn der junge Frühling wieder
Kommt im blumigen Gewande,
Läßt er auch durch frohe Lieder
Laut verkünden durch die Lande,
Daß von Winters Schnee und Eiſe
Drangvoll ſich die Erde ſchied —
Zu des Frühlings Ruhm und Preiſe
Singt die Nachtigall ihr Lied!

Mit den Füßchen, den behenden
Biſt Du mir ins Herz geſprungen,
Haſt mit Deinen zarten Händen
Meine ganze Kraft bezwungen,
Daß ich gerne die Geleiſe
Kalter Bücherweisheit mied:
Zürne nicht, wenn ich Dich preiſe,
Hochbeſeligte! im Lied.

Mir das Lieblichſte erwähl' ich
Anzubeten und zu loben,
Wer hier ſtrauchelt, der wird ſelig,
Wer hier fällt, der wird erhoben.

Der ist nicht der rechte Weise
Der nicht vor der Schönheit kniet —
Zürne nicht, wenn ich Dich preise
Hochbeseligte! im Lied.

Sonne und Sterne.

Wohl ist es blendend, wenn ich spät
Durch Tiflis krumme Straßen gehe,
Und rings, wohin das Auge späht,
Ein Labyrinth von Schönheit sehe.

Viel schlanke Jungfraun, weiß umhüllt,
Gespensterhaft vorüberschweben,
Die Dächer und Balkone füllt
Ein glänzend zauberbuntes Leben.

Bald wird das Dach zum Piedestal,
Geschmückt mit Grusiens jungen Schönen —
Bald gleicht es einem offnen Saal,
Belebt von Tanz und Saitentönen.

Und Schleier flattern, Tücher wehen,
Es rauschen seidene Gewänder,
Auf Dächern und Balkonen stehn
Die Fraun, gedrängt bis ans Geländer.

Von Oben und von Unten bricht
Ein zitternd Leuchten durch das Dunkel:
Dort — Grusiens helles Sternenlicht,
Hier — dunkler Augen Sterngefunkel!

Daß man nicht weiß, geblendet ganz
Von all dem ſtrahlenden Gewimmel,
Wo lieblicher der Sterne Glanz:
Ob auf der Erde, ob am Himmel? —

Doch fürchte nichts! ob ich auch ſpät
Durch Tiflis krumme Straßen gehe,
Und rings, wohin das Auge ſpäht,
So viele ſchmucke Mädchen ſehe!

Im Herzen lebſt Du doch allein!
Du biſt die Sonne — ſie die Sterne;
Ich freue mich am Sternenſchein
Nur wenn der Glanz des Tages ferne...

Louiſe von Bornſtedt.

Das innere Leben.

Das inn're Leben hat nicht Worte
Hat nicht der Rede lauten Schall,
Geſchloſſen iſt die ſtille Pforte
Vor ſeines Reiches Zauberall.

Es mag die Menge ſpähend lauſchen
Das Ohr an die verſchwieg'ne Wand,
Es wollen nicht die Riegel rauſchen
Vor ihrer ungeſchickten Hand.

Es dringt hindurch kein lichter Schimmer
Es giebt nicht Antwort ihrem Ruf
Die Welt der Ahnung sagt es nimmer
Was sich ihr träumend Fühlen schuf.

Hier grollen Stürme ungeahnet,
Hier ruft der Schmerz die Brust sich frei,
Hier wohnt der Geist der ewig mahnet,
Zu bleiben stets sich selber treu.

Hier hältst du tausendfach umschlungen,
Was dir die Welt entreißen will,
Hier sind die Zweifel all verrungen,
Des Lebens Zwist und Hader still.

Hier weißt du, was sich nie verkündet
Und was ein Gott dich selber lehrt:
Was sich nicht sagt, sich nur empfindet
Und des Verstehens nicht begehrt.

Doch ist der Lippe stummes Beben
Und ist des Auges stille Gluth,
Die Kunde giebt vom innern Leben
Das in sich selbst beschlossen ruht.

Ludwig Kowitsch.

Rustan.

Rustan schwang vom Hirtenknaben
Sich zum Großvezier empor
Und die Lande des Kalifen
Blühten, wie noch nie zuvor.

Doch auf höchsten Glückes Höhen
Blieb er einfach, sanft und mild,
Und nicht Stolz und Hochmuth trübten
Seiner Größe reines Bild.

Jahr um Jahr war hingeschieden —
Machtlos grollten Neid und Haß
Wie sie auch die Flammen schürten
Ohne Rast und Unterlaß.

Da geschahs in böser Stunde,
Daß ein Höfling arg und fein,
Des Kalifen Argwohn weckte
In des Busens tiefen Schrein!

„Rustan hängt am schnöden Golde?! —
„Solche Demuth — Heuchelei! —
„Will Gewißheit mir gewinnen,
„Bräche sie mein Herz entzwei!"

Als der Sterne Glanz verblichen
Und die Sonne neu empor
Aus den rothen Fluthen tauchte,
Ward gepocht an Rustans Thor.

„Ich bin's Ruſtan — dein Kalife,
„Mag's dir auch im Innern grau'n! —
„Ich bin's Ruſtan — mich gelüſtet's! —
„Deine Schätze zu beſchau'n!"

„Schätze," ruft der Angeſproch'ne,
„Hoher Herr, die wirſt du nicht
„In den Zimmern Ruſtans finden! —
„Doch, was zürnt dein Angeſicht?" — —

„Laſſ' das — weiſe, was dein Eigen —
„Nichts verbleib' mir unbewußt:
„Gilts der Menſchheit doch den Glauben
„Und den Frieden meiner Bruſt!" —

Seine grauen Locken ſchüttelnd,
Oeffnet Ruſtan Thür und Schrank;
D'rob beſchämt, faſt des Beherrſchers
Trüber Blick zur Erde ſank.

Ein Gemach noch — „Nein — nicht weiter!
„Das verwahrt ein Heiligthum —
„Werthlos gleich für jeden Andern,
„Gilt's mir mehr, als Macht und Ruhm!" —

„Oeffne!" — „Laſſ' mein Wort dir g'nügen,
„Würdeſt lächeln — nur für mich
„Hat das Kleinod ſeine Geltung!" —
„Oeffne — ich zermalme dich!"

Ruft's der Fürſt in wildem Grimme,
Denn den glimmenden Verdacht
Hat des Alten ſtarre Weig'rung
Neu und heller angefacht!

„Nun, ſo ſei's!“ — die Angeln klirren! —
Todtenſtille wie im Grab! —
Vor dem Herrſcher ruh'n am Boden
Lodenrock und — Hirtenſtab!

„Ruſtan, kannſt du mir vergeben —
„Mann ſo groß, ſo gut und rein!
„Laſſ' mein thränenfeuchtes Auge
„Zeugin tiefſter Reue ſein!“ — —

Durch des Fenſters hohen Bogen
Schien der hellſte, klarſte Tag,
Als im Arme ſeines treuen
Dieners der Kalife lag.

Adolf Böttger.

Barbara Uttmann.

Am Quell, wo im Graſe die Veilchen ſteh'n,
Ruht unter der duftigen Linde
Die liebliche Braut, ihre Locken weh'n
Im neckenden Frühlingswinde,
Der Quell giebt rieſelnd durch Ranken
Muſik den Liebesgedanken.

„Wie bald kommt die bräutliche Stunde heran,
Was biet' ich dem Liebſten als Beſtes?
Was all mit der Nadel ich für ihn erſann,
Nicht würdig doch iſt es des Feſtes!
Gern müht ich mich emſig die Nächte,
Wenn das Schönſte dem Schönſten ich brächte!"

So ſinnt ſie beſorglich, und träumeriſch blickt
Ihr Aug' auf die Wurzel der Linde —
Welch duftig Gewebe hält lieblich umſtrickt
Buntſchillernd die knorrige Rinde!
Ein Kunſtwerk unendlicher Wonnen,
Von Spinnen bedachtſam geſponnen!

Und Barbara ſtaunt und jauchzt: „Natur!
Du Künſtlerin ohne Gleichen,
Könnt Menſchenhand doch die Wunder nur
Des kleinſten Geſchöpfes erreichen!
Daß ſo hohe Kunſt ich erfände,
Herr! ſegne mir Sinn und Hände!"

Lang ſtarrt ſie noch auf den zitternden Flor,
Dann wandelt zum Hauſe ſie einſam.
Schon ſenkt ſich die Nacht auf Hügel und Moor,
Auf Hütten und Augen gemeinſam:
Nur Barbara wacht noch begeiſtert,
Von keinem Schlummer bemeiſtert.

Sie windet das Garn, ſie probet und ſtrebt
Zu formen das Flornetz der Spinnen,
Steckt Nadeln und ſchlinget die Fäden und webt

Und klöppelt mit regem Beginnen.
Schon dämmert herüber der Morgen,
Sie webt noch mit ſchaffenden Sorgen.

Da ſchleicht neugierig zur Thür herein
Die Magd und klatſcht in die Hände:
„Ei! tauſend! mein Fräulein von Elterlein,
Ihr klöppelt ſo früh ſchon behende!
Das wird ja ein Kragen von Spitzen,
Wie kaum in Brabant wir beſitzen!

Nun wirkt euch noch blumige Schnörkel hinein,
Ich hab' euch ein Muſter aus Brüſſel,
Auf der Flucht nach Sachſen paſcht' ich's herein,
Das giebt euch zu Allem den Schlüſſel!"
Das Mägdlein lacht auf und rannte
Und brachte die zierlichſte Kante. — —

Am Quell, wo im Graſe die Veilchen ſteh'n,
Rauſcht's feſtlich unter der Linde;
Da wirbelt der Reigen, die Bänder weh'n
Im neckenden Frühlingswinde,
Da leuchtet im bräutlichen Glanze
Die Jungfrau im Myrthenkranze.

Am Arme führt ſie der Bräutigam,
Der Bergherr mit ſtolzem Behagen,
Es ziert ſeinen Nacken ſo männlich ſtramm
Ein blendender Spitzenkragen,
Die Braut küßt' er innig und leiſe
Und führt ſie zum Tänzerkreiſe:

„Ihr Burſchen und Mägdelein aufgeſchaut!
Mein Bärbelchen Uttmann ſoll leben!
Seht hier, was in Nächten die liebende Braut
Dem Liebſten thät wirken und weben!
Den Halsſchmuck ſeht flimmern und blitzen
Aus eigens geklöppelten Spitzen!

„Ihr thätiger Geiſt, ihre ſinnige Hand
Wird des Erzgebirgs tröſtender Segen!“ —
Da zieht ihn Barbara leiſ' am Gewand
Zur Lind' und erröthet verlegen:
„Still Chriſtoph! — ſieh hier meine Meiſter,
Der Spinnen kunſtfertige Geiſter!“

(Aus dem Muſenalmanach von Schad von 1856.)

E. A. Bruhin.

Die Fabrikkinder.

Was verbrachen dieſe Kinder,
Daß ſie ſitzen wie gefangen,
Daß ſie ſchauen, wie geſtorben?
Draußen geht die Luft gelinder
Ueber Flur und Blüthenwangen;
Wen das Leben angeworben,
Schlürft den Frühling, ſchlürft das Licht, —
Nur die blaſſen Kinder nicht.

Auf dem Felde ſpielt der Junge;
Um die Mutter hüpft das Mädchen,
Will den Schmetterling erhaſchen,
Selbſt der Stumme regt die Zunge,
Zeigt, wie's Spinnchen dreht ſein Fädchen;
Alles athmet, um zu naſchen;
Alles heitert ſein Geſicht: —
Nur die blaſſen Kinder nicht.

Wie die ſchönen Morgenträume
Um des Knaben Locke gaukeln,
Wie noch zwiſchen Schlaf und Wachen
Ihn des Mährchens Wunderbäume
Mit beſchwingten Sängern ſchaukeln!
Wie die Jugendhimmel lachen,
Auf ſein roſig Angeſicht!
Nur den blaſſen Kindern nicht.

Fliegen muß ihr zarter Finger
Mit dem Spule, mit dem Rade,
Haften muß ihr flüchtig Auge: —
Ihre Welt iſt nur ein Zwinger,
Ihr Gebieter kennt nicht Gnade,
Wenn ſie welken an der Lauge,
An dem Gift verfaulter Luft,
Im Gewölb der Todtengruft.

Krampfig iſt ihr leiſes Lächeln
Um die halbgeblauten Lippen,
Traurig ſchwach die weiche Stimme.
Ach! des Liebeshauches Fächeln,

Ach! des Schmetterlinges Rippen
Kannte vor des Schickſals Grimme
Nie der faſt verdorrte Mund,
Dieſes Herz, ſo frühe wund!

Keine holden Zwiegeſpräche,
Reden über Gott und Tugend!
Ihnen iſt das lange Leben
Nur die ſandbedeckte Fläche,
Ohne Lenz und ohne Jugend,
Ohne gottbegeiſtert Schweben,
Iſt der Menſch ein armer Wurm,
Der ſich krümmt im Kerkerthurm.

In die Tiefe ſteig hernieder,
Zu den jungen Eingebannten,
Freund der Menſchen, Bote Gottes!
Schlag' erglänzend dein Gefieder,
Salbe, wo die Ketten brannten,
Achte nicht das Gift des Spottes,
Sondern heb den Keim empor,
An das Sonnenlicht hervor!

Kurd Brüel.

Auch ein Gebet.

Von hoher Bergeshalde
Hab' ich zu Thal geſchaut,
Als drunten in den Tiefen
Die Morgennebel gebraut.

Das war eine heil'ge Frühe,
So ſtill, ſo glaubensvoll,
Daß hoch und immer höher
Das Herz mir überſchwoll.

Das war eine Gottesnähe,
Die da die Seel' empfand —
Der ganze Menſch in Andacht
Vor ſeinem Schöpfer ſtand.

Wiederſehen.

Wenn ſich zwei Menſchen wiederſeh'n,
Die für einander lebten,
Um deren Seelen ewig feſt
Demant'ne Bande ſich webten,

Dann fliegen ſie ſelig ſich an die Bruſt,
Der Jubel ſchlägt auf in Flammen,
Sie halten ſich feſt als wären ſie
Ein Baumesſtamm zuſammen.

Unglücklich Weib! Wär's wahr, was man dich lehrte,
Weh dir und mir, und weh der armen Welt!
Der dich zu ſeinem Glauben einſt bekehrte,
Hat dich auf kahlen Gipfel hingeſtellt.
Wohl bin ich einſam doch in meinem Sehnen
Fühl' ich mich neben dir ein grüner Zweig,
Verſtumm' o Klag', verſiegt ihr heißen Thränen!
Ich lieb', ich hoffe, — o dies Herz iſt reich!

(Aus dem Illuſtr. Familienjournal von Payne Nr. 91.)

Julius Caduff.

Am Zürichſee.

An deinen holden Ufern ſchon mancher Held erſtand,
Auf deiner Inſel Hutten den ew'gen Frieden fand.
Ob Hutten oder Zwingli, wenn nur ein ganzer Held,
Der einſt die volle Freiheit erringt der armen Welt!

Es liegt trotz all den Helden die Welt im alten Joch:
Des Mammons Ketten drücken aufs Blut die Menſchheit noch.
O noch ein Held wie Chriſtus, voll heilger Zornesmacht,
Der all' die Wechsler und Schächer aus ſeinem Tempel jagt!

Die Erde iſt Gottes Tempel, der Liebe Hochaltar:
Wo Gott für Alle ſpendet viel Gaben wunderbar:
Es fehlt der Erde ſo wenig zu Paradieſesluſt,
Trüg' nur die wahre Liebe ein Jeder in der Bruſt.

Adolf Bube.

Die Guahibomutter.

Sieh' dort im Kahn gebunden das Guahiboweib!
Es bluten Geißelwunden an ihrem braunen Leib.

Sie denkt an ihre Kleinen, die nun im bangen Lauf
Fern am Uayal weinen, und ſtöhnt zum Himmel auf.

So liegt ſie voller Kummer ſchlaflos in tiefer Nacht,
Und übermannt vom Schlummer, nicht weit von ihr die Wacht.

Da greift mit Mannesſtärke, die Mutterlieb' ihr gab,
Sie ungeſäumt zum Werke und reißt die Feſſeln ab.

Sie ſpringt vom Bord des Nachens hinaus ins Fluthgebiet,
Das mit bezahntem Rachen das Krokodill durchzieht.

Sie ſchwimmt zum fernen Strande, wo, dicht verdeckt vom Rohr,
Der Jaguar im Sande ſein Lager ſich erkor.

Sie bricht im Wald ſich Pfade, wo noch kein Fuß gerauſcht,
Wo in der Sümpfe Bade die Rieſenſchlange lauſcht.

Vom Stachel der Lianen wird ihr die Haut zerſchlitzt,
Auf ſcharf gezackten Bahnen die Sohle wund geritzt.

Oft glaubt ſie zu erliegen dem Durſt, der Hungersqual
Ameiſen nur und Fliegen fängt ihre Hand zum Mahl.

Was in den ſchwerſten Stunden, wohl kaum ein Mann ertrug,
Von ihr wird's überwunden in pfeilgeſchwindem Flug.

Und als zum vierten Male das Morgenroth erwacht,
Eilt ſie dahin im Thale, wo ihr die Heimath lacht.

Sie öffnet raſch die Hütte, wo mit der Freude Laut
Sie auf der Lagerſchütte drei theu're Kindlein ſchaut.

Schnell endet ſich ihr Weinen; ſie jubeln auf in Luſt,
Es ſtürzen ſich die Kleinen der Mutter an die Bruſt.

Sie aber ſpricht: „Die Weißen, die mich hinweg geführt,
„Sind hart wie Fels und Eiſen, die keine Klage rührt.

„Naht wieder, uns zu ſcheiden, ein fremdes Männerboot,
„So wählt ſtatt Trennungsleiden mit mir den Fluthentod!“

Kaum iſt das Wort verklungen, da ſieht ſie ſchon den Kahn,
Aus dem ſie kühn entſprungen, auf's Neu' dem Ufer nah'n.

Sie faßt und zieht geſchwinder, als auf der bangen Flucht,
All' die geliebten Kinder ſich nach zur Felſenbucht.

Dort ſtürzt ſie ſich vom Strande in's Fluthgebraus hinab
Und reißt vom Klippenrande die Kindlein mit in's Grab.

Die Weißen, deren Hiebe ihr fernher ſchon gedroht,
Erkennen: Mutterliebe iſt ſtärker als der Tod!

Mondnacht im Gebirge.

Ich ſchritt hinunter vom bemooſ'ten Gipfel
Auf jähem Pfade zwiſchen ſchlanken Tannen,
Die Sonne ſchien noch auf die höchſten Wipfel,
Als tief im Thal ſchon Nacht und Nebel ſpannen.

Bald wogten düſtre Schleier mir entgegen
Und ſchlugen über meinem Haupt zuſammen.
Schwer wollte Angſt ſich auf das Herz mir legen,
Wie Strauch und Baum in Finſterniß verſchwammen.

Da trat ich aus des Waldes tiefem Dunkel
Und ſah den Vollmond hinter breiten Matten.
Schräg ging zur Seite mir im Thaugefunkel
Aus freier Eb'ne mein gedehnter Schatten.

Sennhütten hier und dort in ſchönen Gruppen
Und rings um ſie, gelagert auf den Almen,
Viel kräft'ge Rinder in gedrängten Truppen,
Das Haupt erhebend aus den hohen Halmen.

Die tiefſte Ruhe trüber ausgegoſſen,
Kein Menſchenlaut und keines Hundes Bellen;
Der monderhellte Lagerplatz umſchloſſen
Von ſchwarzem Wald auf ſanften Hügelwellen.

Dahinter Gletſcherrücken, prächtig flimmernd,
Und Bächlein, über Felſenſchultern fallend,
Wie ſchmale Silberfäden magiſch ſchimmernd,
Melodiſch in die Thäler niederwallend.

Ein ſüßer Zauber war auf mich gekommen,
Ich wußte nicht, wie meiner Bruſt geſchehen.
Was ich geheim im Mondenlicht vernommen,
Das wird mir ewig durch die Seele gehen.

Adamitiſches Eis.

An Sibiriens kalten Buchten
Lagert feſtgefügtes Eis,
Starr, in ungeheu'ren Wuchten,
Rund und ſpitzig, blau und weiß.

Samojeden und Jakuten
Glaubten, wie ihr Ahn erzählt,
Selbſt des Feuers ſtärkſten Gluthen
Hab' es niemals ſich vermählt.

Aus des Chaos Nacht entſtanden
Mit der Welt zu gleicher Zeit,
Bleib' es Bollwerk ihren Landen,
Unverſehrt in Ewigkeit.

Sieh' da drangen Europäer
Nordwärts bis zum heil'gen Wall;
Pelzumhüllte Landdurchſpäher,
Saßen ſie bei Flammenſchwall.

Schnell ergriffen von der Hitze,
Schmolz der Eisgebilde Fuß,
Und der Pilger Zelt und Sitze
Netzte ſanft ein klarer Fluß.

Samojeden und Jakuten
Standen rings mit off'nem Mund;
Wie das Eis zerrann in Fluthen,
Schwand auch ihres Glaubens Grund.

Die ſchneebelad'ne Tanne.

Es hat die Nacht den Tannenbaum
Mit friſchem Schnee belaſtet,
Wie froh auf ſeinem Silberflaum
Die müde Seele raſtet!

Gebrochen ſind von ſchwerem Druck
Nur ſeine dürren Zweige;
Sie liegen traurig ohne Schmuck
Zerſtreut am Hügelſteige.

So, wenn ein Kummer mich bedrängt,
Entfallen mir die Schwächen;
Was abgeſtorben an mir hängt,
Das laſſ' ich ruhig brechen.

Es grünt an mir noch mancher Aſt,
Der ſtark ſich beut dem Drucke;
So trag' ich ſtolz des Lebens Laſt,
Mir und der Welt zum Schmucke.

Wilhelm Buchholz.

Kennſt Du den ſtillen Friedhof wohl?

Kennſt du den ſtillen Friedhof wohl,
In deinem Heimathland?
Dort ruht ein alter Wandersmann,
Den hab' auch ich gekannt.

Viel Roſen pflanzt' ich auf ſein Grab,
Doch brach der Sturmwind rauh ſie ab,
Die Blätter ſäuſeln leis im Wind:
Bald biſt auch du, wo wir nun ſind.

Sonſt ſang ich wohl ein fröhlich Lied
Im goldnen Maienglanz,
Es wandten all die Blumen ſich
Von ſelber mir zum Kranz.
Da ſang im Wald die Droſſel hell,
Glück auf, du blühender Geſell'!
Freu' dich an Sang und Klang und Duft
Und frag' nicht, wann die Glocke ruft.

Sonntagsfeier.

Die Kirchenglocken klingen weit in die Welt hinein,
Und laden mich ſo heilig zur ernſten Andacht ein.

Doch treibt ein mächtig Sehnen in's Freie mich hinaus, —
Ich bin ſo fremd geworden dem ſtillen Gotteshaus.

Hier in dem ſchönen Walde, wo Alles klingt und blüht,
Hier ging ich oft zur Kirche und ſang ein fröhlich Lied.

Ich ſang von Glaub' und Liebe in dieſer Frühlingswelt,
Hatt' all' mein kindlich Hoffen allein auf Gott geſtellt.

Die Andern gehn zum Tempel, ich ſing' durch Wald und Flur:
Wie Jene dort die Orgel, umrauſcht mich die Natur.

Julie Burow.

Eine Emancipirte.

Ich ſaß im Hain, in junger Birken Schatten,
Der Sonnenſtrahl durchhuſchte leicht den Flor
Und lockte aus den knospenreichen Matten
Der Blumen Pracht mit leiſem Kuß hervor.
Der Käfer ſurrt um mich in braunem Kleide,
Es ſang die Nachtigall ſo ſanft und klar,
Und dort am Bach taucht eine ſchlanke Weide
In kühle Flut ihr grünes Seidenhaar.

Die Thräne ſank von meiner Wimper nieder
Und hing wie Thau an baldgebroch'nem Strauß,
Mir ſchlug das Herz in alter Sehnſucht wieder,
Mir rief der Mai den alten Schmerz heraus:
Ich fühlte mich allein, allein auf Erden,
So ſtützenlos und aller Liebe baar,
Ich flehte: „Gott, o laß mich feſter werden,
Da Einſamkeit für mich dein Wille war!"

Und ſieh, da ſtand vor mir mit Hut und Schleier
Ein junges Weib, ſchön wie der Sonne Strahl:
Ein ſeltſam Bild! im Auge lodernd Feuer
Und um den Mund begrab'ner Schmerzen Qual.
Ein Wölkchen ſchien ſie duftig zu umſchweben,
Doch war's kein Weihrauch und kein Heil'genſchein....
Sie raucht! und der Havannah Dämpfe weben
Ihr zart Geſicht in leichte Nebel ein.

Sie grüßte mich nach Amazonenweiſe,
Nahm dann den Sitz, den ich ihr freundlich gab,
Und das Geſpräch verließ gebahnte Gleiſe
Und ſchweifte kühn auf weite Fährten ab:
Von Blüth' und Vogel auf zu Stern und Sonne
Schwang ſich Gedanke leicht und raſches Wort,
Von Freiheit ſprachen wir, von Liebeswonne,
Vom Leid der Erde, von des Grabes Port.

O weh! Was heilig ſtets mein Wort gehalten,
Dem widerſprach ſie feſt, mit kühnem Mund,
Sie leugnete der Gottheit Liebeswalten
Sie leugnete der Herzen ew'gen Bund.
„Freiheit!" ihr Loſungswort, das meine „Liebe!"
Naturgeſetz wob ihr der Schöpfung Pracht,
Und nach des Lebens wirrem Angſtgetriebe
Wollt' ſie verſinken in die ew'ge Nacht.

Ich wies ihr ſtill der Knospen feſte Hülle,
Die vor dem Froſt das junge Grün bewahrt,
Und zeigte ihr wie weiſe Liebesfülle
In jedem Blüthenkelch ſich offenbart.
Ich fragte: ob in des Geliebten Blicken
Sie nie der Liebe Ewigkeit erſchaut,
Ob bei der Mutterliebe Hochentzücken
Sie nie auf Gottes Vaterhuld vertraut.

Nichts! Nichts! Ihr führt der Sterne gold'ne Heere
In feſten Banden durch den Lauf der Zeit
Das eiſerne Naturgeſetz der Schwere,
Ihr ſind die Himmel nicht des Höchſten Kleid.

Sie kennt die Hoffnung nicht und nicht den Glauben,
Die Liebe iſt ihr nur ein flücht'ger Rauſch,
Sie ließ ſich alles Glück des Herzens rauben
Und nahm die eigne Kraft dafür in Tauſch.

Die eigne Kraft! Sie reichte mir beim Scheiden
Ihr Händchen hin, ſo zart, ſo kinderhaft,
Gewappnet nennt ſie ſich für alle Leiden,
Gewappnet feſt durch dieſe eigne Kraft.
Ich blieb allein und blickte ſtill nach oben,
Die Wolke ſah ich ziehn mit gold'nem Saum,
Ich fühlte nicht mehr meines Schmerzes Toben,
Ich dachte meiner eignen Thränen kaum.

An ſie nur dacht' ich, die den Schmelz vom Leben
Mit keckem Finger vorſchnell abgeſtreift!
Die Erde hat ja Liebe nur zu geben
Und Glaub' und Hoffnung in den Himmel greift.
Die warf ſie weg, der Wahrheit nachzueilen,
Der falſchen Freiheit in vielödem Raum,
Doch kann im Wahn, im Schein nicht Wahrheit weilen
Und Weibes Freiheit iſt der Liebe Traum.

So wird es ſein, ſo lang die dunkle Erde
Noch um die gold'ne Sonne liebend kreiſ't;
Dem Dunkel ward ein leuchtender Gefährte:
Das Herz dem Weib, dem Mann gehört der Geiſt.
In nied'rer Hütte und am Fürſtenthrone
Baut Wechſellieb' des Daſeins einz'ges Glück,
Die Sitte iſt des Weibes Ehrenkrone,
Die Hoffnung ſchmückt mit Blumen ſein Geſchick.

Unglücklich Weib! Wär's wahr, was man dich lehrte,
Weh dir und mir, und weh der armen Welt!
Der dich zu ſeinem Glauben einſt bekehrte,
Hat dich auf kahlen Gipfel hingeſtellt.
Wohl bin ich einſam doch in meinem Sehnen
Fühl' ich mich neben dir ein grüner Zweig,
Verſtumm' o Klag', verſiegt ihr heißen Thränen!
Ich lieb', ich hoffe, — o dies Herz iſt reich!

(Aus dem Illuſtr. Familienjournal von Payne Nr. 91.)

Julius Caduff.

Am Zürichſee.

An deinen holden Ufern ſchon mancher Held erſtand,
Auf deiner Inſel Hutten den ew'gen Frieden fand.
Ob Hutten oder Zwingli, wenn nur ein ganzer Held,
Der einſt die volle Freiheit erringt der armen Welt!

Es liegt trotz all den Helden die Welt im alten Joch:
Des Mammons Ketten drücken aufs Blut die Menſchheit noch.
O noch ein Held wie Chriſtus, voll heilger Zornesmacht,
Der all' die Wechsler und Schächer aus ſeinem Tempel jagt!

Die Erde iſt Gottes Tempel, der Liebe Hochaltar:
Wo Gott für Alle ſpendet viel Gaben wunderbar:
Es fehlt der Erde ſo wenig zu Paradieſesluſt,
Trüg' nur die wahre Liebe ein Jeder in der Bruſt.

Einer Braut.

Dem Weib iſt Liebe der Himmel, der um die Erde ſich ſchlingt,
Wornach durchs ganze Leben mit ſehnender Seele ſie ringt.

Und haſt du ihn errungen, und iſt der Himmel dein:
Bewahr' ihn dir im Herzen ſtets wolkenlos und rein!

Ob leichter oder ſchwerer dir auch des Lebens Laſt:
Was willſt du mehr verlangen, wenn du den Himmel haſt?

August Corrodi.

Drei Lieder aus dem „Waldleben."

Fliege fort, fliege fort, du klein Waldvögelein!
Die Röslein ſind verglommen,
Die Liebe hat Abſchied genommen,
Geſtorben, verdorben ſind all mein Blümelein.

Fliege fort, fliege fort, du klein Waldvögelein!
Flieg' aus nach allen Winden,
Wirſt's nimmer wieder finden —
Geſtorben, verdorben iſt all die Freude mein.

Fliege fort, fliege fort, du klein Waldvögelein!
Such' dir dein Heim bei Zeiten,
Der Winter will einſchreiten —
Geſtorben, verdorben ſind Blum' und Blümelein.

Fliege fort, fliege fort, du klein Waldvögelein!
Möcht' mir ein Bettlein werden
Wohl in der kühlen Erden —
Geſtorben, verdorben iſt all das Glücke mein. —

Wem Gott ein braves Lieb beſcheert
Der ſoll von ihm nit ſcheiden,
Er ſoll es halten treu und feſt.
Denn wenn er's wieder ſcheiden läßt,
Dann gehet auch ſein Herze mit
Und Frieden findt er nimmer nit —
Wem Gott ein braves Lieb beſcheert,
Der ſoll von ihm nit ſcheiden.

Wem Gott ein braves Lieb beſcheert,
Der ſoll von ihm nit ſcheiden.
Die Welt, iſt ſie wohl ſchön und groß,
Iſt ſie doch kalt und liebelos,
Und wem ſein Liebſtes ſcheiden geht,
Wie'n Vöglein ohne Bettlein ſteht —
Wem Gott ein braves Lieb beſcheert,
Der ſoll von ihm nit ſcheiden.

Wem Gott ein braves Lieb beſcheert,
Der ſoll von ihm nit ſcheiden.
Ein Stündlein lang, ein Stündlein weit,
Und zwiſchen liegt die Ewigkeit.
Und der euch ſang dies Liedlein gut,
Der klagt es Gott, wie weh das thut —
Drum, wem ein braves Lieb beſcheert,
Der ſoll von ihm nit ſcheiden.

Nun iſt der Winter kommen,
Der Sommer hat ein End,
Ade, ade, Treuliebſte mein,
Von dir ich mich nun wend'.

Die Vöglein ſind verflogen,
Die Haid' iſt blumenleer,
Ade, ade, Treuliebſte mein,
Mach mir mein Herz nit ſchwer.

Der Schnee fällt auf die Tannen,
Die Lieb' iſt ſtumm und ſtill,
Ade, ade, Treuliebſte mein,
Weiß wohl, wohin ich will. —

Der Herr Oktober.

Der Herr Oktober verſenkt ſein Näschen
Roth wie Zinnober zierlich in's Gläschen:
Er ſchlürft behaglich mit vollen Lippen —
Es iſt unſaglich, wie fleißig ſein Rippen.

Ich ſeh' ihn gerne in ſeinem Kleide,
Mit goldnem Sterne auf rother Seide.
Sein Bäuchlein rundlich, faſt wie ſein Fäßchen
Sein Antlitz geſundlich wie der Wein im Gläschen.

Mit leiſem Wanken geht er am Stabe
In tiefen Gedanken zu ſeinem Grabe.
November, du grober, tölpiſcher Bauer,
Mach ja dem October das Sterben nicht ſauer!

Zuſehen.

Die Beiden plaudern vergnüglich
Und küſſen ſich oft und viel,
Und kennen gar kein Ende
In ihrem Minneſpiel.

Ich ſtehe ſchweigend daneben
Und prüfe dieſen Gebrauch,
Und denk': wär' ich nur bei dir
Das alles könnten wir auch. —

Theodor Creizenach.

Dachſtübchen eines deutſchen Gelehrten.

Dort oben muß er bleiben, von ſchmaler Wand umgränzt,
Durch alle trüben Scheiben vom Taglicht matt beglänzt.
Auf halb zerbrochnem Stuhle verweilt zu dieſer Friſt
Der ernſte Held der Schule, der auch ein Held des Lebens iſt.

Nicht tönt von dieſem Gitter des Liedes muntrer Klang;
Am Haken hängt die Zither, doch jede Saite ſprang;
Und von der kahlen Mauer blickt, an Erinnrung reich,
Gleichwie in ſtiller Trauer ein Schattenriß, vergilbt und bleich.

Es liegt auf grober Latte der Zunder und der Stahl,
Und in geborſtner Platte der Reſt vom kargen Mahl;
Es ſtreift in dunklen Bogen der Pfeife blauer Rauch,
Kaum kommt herangezogen aus freier Luft ein Lebenshauch:

Der Strahl vom warmen Tage der durch die Scheiben ſchlüpft;
Die Taube, die am Schlage vertraulich koſend hüpft;
Der Zweig, der ſeine Kränze um's ſchmale Fenſter flocht
Und wie ein Gruß vom Lenze an dieſe dumpfe Klauſe pocht.

Dort ſitzt der Mann der Lehre im ſchlichten Hausgewand,
Und ſtützt das Haupt, das ſchwere, wohl ſinnend mit der Hand,
Und wägt an ſtillem Orte, zu edlem Thun bereit,
Gedankenvolle Worte, die tönen ſollen weit und breit.

Was andre Weiſen ſagen, er prüft's mit frommer Scheu;
Vor ihm ſind aufgeſchlagen viel Blätter, alt und neu.
Wohl ward in dieſer Oede, von enger Wand umkreiſ't,
Sein Auge trüb' und blöde; doch blitzt hervor der freie Geiſt.

Nicht weiß er ſich zu fächeln in fremden Glückes Hauch;
Nicht weiß er ſchlau zu lächeln nach dieſer Zeiten Brauch.
Es ward dem Vielverlachten ein eignes Loos zu Theil:
Er gräbt das Gold aus Schachten, und giebt es nicht am Markte feil.

Noch pflegt er mit Beſchwerde des Wiſſens edles Korn:
Was ſteigt er nicht zur Erde in heldenhaftem Zorn?
Er trägt zu hohem Handeln doch größre Kraft und Luſt,
Als die in Sälen wandeln mit goldgeſchmückter, leerer Bruſt.

Was er ſo treu verkündet, von Blöden ſtreng verdammt,
Hat überall gezündet, hat Tauſende durchflammt.
So brachte dieſer Schwache von ſeinem engen Haus,
Von ſeinem mürben Dache das Loſungswort des Kampfes aus.

Amalie Dietrich.

Der ſtille See.

O, glich dein Herz dem ſtillen See,
Ich würd' hinein nur blicken,
Ob ſeine Wogen hell und klar
Mein Bild zurück mir ſchicken.

Wär' unergründet auch die Fluth,
Ich dräng' in ihre Tiefen,
Rief leiſe wach die Wellen all',
So träumeriſch d'rin ſchliefen.

Und wie ein Taucher ſucht' ich dann
Die ſchönſte Perl' im Grunde,
Und ſcheute keiner Klippe Fall,
Die Geiſter nicht im Schlunde.

Und hätt' ich ſie gefunden nun,
Die Perle — deine Liebe —
Würd' ich zur Muſchel in dem See,
Damit die Perl' mir bliebe.

Am Genferſee.

Wie an den Zauberſee gebunden,
Taucht in die Fluthen tief mein Blick,
Als hätt' er Heimath da gefunden,
Und wollt' zur Ferne nicht zurück.

Vergang'ne Welten, ſchön und ſchaurig,
Geſpiegelt ſteh'n im klaren Grund:
Die Welt der Liebe hold und traurig,
Der Haß mit ſeinem Schreckensbund.

Clarens taucht auf, neu grünt die Laube,
Wo Julie ihren Freund geſeh'n,
Der heißer Sehnſucht hin zum Raube
Gegeben war auf Meillerie's Höh'n.

Dort ragen Chillon's düſt're Mauern,
Die Thürme ſtreift der Sonne Licht,
Doch unten wohnen Schreck und Grauen,
Es tagt in dieſen Kerkern nicht.

Und welch' ein tiefes Leid verklungen
Hier einſt im öden Wogengrab,
Das hat der Dichter ſchön beſungen,
Der jenem Haus den Namen gab:

Byron's Hôtel, auf ſonn'gen Höhen
Grüßt rings der Berge Poeſie,
Es ſtimmen Wälder hier und Seeen
Ein in der Lüfte Melodie.

O, ewig möchte ich ſo lauſchen
Den Harmonien der Natur,
Müßt', ach! ich ihren Frieden tauſchen
Nicht wieder mit der Menſchen Spur.

Leb' wohl denn, See! und wechſ'le weiter
Dein Hoffnungsgrün mit Himmelsblau,
Ich ſteige von der Himmelsleiter
Langſam hinab in's Erdengrau.

Heinrich Dippel.

Die Ankunft des Meſſias.

„Haſt du der Blitze Sturm geſehen?
Horch, wie der Donner dumpf verhallt!
Der Himmel will in Gluth vergehen,
Und bebend ſchweigt und grollt der Wald!
Soll ich ein Fenſter öffnen, Vater?
Der Blitze Sturm iſt ſein Geſpann,
Und auf des Donners Wagen naht er,
Der heim uns führt nach Kanaan!

Heim, wo noch Milch und Honig triefen,
Heim, wo noch blau der Himmel glänzt,
Wo noch der Oelzweig voll Oliven
Des heil'gen Berges Scheitel kränzt;
Wo duftig noch in ſtummer Klage
Der Ceder ſchlanke Säule winkt,
Gleichwie ein Märchen ſtolzer Tage
Aus grauer Zeit herüberklingt;

Wo auf dem Jubel der Trommeten
Sich Salems goldne Pracht erhebt,
Und wo der Harfe des Propheten
Kühn der Begeiſtrung Lied entſchwebt,
Wo wieder ſich vom Oſt und Weſte
Jehova's Volk im Tempel neigt,
Und an dem großen Paſſahfeſte
Zu ihm der Opfer Weihrauch ſteigt!

Sahſt du die Blitze? Sieh, ſchon wieder!
Horch, wie der Donner näher hallt;
Der Himmel thaut den Retter nieder,
Und zitternd draußen bebt der Wald!
Geh, öffne du das Fenſter, Vater!
Daß ein bei uns er ziehen kann,
Denn unter Blitz und Donner naht er,
Der heim uns führt nach Kanaan!"

„Kind, laß das Fenſter nur geſchloſſen!
In Blitz und Stürmen naht er nicht!
Er kommt, vom Frühlings Hauch umfloſſen,
Wann einſt der Kälte Rinde bricht!
Wann er, die Liebe, naht auf Erden,
Iſt nur die Taube ſein Geſpann!
Dann wird die Erde Himmel werden,
Und Deutſchland wird uns Kanaan!

Ja, wenn man uns die Bruder-Rechte
Darreicht zum Bund, ſo heiß erfleht,
Nicht Chriſt ſich nennt und doch der Knechte
Gebotne Hand noch ſchnöd verſchmäht,
Wenn Kampf und Sieg, wenn Tod und Leben
Wenn Schmach und Ehre im Verband
Auch uns gemeinſam ward gegeben,
Wie uns gemein Ein Vaterland:

Dann, Tochter, in die Rabenhaare
Flicht dir der Roſe Prachtrubin,
Denn, der erſehnt war tauſend Jahre,
Wird dann durch dieſe Gaſſen ziehn!

Hinaus! Und ſtreu' die Feſtguirlande
Der Eichen ihm auf ſeinen Pfad!
Es kommt, es kommt der Gottgeſandte,
Hoſianna, der Meſſias naht!"

Das Herz am Rheine.

Es liegt eine Krone im grünen Rhein
Gezaubert von Gold und von Edelſtein,
Und wer ſie erhebt vom tiefen Grund,
Den krönt man zu Aachen in ſelbiger Stund:
Vom Belt bis zur Donau die Lande ſind ſein,
Dem Kaiſer der Zukunft, dem Fürſten am Rhein.

Es liegt eine Leier im grünen Rhein,
Gezaubert von Gold und von Elfenbein;
Und wer ſie erhebt vom tiefen Grund,
Dem ſtrömen die Lieder vom goldenen Mund,
Der Kranz der Unſterblichkeit wartet ſein,
Des Sängers der Zukunft, des Sängers am Rhein.

Ich weiß wo ein Häuschen am grünen Rhein,
Umranket von Reblaub die Fenſterlein;
Drin waltet ein Herze ſo engelgleich,
So arm an Gold und an Unſchuld ſo reich:
Gehörte dies Herz an dem Rheine mir,
Ich gäbe die Krone, die Leier dafür!

Heinrich Döring.

Von den beiden Frankfurter Gesellen.

Ein Blümlein, lieblich duftend, blüht
Unfern von Questenberg im Harzgebiet,
Schneeweiß, der reinen Unschuld Bild;
Mit gold'nen Fäden ist der Kelch gefüllt.
Bescheiden birgt sich's in des Thales Gründen
Und es entfaltet seine Blüthenpracht
Nur einmal jährlich in der Osternacht,
Und auch nur dann ist es zu finden.
Auch läßt die Wunderblume sich nur sehn,
Wenn Zwei vereinigt sie zu suchen gehn.
Wer sie auf seinem Pfad entdeckt und bricht,
Behalte sie und wage nicht
Sie wieder aus der Hand zu legen,
Weil sie sonst ihre Zauberkraft verliert.
Bewahrt er sie jedoch, wie sich's gebührt,
Und kommt mit ihr bis zu den Waldgehegen,
So öffnet sich, auf sein Geheiß
Der unterird'sche Zauberkreis
In des Gebirges dunkeln Schachten.
Er darf hinunter steigen in die Nacht,
Die aufgehäuften Schätze zu betrachten,
Von Gnomen und von Zwergen dort bewacht.
Mitnehmen darf er, was es sei,
Der Raub gehört zu seinem Eigenthume;
Durch den Besitz der Wunderblume
Ist dies erlaubt und steht ihm frei.

Und es geſchah, kurz vor der Oſternacht
Wo ſich die Blume zeigt in ihrer Pracht,
Daß in die Gegend zwei Geſellen kamen,
Die ſich von Frankfurt auf den Weg gemacht.
Anſelm und Wolfgang waren ihre Namen.
In einer Schenke hielten beide Raſt,
Und von den Schultern warf der ältere Gaſt,
Anſelm, ein ſchweres Bündel nieder,
Das ihm beinah den Rücken wund gedrückt.
Hinfällig ſchienen ſeine Glieder,
Und ſeine Haltung blieb gebückt.
Er war faſt düſter anzuſchauen;
Matt hob er das geſenkte Haupt empor,
Und unter feſtgeſchloſſ'nen Brauen
Sah klug berechnend dann ſein Aug' hervor.

Der andere Geſell ſchien minder alt,
Rothwangig, blond, von zierlicher Geſtalt,
Und Anmuth in den edlen Zügen.
Dem Höhern zugewendet war ſein Sinn.
Nach Leipzig wollte Wolfgang hin,
Um da den Wiſſenſchaften obzuliegen.
Anſelm ging von ganz andern Zwecken aus;
Es trieb ein inn'rer Drang, nicht zu beſiegen,
Ihn nach Hannover in ein Wechſelhaus.

Und in der Schenke, wo ſie eingekehrt,
Gab vielgeſprächig von dem Heerd
Der Wirth, ein alter Mann, den Gäſten
Die Sage von der Blum' am Harz zum Beſten.
„Die Oſternacht," ſprach Wolfgang, „bricht herein,

Es trifft sich gut wir sind gerad' zu Zwei'n;
Wie? wenn wir gingen und die Blume fänden?" —
Das wär ein Fund! Der Erde Schätze ständen
Alsdann uns zu Gebot!" fiel Anselm ein.
Indem er so dem Vorschlag Beifall zollte,
Zog er mit Wolfgang an des Berges Rand,
Und jeder, die gepflückte Blume in der Hand,
Beschloß nun, wie er sie gebrauchen wollte.
Anselm besann darüber sich nicht lang'.
Die Lust nach Schätzen die er in sich spürte,
Trieb ihn zum Falkenstein, von wo ein Gang,
Verschüttet halb, zur Tidianshöhle führte.
In jenem unterird'schen Schacht
Lag Gold und Silber aufgehäuft in Fülle,
Von Gnomen, wie es hieß, bewacht.
Sich zu bereichern dort, war Anselms Wille.

Vor schnöder Habsucht stets erfüllt mit Grauen,
Zog Wolfgang nach dem Ilsenstein,
Und diesen Fußpfad schlug er ein,
Die holde Jungfrau Ilse dort zu schaun.
Sie, die als wunderschön die Sage pries,
Ging dann und wann, im nahen Strom zu baden,
Und wer sich dann dort blicken ließ,
Und scheu zurückwich, wurde, wie es hieß,
Gar freundlich von ihr eingeladen.
Sie gönnte dem Bescheid'nen, als Belohnung,
Den Eintritt dann in ihre Felsenwohnung.

Dort pochte Wolfgang an; doch durch die Pforte
Erklangen diese rauhen Worte:

„Was willst du, Menschenkind? Gold und Gewinn?
Dann geh' zur Tidianshöhle hin.
Dort ist genug für dich und deines Gleichen,
Und deinen Zweck wirst du erreichen. —
Ihr Sterblichen seid thöricht und verkehrt!
Doch da du einmal stehst vor meiner Thüre,
So nenne, was dein Herz begehrt,
Die Perlen, die Smaragde, die Saphire,
Die du verlangst, bestimme Preis und Werth."

„Dein Anblick," sagte Wolfgang, „ist der Preis
Verkenne nicht mein Trachten und mein Streben.
Dich möcht' ich schau'n, in deinem Zauberkreis
Nur einen Augenblick mit dir verleben!"

Und Ilse sprach zu sich in froher Hast:
„Das ist der erste Mensch, der Gold verachtet,
Und nicht nach meinen Schätzen trachtet!
Sei", fuhr sie fort, „hier diese Nacht mein Gast."
Er stand, als sie ihn mit sich nahm ins Schloß
Geblendet durch den Glanz, der ihn umfloß.
Und als er ihr die Wunderblume reichte,
Geschah's, daß Ilse hold zu ihm sich neigte,
Und ihn mit ihren Armen fest umschlang,
Indeß ein sanft verhallender Gesang
Im Laubgeflüster und Geräusch der Wogen,
Die an dem Ilsenstein vorüberzogen,
In süßen Tönen wundersam verklang. —

Der Jüngling traf, nach kurzer Rast,
Im Walde seinen früheren Begleiter,

Der keuchte unter einer ſchweren Laſt,
Doch ſchien er ungewöhnlich heiter.
„Wer hätte,“ rief er, das gedacht!
Das nenn' ich einen Fund gemacht!
Reich bin ich, unermeßlich reich —
Doch ſagt mir, wie erging es euch?“

„Wie's mir erging? In hundert Liedern,“
Sprach Wolfgang, „werd' ich drauf erwiedern.
In meinem Kopfe glüht und brauſt
Die alte Wundermähr vom Fauſt,
Die mir ſchön Ilſe eingehaucht; mich locken
Die Hexenſcenen nach dem Brocken.“

„Wie? Märchen? Lieder?“ ſagte Anſelm trocken
Wer darum Perl' und Edelſtein verſchmäht
Und wohlgeränderte Dukaten —
Ei, dem iſt nicht zu helfen, noch zu rathen,
Und ihn gereut es einſt noch, doch zu ſpät.“
So trennte bei dem erſten Morgenſchimmer
Sich der Gefährten Pfad für immer.

Den Einen, Anſelm Rothſchild, ließ auf Erden
Das Schickſal einen zweiten Kröſus werden,
Den man nur ſeines Reichthums wegen pries!
Doch von der ſpäten Nachwelt ſtets bewundert
Als Dichterheros, nennt noch manch' Jahrhundert
Den Zweiten, welcher Wolfgang Goethe hieß.

Adolf Dörr.

Das Schillerhaus in Weimar.

Steh' ſtill, o Wanderer, in Ehrfurcht ſäume,
Das Haupt entblöße, dämpfe deinen Schritt,
Wie zu betreten eines Tempels Räume,
Denn Schiller's Haus iſt's, was dein Fuß betritt! —

So klein, unſcheinbar iſt die Stätte, welche
Dem Dichterfürſten gab ſein irdiſch Loos,
Als wie er ſelbſt gleich einem Bergeskelche
Erhaben, über's Maaß der Menſchheit groß!

Noch an der Hausflur winkt der kleine Garten,
Noch am Spaliere ſchwankt der wilde Wein,
Den Schillers Hände ſelbſt gewohnt zu warten,
Des Aſchenkruges Zierde ſoll er ſein!

Des Epheu dumpfes Schlingkraut nicht umnachte,
Du wilder Wein ſollſt ſeine Urn' umblüh'n,
Der mit der Dichtung Feuerwein entfachte
Das deutſche Volk, daß ſtets es wird erglüh'n! —

Erhabener! Ich tret' in deine Räume,
Dieß war das Zimmer, welches dich umfing,
Mir iſt's, als ob hier noch ein Abglanz ſäume
Wie Abendroth vom Tag, der unterging.

Dieß Schillers Zimmer, das geräumig helle,
Doch ohne allen Schmuck und jede Zier,
Nur daß dort rührend ſteht an alter Stelle
Das kleine nußbaumholzene Clavier.

Hier zur Guitarre klangen ſeine Lieder,
Die edle Gattin ſchlug der Saiten Gold,
Das Lied der Freude tönte feurig wieder,
Die Klage Thekla's ſchwärm'riſch, traurig hold.

Hier hat er manche Nacht hindurch gedichtet,
Ich ſeh' ihn ſitzen bleich am Tiſche dort,
Aufſpringend manchmal, herrlich aufgerichtet,
Zuweilen rufend ein erhab'nes Wort!

Hier aus dem Fenſter hat er ſich gebogen,
Um aufzublicken nach der Sternenbahn,
Den kühlen Nachthauch in die Bruſt geſogen,
Die Stirn' erfriſcht, den glühenden Vulkan!

Wohl waren ihm vertraut die Sternennächte,
In welchen er beſchwor begeiſt'rungsbleich
Für's Recht der Menſchheit hohe Himmelsmächte,
Das „unzerbrechlich iſt, den Sternen gleich!" —

Was gehet vor? Es wettet ſich das Zimmer,
Verſchwimmend wie im lichten Wolkenflur,
Geſtalten wogen im bewegten Schimmer
Und treten immer deutlicher hervor.

Ein Weib erſcheint, wie eine weiße Roſe —
Leis klaget Hektor's Abſchiedsmelodie —
Dann Franz, die Schlange in des Vaters Schooße —
Der Räuber düſter große Poeſie!

Der Meeresſtadt feenhafte Säle leuchten,
Fortſtürzt das ſtolze Weib der Doria's,
Der Aufruhr ſiegt — doch lautlos in den feuchten
Meersgrund verſinkt der Herzog Genua's.

Vor Philipp ſtehet im Eskuriale
Der edle Schwärmer für der Menſchheit Recht,
Des Herrſchers Auge ſchmilzt in weichem Strahle,
„Der König weinte!“ knirſcht der Pfaffenknecht.

Gleich einem feierlichen Geiſterzuge
Erſcheinen Thekla, Max und Wallenſtein,
Das Aug' erhebt zum nächt'gen Wolkenfluge
Friedland, „deß Sterne leuchten Nachts allein!“

Die Jungfrau richtet ſich, zum Tod getroffen,
Noch einmal mit der Fahne ſterbend auf,
Des Himmels goldne Thore ſtrahlen offen,
Die Weltenkönigin winkt ihr hinauf.

Auf Bergen kommet Tell, der Schütz', gezogen,
Jetzt lauert er auf's Wild der Tyrannei,
Von Berg zu Berg die Flammenzeichen wogen,
Todt iſt der Zwingherr und die Schweiz iſt frei. —

Wie ſchimmerndes Gewölk vor'm Sonnenſtrahle
Zerfließt und wogt der hohen Bilder Schaar
Und über ihm als Reich der Ideale
Erhellt ſich blauer Aether wunderbar.

Er ſelber ſitzt auf gold'nem Wolkenthrone
Mit edler Haupteswendung wohl bekannt,
Die Stirn umgrünet von der Lorbeerkrone
Und auf die Leyer ſtützend ſeine Hand.

Zu Seiten ihm mit glänzend weißen Flügeln
Sprengt, unter ſich die dunkle Erde tief,
Im Aethermeere mit zerriſſ'nen Zügeln,
Das freie Dichterroß, der Hippogryph.

(Aus dem Muſenalmanach von Schad, Jahrgang 1856.)

Ida von Düringsfeld.

Weil ich nicht vergeſſen kann.

Wenn ein Blick ſich von uns wendet,
Welcher einſt von Liebe ſprach,
Und der ſüße Traum geendet
Und der Hoffnung Anker brach,
Alle Blüthen ſich entfärben —
Ach, was bleibt dem Armen dann,
Als vergeſſen oder ſterben,
Wenn er nicht vergeſſen kann.

Du auch haſt mir einſt geſendet
Deiner Blicke ſüßen Glanz,
Und dich von mir dann gewendet,
Und zerriſſen meinen Kranz,
Hold gelockt mich in's Verderben,
Treulos mich verlaſſen dann,
Und ich ſehne mich zu ſterben,
Weil ich nicht vergeſſen kann.

Was dein Mitleid mir auch ſpendet,
Was dein Blick mir auch verſpricht —
Zwiſchen uns iſt's nun geendet,
Deine Freundſchaft will ich nicht —
Eins nur wollt' ich mir erwerben,
Doch ich konnt' es nicht — wohlan,
Laß es ſein denn und mich ſterben,
Da ich nicht vergeſſen kann.

Julius Feige.

Ein Spaziergang.

Ab von dem Wege ſchweifen ſie,
Den ſich die Menge auserkieſen;
Sie wandeln lieber ungeſtört
Inmitten der ſmaragdnen Wieſen;
Sie ſchlendern lieber durch das Korn,
Allwo zur Rüſte Wachteln ſchlagen,
Allwo Cyanen dunkelblau
Die Häupter ſchlank im Winde tragen.

Da heimelt es ihn traulich an,
Aus fernen, frühen Jugendtagen,
Vom Dorfe, wo die Weiden ſtehn,
Es drängt den Mund davon zu ſagen.
Ach, war er doch als Bube oft
Behend durch Trift und Saat geſprungen,
Ach, hat er doch den Wachtelſchlag
So oft gehört und nachgeſungen!

Das Stübchen, daß die Mutter lieb
Sich ausgeſchmückt mit frommen Bildern,
Den Garten hinterm Pfarrerhaus, —
Er weiß es ja ſo treu zu ſchildern!
Wie dorten er im Heu geruht
Und wie den Kirſchbaum er erklettert,
Und wie er auf die Wolken ſah,
Wenn ſie zur Sommerzeit gewettert.

Es geht ihm in der Seele auf
Und zieht vorbei noch einmal wieder:
Ein ſchöner Abend ſchön verträumt
Im Laube unterm Doldenflieder;
Wie ihm das Ammenmährlein da
Zu Sinne kam beim Mückenſpielen,
Und Sternenſchnuppen ſacht dazu,
Wie Weltenthränen niederfielen.

Er hat vom beſten Elternpaar,
Von andrem vieles noch geſprochen,
Und hat zuletzt der Blumen zwei
An einem Stengel abgebrochen:
Die eine welk, die andre voll,
Er hat ſie lächelnd ihr gegeben: —
„So meine Jugend, ſo mein Glück,
Und ſo zuſammt das ganze Leben!“

Im Herbſt.

Die goldne Saat iſt längſt herein
Und öde werden die Gefilde,
Ein kühler Nebel webt ſchon früh
Im Moorgrund wunderlich Gebilde.
Es färbt der Wald ſich gelb und roth
Und Blätter ſtehlen ſich zur Erde,
Der Hirte treibt vom Stoppel heim;
Es ſammelt ſich gemach am Herde.

Da bläſt der Wind vom Diſtelkopf
Den Flockenbart in alle Lüfte,
Der Sommer ſpannt die Fäden aus,
Den Trauerflor um ſeine Grüfte;
Er rüſtet ſich zum langen Schlaf
Und will ſein Reich dem Herbſt vererben;
Die Aſtern liſpeln: gute Nacht!
Und Menſchen denken an das Sterben.

(Aus dem epiſchen Cyclus: „Stilles Leben in Liedern.“)

Leopold Feiſt.

Sommerabend.

Nun ſchlingt mit vollen, warmen,
Mit dunklen, weichen Armen
Die Nacht ſich um die Welt;
Aus engen Thälern ſteigt ſie
Zum Berg empor, doch reicht ſie
Noch nicht zum klaren Himmelszelt.

Das ruht noch hell und ſtrahlend,
Mit lichtem Purpur prahlend,
Auf dunkler Höhen Rand;
Und goldne Wölkchen träumen
An ihm noch und beſäumen
Den wald'gen Berg mit goldnem Band.

Doch in dem Fluß, da gatten
Der Höhen ſchwarze Schatten
Sich mit des Himmels Gluth;
Bald träumt ſie tief umdunkelt,
Bald blitzt ſie auf und funkelt,
Die glatte, grüne, warme Fluth.

Und auf den ſtillen Wogen
Die Ruder eingezogen,
Fahr ich in leiſer Ruh;
Ich laß den Nachen gleiten,
Und ſchau dem ſanften Streiten
Des Tags, der Nacht tiefſinnend zu.

Bald ſtirbt der letzte Schimmer,
Und traumhaft treibt noch immer
Und leiſe hin mein Boot.
Ich laß es ſinnend gleiten:
„Wie dieſes Tages Verſcheiden —
O, wär' auch einſtens ſo mein Tod!"

Beim Wandern.

Wenn blau der Himmel die Erde umfließt,
Wenn junges friſchhelles Grün ſie umſtrickt,
Wenn luſtiges Schwalbengezwitſcher uns grüßt,
Die Apfelblüth röthlich und duftig nickt;
Wenn glatt der Fluß durch zartſproſſendes Feld,
Und ſonnenzitternd ſich windet hin,
Dann ſteht mein Sinn
In die weite, die breite, die ſonnige Welt.

Juchhei! der Frühling iſt kommen ins Land,
Die Veilchen würzen allwärts die Luft,
Fern hebt ſich der Berge ſchimmernde Wand
Voll Quellengebraus und Waldesduft.

Vom tiefen, blauklaren Himmelszelt
Strahlt warm der Geſtirne Königin —
Und es ſteht mein Sinn
In die weite, die breite, die ſonnige Welt.

Wohlauf und Wohlan! Das Bündel geſchnürt,
Nicht ewig währt des Frühlings Pracht.
Wohlan und Wohlauf! In die Ferne marſchirt,
Der Lenz iſt vorbei ſonſt, eh' du's gedacht.
Drum morgen, wie ſich röthlich erhellt
Des Kirchthurms ſchiefergraue Zinn,
Gehts mit fröhlichem Sinn
Juchhei! In die weite, die ſonnige Welt.

Hinter dunklen Waldeswipfeln
Iſt die Sonne ſtill verloht;
Ob dem braunen Bergesgipfeln
Gluthet hell das Abendroth.

Feld und Flur hab' ich verlaſſen
In dem warmen Abendſchein,
Wallend in die kühlen Gaſſen
Dieſes trauten Städtleins ein.

Mit dem letzten Sonnenfunken
Wird es ſtill in Wald und Feld;
Hier empfängt mich frühlingstrunken
Eine neu lebend'ge Welt.

An dem Brunnen weilt der Mägde
Muntre, kicherluſt'ge Schaar;
Krug und Eimer trägt die Rechte,
Einen Pfeil das goldne Haar.

Aus dem offnen Fenſter ſehen
Roſ'ge Mägdelein herfür,
Wo die Alten plaudernd ſtehen
Vor der Lindumrauſchten Thür.

Um die Thüren, um die Dächer
Zwitſchern Schwalben froh und hell,
Schwirren manchmal wieder frecher
Durch die Gaſſen pfeilesſchnell.

Wie die lenzesfrohen Schwalben
Oben in den Lüften klar,
Lärmt und jauchzet allenthalben
Unten froh der Kinder Schaar.

Und ob allem dem Gewimmel,
Ob der Gaſſen Dämmernacht
Ruht ſo ſtill der Abendhimmel,
Hell in leis verglühnder Pracht.

Bald zu ſeinem lichten Glimmen
Schau ich, in die Gaſſen bald,
Bis die hellen Kinderſtimmen
All die lieblichen, verhallt.

Ueber dunklen Bergeszinken
Iſt das Abendroth verglüht,
Und in holde Ruh verſinken
Menſchen, Welt und mein Gemüth.

Es ſteigt aus meiner Qual.

Es ſteigt aus meiner Qual,
Aus meiner Schmerzen Fluthen
Ein Eiland manchesmal
Voll lichter Freudengluthen.

Je düſtrer rings der See
Je voller glüht und ſprüht es;
Je tiefer brauſt mein Weh,
Je luſt'ger mich durchzieht es.

Doch rauſchen immerfort
In alles Freudequellen
Ein finſtergrollend Wort
Die düſtern Unglückswellen.

Und ſtets durch alle Luſt
Hör ich ſie murmelnd klingen,
Die, mir iſt's wohl bewußt —
Das Eiland bald verſchlingen.

Und glüht es dann und ſprüht
Auf grade um ſo toller,
Schwellt grad' drum mein Gemüth
Die Freude um ſo voller;

Beglückt doch nimmermehr
Fühlt wahrhaft meine Bruſt ſich —
Ach! wenn ich glücklicher wär',
So wär ich weniger luſtig.

Decembertag.

Der Himmel grau, die Erde kahl,
Braunraschelnd Laub zu Füßen,
So hart und dunkel Berg und Thal,
Einsam erfrorne Wiesen;
Der Fluß, von kalten Wind gekraust,
Der schneidend dürren Wald durchsaust,
Und zitternd nackte Reben — —
's hat nie mir vor dem Tod gegraust;
Doch muß ich heut vor seiner Faust
Im Innersten erbeben.

Im Jägerhause.

Es steht in dunkler Thalschlucht ein schmuckes Jägerhaus
Umrauscht von Bacheswellen, von kühlem Waldgebraus.

Drinn an den Wänden hängen des Jägers Stutzen an,
Und in der Stube brennet jetzt lichterloh ein Span.

Der Alte sitzt im Lehnstuhl, und nickt und horcht und nickt,
Bis endlich Augen und Ohren der Schlaf ihm zugedrückt.

Dahinten sitzt die Alte, und spinnt mit vielem Fleiß,
Und dreht und näßt den Faden, und schnurrt das Rad im Kreis

Nur nach dem alten Förster sorgsam sie manchmal sieht;
Dem hängen die grauen Locken über das strenge Gesicht.

Ein muntres, blühendes Mägdlein liest itzt die Bibel vor;
Es schaut das süße Antlitz aus goldnen Locken hervor.

Der Jägerburſch daneben iſt wohl ein guter Chriſt,
Da er die Flinte zu putzen vor Horchen ſchier vergißt.

Das Mägdlein faßt der Kecke um ihren Leib jetzund,
Und drückt viel ſüße Küſſe auf ihren friſchen Mund.

Erſchrocken und erröthend will ſich die Maid ihm entziehn;
Da weiſt er ſchlau und lächelnd auf den ſchlafenden Förſter hin.

Furchtſam verſtohlen das Mägdlein nach ihrem Vater ſieht,
Bis holdes Schelmenlächeln den Roſenmund umzieht.

Doch hat das böſe Treiben die Mutter all erblickt
In dem ſchiefhängenden Spiegel, der die Wand der Stube ſchmückt.

Aus dem unſchuld'gen Verräther halb ernſt, halb lächelnd ſie droht;
Das Paar fliegt ſchnell auseinander mit Wangen ſcharlachroth.

Der Burſche wendet wieder zur roſt'gen Flinte ſich,
Und in der Bibel lieſet die Maid gar emſiglich.

Und ſtill wird's — immer ſtiller, wie Stund an Stunde flieht:
Doch draußen rauſchen die Bäume ihr altes ewiges Lied.

Das freie Wort.

Es rauſcht ein königlicher Strom ſo tief, ſo breit, ſo mächtig her,
Und in ihm ſpiegelt manche Stadt ſich, mancher Münſter hoch und hehr;
Manch volksbelebter, bunter Markt, manch friedensgrüne, ſtille Au,
Manch Prachtgebäu, manch Bettlerhaus und auch des Himmels ewig Blau.

Ein deutſches Volk, das nie verzaget,
Weil ihm aus jedem Wundenmal
Der Größe reinſte Blüthe taget —
Das iſt mein Dichterideal.

Ein Deutſchland auf der Menſchheit Zinnen,
Der Barbarei ein Schreckensſtrahl,
Nach Außen gußfeſt und nach Innen,
Der ganzen Welt zum Ideal. —

Und deutſcher Fleiß in allen Fernen
Und deutſche Geiſter allzumal
Und deutſche Herzen, bei den Sternen —
Das iſt mein ſchönſtes Ideal!

Schön Elschen.

Schön Elſ' iſt des Puechingers Töchterlein,
Ein Mägdlein, das wächſt wie der ſchimmernde Wein,
Das Wunder des Berges, der Schmuck der Gemein;
Das dämmert im Auge, das tagt auf der Wange!
Doch unter der Flechten nachtendem Hange
Da thront nur der Sinn, der auf Irdiſchem fußt,
Da ſtrebet der Nacken bewußt — o Luſt!
Da funkelt die Bruſt.

Und geht das Geſind an die Arbeit frank,
So hüthet ſchön Elſe die Kammer — thut krank;
Doch ſtellt ſie ſich heimlich vor Spiegel und Schrank,
Und muſtert die Schulter und wendet das Hälschen

Auguſt Veldhoff.

Erinnerung.

Im Herzen da giebts eine Kammer,
Drin hängen und liegen und ſtehn
Der Skizzen und Bilder die Menge,
Wie man ſie nur immer will ſehn.

Die Seele, wenn Niemand ſie ſtöret,
Schleicht leiſe zur Kammer ſich fort,
Und pocht an die Thüre behende
Mit freundlichem bittendem Wort.

Es fallen die Riegel von Innen
Und liebevoll reicht ihr die Hand
Erinn'rung, die Hüt'rin des Schatzes,
Und grüßt ſie als längſt ihr bekannt.

Drauf gehen ſie Beide zuſammen
An allen den Bildern entlang;
Erinn'rung iſt emſig geſchäftig,
Zu würzen den traulichen Gang.

Hier bläſt ſie den Staub von dem Bilde,
Dort lüftet ſie langſam den Flor,
Bald ſetzt ſie zum Sinnen und Träumen
Bequem einen Seſſel davor.

Nicht ſelten auch ſchiebt ſie bei Seite
Ein trauriges, ſchauriges Bild,
Giebt eilig ein andres der Seele,
Das freundlich und heiter und mild.

Und kann ſie es doch nicht verhindern,
Daß Schmerz in der Seele erglüht,
Iſt liebend die Thräne zu trocknen
Die Hüt'rin des Schatzes bemüht.

So weilt in der Kammer die Seele,
Bis Lärm ſie von Außen verjagt;
Dann ſchleicht ſie ſich hurtig von dannen;
„Auf Wiederſehn!“ leiſe ſie ſagt.

Und habt ihr ſie dann wohl geſehen? —
Oft war ſie ſo ſtürmiſch erregt,
Oft war ſie ſo heiter und ſcherzend,
Oft war ſie ſo innig bewegt.

Die Beterin.

Du hatteſt die Hände gefalten
Du hatteſt die Augen geſchloſſen;
Mir hatte dein Knieen und Beten
Sich tief in die Seele gegoſſen.

Wir tanzten in prächtigem Saale
Bei Jubel und magiſcher Helle, —
Doch ſah meine Seele dich immer
In jener umrankten Kapelle.

Du biſt ſo ſchön im Weinen!

Du biſt ſo ſchön im Weinen, du biſt ſo ſchön im Schmerz!
Durchs düſtre Thränenauge ſchau ich ſo tief ins Herz.

Dann möcht ich dich umklammern und küſſen heiß und lang',
Als wär mir auf der Erde ſo einſam und ſo bang'.

Das feſſelt mehr als Jubel, das kettet mehr als Scherz! —
Du biſt ſo ſchön im Weinen, du biſt ſo ſchön im Schmerz!

Ein Grab.

Ich weiß ein Grab ſo prächtig ſchön
Wie ihr noch keins geſehn,
Sei's fern auf ſteilen Waldeshöhn,
Sei's fern an ſtillen Seen.

Ich meine Liebchens Augenpaar
In ſeiner ganzen Pracht,
So ſeelenvoll, ſo tief und klar
Wie blaue Sternenpracht.

Die Lieder ſchlöſſen ſanft und leis
Die Gruft als ſichres Thor,
Und ein kryſtallnes Blüthenreis,
Die Thräne, bräch' hervor.

Träumen und Handeln.

Wohl ist es schön, ein goldnes Traumnetz weben
Und sich mit seinem Putze still bekleiden,
Und harmlos zu vergessen aller Leiden,
Und sich zu malen gar ein rosig Leben.

Wohl ist es schön, doch muß der Geist sich eben
Mit wen'gen Stunden solcher Art bescheiden,
Und nur zur Feier sich am Spiele weiden
Nach mühevollem, echtem Mannesstreben.

Das Handeln ist die erste Lebensfrage,
Das Wirken und das Schaffen sonder Säumen,
Denn das giebt wahrhaft schöne Seelentage.

Wie manche Zeit verrollt in blindem Schäumen!
Und nur zu spät ertönt so oft die Klage,
Daß man die besten Jahre konnt' verträumen.

Das Talent.

Will sich nach Außen ein Talent entfalten,
Dem echte Weihe an die Stirn geschrieben,
So gebt ihm euer ganzes warmes Lieben
Und laßt es nicht an eurem Eis erkalten!

Nur gar zu grausam oft die Menschen schalten,
Und lächelnd von der Schwelle fortgetrieben
Muß das Talent in alle Welt zerstieben,
Hat Nichts — als nur sich selbst, sich dran zu halt

Und doch, und doch, wird dieſer Halt nur bleiben,
Ihr wackern, ihr gefeiten Geiſtesringer,
So wird die Knospe endlich Früchte treiben!

Ein echt Talent zerſprengt zuletzt den Zwinger,
Es muß die hohle Kettenlaſt zerreiben, —
Und ſtaunend weiſt die Menge mit dem Finger.

Der Frohſinn.

Es liebt's ein trüber Sinn, in dumpfem Brüten
Vor Dornen keine Roſen blüh'n zu ſehen,
Mit banger Scheu an jedes Werk zu gehen
Und gegen ſelbſterzeugtes Leid zu wüthen.

Und doch, die Welt iſt voller Sang und Blüthen,
Wenn nur der Menſch die Sprache will verſtehen,
Wenn nur die Bruſt durchſtrömet jenes Wehen,
Das Paradieſe ſchafft und weiß zu hüten.

Ein froher Sinn, das iſt der Schelmenjunge
Der dieſes ſchwere Räthſel löſt im Fluge,
Und wo die Brücke fehlt, bereit zum Sprunge.

Ein froher Sinn verkettet manche Fuge,
Ein Leid im Innern, Scherze auf der Zunge,
Schmeckt er nicht Gift in jedem Wonnezuge.

G. K. Felſing.

Denken und Dichten.

Der Gedanke ſei der Worte
Lebenshauch und ſchaffend Weſen! —
Biſt du nicht geneigt, zu denken,
Laß das Dichten, laß das Leſen.

Haſt du gut gedacht, gedichtet,
Haſt du tief und warm empfunden, —
Wird der Geiſt, der prüfend richtet,
Liebend dir ſein Lob bekunden.

Sing vor Hohen und vor Niedern,
Was dich mag Begeiſtrung lehren;
Doch laß nie zu Lügenliedern
Dir den graden Sinn verkehren.

Darfſt du nicht aus voller Seele
Hohes, Freies Allen ſingen, —
Laß dein Lied, wie Philomele,
Einſam nur bei Nacht erklingen; —

Laß es friſch und mild ertönen,
Laß es Troſt und Hoffnung bringen; —
Laß es Groll und Haß verſöhnen,
Und geſegnet iſt dein Singen!

Mein Träumen.

Nun komm' ich all' mein Tage kaum
Aus Staub und Wuſt heraus!
Doch träum' ich gern vom Blütenbaum
Im ſchönen Garten drauß.
Zur Bank, von zartem Laub geſchmückt,
Zum Springquell, nah dabei,
Verſetz' ich mich im Geiſt entzückt
Und wähn' mich fern und frei.

Ja, träumen darf ich freilich nur
Vom Lenz, von Licht und Luft,
Vom Blumenzauber auf der Flur,
Von Blütenpracht und Duft! —
O, träumen darf ich leider nur
Vom ſüßen Wonne-Mai! —
Im Geiſte folg' ich ſeiner Spur
Und dünk' mich froh und frei.

Mein Tagwerk' hält mich feſtgebannt
Im ſchwülen Zimmerdunſt.
Gern wär' ich längſt davongerannt,
Vergeſſend Geld und Gunſt.
Doch Vorſicht warnt mich vor der Noth:
„Du wollteſt flieh'n?! — Ei, ei! —
„Wer reicht dir drauß ein Stückchen Brot?
„Wer macht vom Hunger frei?!“...

Auch Liebchen ruft mir bittend zu:
„Wie?! — Kannst du von mir zieh'n? —
„Wo mag dich laben Trost und Ruh',
„Wo mag das Glück dir blüh'n, —
„Wenn's wahr ist, was ich oft vernahm,
„Daß ich dein Alles sei?!...
„„O Himmel!"" ruf ich, roth vor Scham,
„„Mein Träumen!... 's ist vorbei!""

Geständniß.

Fürwahr, es ist ein Unheil,
Fürwahr die Pein ist groß,
Viel wollen und — nichts können!
Und ach, dies ist mein Loos!

Viel wollen und — nichts können,
Und grad' so viel Verstand,
Daß ich die bittre Wahrheit
Längst einsah und empfand!

O daß ich's auch empfinden —
So tief empfinden muß,
Das bringt die arme Seele
Zum Lebensüberdruß!

Das bringt mich zum Verzweifeln,
Macht mich mir selbst verhaßt! —
Wer hat die Riesenstärke,
Zu tragen solche Last?!

Becher aus Steinwand.

Meine Ideale.

Ein einſam Haus voll Lieb' und Wonne,
Ein Wald, ein Quell im grünen Thal,
Ein Lebenslauf in Mai und Sonne
War meiner Kindheit Ideal.

Ein Freund mit einer deutſchen Seele,
Der ſich begeiſtert ohne Wahl
Für meine Tugenden und Fehle
War einſt mein Jünglingsideal.

Ein Feind voll Urkraft, der mir kühle
Die Wahrheit mit dem Geiſtesſtrahl
Hinunterbohrt in die Gefühle,
Iſt noch zur Stund' mein Ideal.

Ein Weibchen in der engen Stube,
An Leib und Seele prall wie Stahl,
Dazu ein kerngeſunder Bube
Iſt meiner Träume Ideal.

Ein Volk mit Thatkraft in der Ader,
Von Mißmuth nicht und Kränkung fahl,
Und deutſche Fürſten ohne Hader —
Das iſt mein Mannesideal.

Ein deutſches Volk, das nie verzaget,
Weil ihm aus jedem Wundenmal
Der Größe reinſte Blüthe taget —
Das iſt mein Dichterideal.

Ein Deutſchland auf der Menſchheit Zinnen,
Der Barbarei ein Schreckensſtrahl,
Nach Außen gußfeſt und nach Innen,
Der ganzen Welt zum Ideal. —

Und deutſcher Fleiß in allen Fernen
Und deutſche Geiſter allzumal
Und deutſche Herzen, bei den Sternen —
Das iſt mein ſchönſtes Ideal!

Schön Elschen.

Schön Elſ' iſt des Puechingers Töchterlein,
Ein Mägdlein, das wächſt wie der ſchimmernde Wein,
Das Wunder des Berges, der Schmuck der Gemein;
Das dämmert im Auge, das tagt auf der Wange!
Doch unter der Flechten nachtendem Hange
Da thront nur der Sinn, der auf Irdiſchem fußt,
Da ſtrebet der Nacken bewußt — o Luſt!
Da funkelt die Bruſt.

Und geht das Geſind an die Arbeit frank,
So hüthet ſchön Elſe die Kammer — thut krank;
Doch ſtellt ſie ſich heimlich vor Spiegel und Schrank,
Und muſtert die Schulter und wendet das Hälschen

Und wieget die Hüften — — o Elschen, o Elschen!
Zwar weht um dein Mütterlein Kirchhofduft,
Doch hauſt noch ſein Geiſt in der Luft — „Wer ruft?“ —
Geſperrt iſt die Gruft.

Und geſtern der Vater geſtorben war,
— Sie fällen am Acker das üppige Jahr —
Nur Elſe bewacht in der Stube die Bahr',
Sie glättet mit feuchter Hand ſich den Scheitel
Und öffnet den Spiegel — o Elſe, wie eitel!
Wie trocknet ſo plötzlich die Thräne dir ein,
Hier liegt noch des Vaters Gebein — „Mag ſein!
Man zimmert den Schrein.“

Schwer ſenkt ſich die Schwüle auf's einſame Dach —
Schön Elschen hängt bei der Leich' im Gemach
Den zwingenden Träumen der Eitelkeit nach —
Die brütende Sonne ſpielt durch die Klinſen
Am Schragen die ſchweigenden Schatten grinſen. —
O Elſe, du haſt dir den Buſen entrollt!
Blick auf, der Gekreuzigte grollt — „Ha, ſchmollt!
Mein Leib iſt ſo hold.“

Und ſtarrt auch der Leichnam des Vaters drein,
Sie ſtreift das Gewand von ſich lüſtlich und fein,
Das fügſame Mieder, den faltigen Lein,
Läßt's über die wölbige Lende wallen,
Am zierlichen Knie hinunterfallen —
Horch, Elschen! am Thorweg knarrt es im Sand
Und ſtreicht an der Thür mit der Hand — „Ei Tand! —
Es wacht nur die Wand.“

Und es ſpielt und es prangt ſich zur Augenweid'
Mit ihren enthülleten Gliedern die Maid,
Läßt leuchten den Körper wie blankes Geſchmeid:
Die ſchmiegliche Weiche, die ebbet und flutet,
Die duftige Haut, die geheimnißvoll glutet — —
Und der Leichnam?! — Ha, Elſe! dich führt noch be
Der Teufel zum Hochzeitsgelag. — „Blitz! Schlag!
Er komm, wenn er mag."

Da hebt ſich an's Fenſter ein Hahnengeſicht —
Ein Jäger, im Aug' mit rubinenem Licht,
Das ſeltſam ſchräg durch die Scheiben ſticht;
Keck ſitzt ihm die Jacke, die Taſche von Leder —
Am Kegelhute die ſcharlachne Feder —
Er ſchlägt mit dem Ladſtock an's Gitterſcheit,
— Bereit ſei, o Elſe, bereit — — „Er freit?" —
„„Ja, komm! es iſt Zeit.""

Es dunkelt im Thal, es hellt ſich der Stern,
Es klingen die Thürme von nah und von fern,
Heim kehren die Schnitter und beten zum Herrn.
Sie öffnen das Haus — da kniſtert ein Regen
Von irrenden Faltern ihnen entgegen;
Sie ſprengen die Stube — „Schön Elschen! — ei halt,
Sie ſchläft." — — „„Man ermuntre ſie bald!"" — E
Schön Elschen iſt kalt.

Ernſt Fiſcher.

Einer jungen Samariterin.

Du liebes Mädchenangeſicht
Mit unſchuldvollen Zaubermienen,
Du ahneſt, ach, und weißt es nicht,
Wie doppelt ſchön du mir erſchienen,
Als ich dich ſanft und engelgleich
Geſehen dort an fremder Stätte,
Wo bei der Armen, krank und bleich,
Du ſaßeſt an dem Leidensbette!

Wie hoch dich auch das Glück geſtellt.
Das lächelnd ſtand an deiner Wiege, —
Du willſt auf einem andern Feld
Erkämpfen hehre, heil'ge Siege.
Nun reizt und locket eitler Tand
Dein gutes, ſchönes Herz vergebens;
Denn früh dem Höh'ren zugewandt
Hat dich der ſtrenge Ernſt des Lebens.

Magſt nicht im leeren Freudenrauſch
Vertändeln deines Lenzes Tage,
Und ſtatt der glatten Worte Tauſch
Vernimmſt du lieber fremde Klage.
Die Wittwe ſchirmeſt du vor Froſt
Und pflegſt den älterloſen Knaben,
Bringſt Sterbenden noch milden Troſt,
Die weiche Hand voll Liebesgaben.

Verſtandſt du auch des Armen Blick,
Als du zum Gehen dich gewendet? —
Den Glauben gabſt du ihm zurück,
Daß Gott noch immer Engel ſendet.
Du liebes Mädchenangeſicht
Mit unſchuldvollen Zaubermienen,
Du ahneſt, ach, und weißt es nicht,
Wie doppelt ſchön du mir erſchienen!

Sonntagsheimweh.

Vom Laub der Rebe dicht umzogen
Seh' ich das Vaterhaus,
Es ſtrömen grüne Saatenwogen
Bis weit ins Land hinaus.

Und Tauben ſonnen ſich am Giebel
Im goldnen Morgenſchein;
Großmütterlein lieſt in der Bibel
Und ſitzt daheim allein.

Nun hallen aus die Kirchenglocken,
Es brauſt der Orgel Klang;
Dazwiſchen ſäuſeln Blütenflocken
Den Friedhofweg entlang.

Und Beter nahen allerwegen
In morgenfrüher Stund',
Verlangend nach des Wortes Segen
Aus glaubensvollem Mund.

O könnt' ich mit euch gehn und beten
Am heil'gen Tag des Herrn,
Vereint zum Tiſche Gottes treten —
Doch ich bin fern, ſo fern!

J. G. Fiſcher.

Sonnabend.

Sonnabend heißt das treue Blut,
Das ich zum Freund erwähle,
So feierabendlich ſein Muth,
So friedlich ſeine Seele.

Wie eines Sonntags ſchöner Traum
Kommt er auf mich geſunken,
Und heut vom Becher mir den Schaum,
Der morgen wird getrunken.

Ich träum' vom allerſchönſten Kind,
Das morgen durch die Haide,
Zu herrlich für mein Lied, im Wind
Hinrauſcht im weißen Kleide.

Sonnabend, ſieh, ich bin mit dir
So ganz von gleichem Schlage:
Zu einem Dichter ward ich ſchier,
Du faſt zum Feiertage.

Das Lied der Zukunft.

„Wirf deine Harfe an den Stein!
Zerreiß die Saiten deiner Leyer!
Die Welt von heute iſt gemein,
Unwürdig einer Liedesfeier;
Vom Himmel riß man längſt den Gott,
Den ſonſt verherrlichte der Glaube,
Und Treu und Liebe ſind ein Spott,
Ein Spott der Kranz von Eichenlaube.

„Denkſt du des Lebens Dürftigkeit,
Die längſtbeklagte, zu beklagen,
Und bei den Götzen dieſer Zeit
Nach feilem Dienſte umzufragen?
Willſt du der Vorzeit Sinn und Art
Erneu'n im Zauber des Geſanges,
Und an der ſchnöden Gegenwart
Dich rächen mit der Macht des Klanges?"

So ſpricht die Welt, für die du ſangſt
Getreues Lied, in deinem Glauben,
So ſpricht die hoffnungsloſe Angſt,
Und will dir Muth und Zukunft rauben —
Und gräbt ſich ſelber eine Gruft;
Auf, wappne dich, du Macht der Lieder,
Schwing deine Harfe in die Luft,
Und Muth und Glaube leben wieder.

Wohl ſind's der Klagelieder g'nug,
Genug der Poeſie des Zornes,
Doch einen neuen vollen Zug
Wag' aus dem Quell des Liederbornes;
Dem trägen Heute laß den Lauf,
Und laß ſie ruhn, die geſtern ſtarben,
Schon glühn am Morgenhimmel auf
Der Zukunft lebensfriſche Farben.

Dort klingt's wie Frühlingswellenſchlag,
Dem ſtarren Winterſchlaf zu Leide,
Dort weben Geiſter Nacht und Tag
Der Zeit an einem neuen Kleide;
Es rauſchet, wie ein kühn Gedicht,
Das friſche Kleid von friſchen Leben,
Auf, Liederluſt, und ſäume nicht,
Auch deine Blüthen drein zu weben.

Und Freiheit heißt das neue Kleid,
Und Recht und Liebe ſeine Säume;
Die ihr verzagt und traurig ſeid,
Seht's wallen durch des Himmels Räume,
Und glaubt, es kommt ein Tag heran,
Da ſich ein Mann, ein Held bereitet,
Der, mit dem Kleide angethan,
Erlöſend durch die Lande ſchreitet.

Der eilt im Sturm dem Siege zu,
Zu dem wird jedes Herz ſich neigen,
Und hat die Erde Fried' und Ruh',
Wird er herab zum Volke ſteigen;

Der ſei's, ihr Lieder, den ihr preist,
Dem laßt der Hoffnung Chöre ſchallen,
Und vor dem Gott, der ihn verheißt,
Die Menſchheit gläubig niederfallen.

O hoher Preis und Ruhmesglanz,
Die ihr in ſolchem Dienſt erſungen!
O unverwelklich ſchöner Kranz,
Den ihr um ſolch ein Haupt geſchlungen!
Der Sänger ſtirbt, das Lied verſchwebt,
Und raſch verklingen die Gedichte;
Doch ein unſterblich Leben lebt
Ihr Geiſt im Strome der Geſchichte!

Schillers Auferſtehung.

Den Faltenmantel um den Leib gewunden,
Der Nacken tief, zum Tode tief gebückt,
Der Kranz wie eine Laſt um's Haupt gebunden
Der Mund verſtummt, das Auge eingenickt,
So ſtund ſein Bildniß zwiſchen düſtern Mauern,
Denn Winter war's, und trübes Nebelſchauern.

Und was er Großes, Herrliches gedichtet
Von Völkerfreiheit und von Kämpferruhm,
In todte Bücher hatte ſich's geflüchtet
Und aus dem Leben ſchwand das Heldenthum,
Die Kraft des Arms, des Wortes lag in Banden,
Denn Nacht war's worden in den deutſchen Landen.

Sieh, da iſt wie ein Held der Lenz gekommen,
Und hat das Dunkel mächtig aufgehellt,
Von Land zu Land des Windes Flug genommen,
Und wundernd ſah's die überraſchte Welt;
Ach; ſolch ein Mai, mit ſolchen Sonnenſtrahlen,
Hat lange nicht geweilt in unſern Thalen.

Durch alle Gauen iſt ſein Licht gedrungen,
In jede Hütte ſcholl ſein Freudenſchrei,
So himmliſch hat ſein Lerchenruf geklungen:
Die Ketten ſind gelöſt, die Völker frei!
Und jede Haft, die uns vordem geſchändet,
Der Geiſt hat ſie zerbrochen und geendet.

Und „Schiller!" rief's mit wonneſamen Tönen,
Erhebe dich, die Zeit der Schmach iſt um,
Mit deinem Geiſt will ſich dein Volk verſöhnen,
Du, deines Volkes beſtes Eigenthum;
Schon rührt die Freude deiner Glocke Stränge,
Komm, bring zur Feier deine Harfenklänge.

Da dröhnt's in ſeines Bildes eh'rnen Wänden,
Da ſteigt der Sängerheld aus ſeiner Gruft,
Er ſchwingt die Harfe in den Meiſterhänden,
Die Locke flattert göttlich durch die Luft,
Der Maiwind ſpielt in ſeines Buches Blättern,
Und mächt'ge Geiſter treten aus den Lettern:

Willkommen Geiſter ihr, ſo thatenkräftig:
Der Tell ſteht auf, frei will Helvetien ſein,
Und Max und Poſa regen ſich geſchäftig,

Lebendig wird's im Lager Wallenſtein, —
Sie kommt, ſie kommt, frohlockt ein Hoſianna:
Aus Deutſchland kommt die Retterin Johanna.

Meſſina's Volk will ſeiner Braut Befreiung,
Die Liebe führt mit der Kabale Streit,
Im Hauſe Moor herrſcht blutige Entzweiung, —
Zur Hölle, Franz! die Furien ſtehn bereit;
Stirb, Rächer Carl, und gib den Troſt der Erden:
„Dem armen Manne muß geholfen werden!“

Sonnenwende.

Es hat die Sonne im Gluthenkranz
Den höchſten Gipfel erſtiegen,
Die Auen im Tauſendfarbenglanz
Und grünend die Berge liegen.

Hoch quillt die trunkene Erde jetzt
Von ſchaffendem Leben über;
Wär' ihrem Blühen kein Ziel geſetzt,
Sie thäte noch Vieles drüber.

Es rühret der Wald ſo voll, ſo weich,
Wie eine Jungfrau, die Glieder,
Die Welt durchtönet ein ganzes Reich
Unſagbar mächtiger Lieder.

Und höher immer die Sänger reißt
Des eigenen Liedes Klingen,
Als wollten ſie, voll vom tiefſten Geiſt,
Ihr Herz in die Lüfte ſingen.

Aufwogen in hoher Mittagsflut
Die glüh'nden, ſprühenden Roſen;
Wer dächte zurück bei ſolcher Glut
An der Veilchen ſchüchternes Koſen?

Es ſtreckt, was heute auf Erden lebt,
Zum Lichte die höchſten Ranken,
Und zwiſchen Erd und Himmel ſchwebt
Der Menſch mit den hohen Gedanken:

Dein iſt, o Seele, dieß Wonnemeer,
Und all die unendlichen Räume,
Dein iſt der Frühling, ſo blüthenſchwer,
Und die irdiſch-himmliſchen Träume;

Und ewiges Grün und unendliches Blau
Wird Erde und Himmel dir färben,
Und irdiſche Blüthe und himmliſcher Thau
Läßt nie deine Jugend ſterben! —

Stärk' heilige Sonne, mir dieſen Traum,
Eh' du dem Abend begegneſt,
Und eh' du andrer Lande Saum,
Rückwandelnde, wieder ſegneſt!

Laß nicht dein liebendes Kind nach dir
Ausſtrecken die Hand vergebens,
Und halte, du Ewige, fern von mir
Die Sonnenwende des Lebens.

Wo die Erde umher ſo ſeltſam ſchweigt,
An des Baches verblühten Borden
Die Seele ihr Antlitz wundernd neigt,
Wie es ſo ſtille geworden. —

So lang mir der Scheitel von Roſen glänzt,
Und in vollen goldenen Güſſen
Der Lieblichſten Haar mein Haupt umkränzt
Unter warmen, lebendigen Küſſen;

Im Maien des Lebens laß mich ſchon
Um die Krone des Liedes werben,
Und eh' ich geſungen den letzten Ton,
Am duftigen Morgen ſterben!

Meine Luſt.

Wenn die jungen Frühlingsmatten
Friſch in Farbenhelle ſtehn,
Seh' ich gern der Wolken Schatten
Zauberdämmrig drüber gehn.

Nach der Morgenfriſche Segen,
Nach der Mittagsſonne Brand
Einen linden Abendregen
Wünſch' ich auf's begrünte Land.

Zu dem Jubelruf im Walde,
Zu des Feldes Luſtgeſang
Hör' ich von der Bergeshalde
Gern des Donners ſchweren Klang.

Herrlich klingt nach ſchwülem Lauſchen
Durch den weiten Eichendom
Aufgeregter Blätter Rauſchen
In dem friſchen Wetterſtrom.

Aber nach der Liebe Siegen
In der lauen Sommernacht
Säh' entzückt ein Roß ich fliegen
Mit dem Reiter in der Schlacht.

Sonntagsleben.

Eine Burg auf ſtolzer Höhe,
Tief im Thal ein Sommerhäuschen
Mittenwegs ein ſtill Kapellchen —
Gäb' es Schön'res zu beſuchen?

Von der Burg die Welt betrachten,
Heimwegs fromm im Kirchlein beten,
Drauf im Häuschen ſtill ſich küſſen —
Gäb' es ſchön'res Sonntagsleben?

Gottesgabe.

Schau an die Welt, an Wundern reich
Und alle nur ſich ſelber gleich,
Es möcht' im weiten Sonnenſchein
Kein Blatt noch Blüthlein anders ſein;
Doch mein Triumph und Jauchzen iſt,
Daß du nicht eine Andre biſt,
Daß ich, du liebe Gottesgabe,
Aus aller Welt dich funden habe.

Marie Förſter.

Sonntagsmorgen.

Heller Morgenſonnenſchein
Ließ mich wohl das Schönſte hoffen;
Doch erſtaunt, doch ſüß betroffen
Blick' ich in die Welt hinein;
Denn ſie ſcheint mir wunderbar
Anders, als ſie geſtern war.

Fühl' ich doch wie nie vorher
Heut' der Berge ernſtes Schweigen,
Heut' des Himmels Liebesneigen,
Iſt ſie nicht dieſelbe mehr?
Hat die eine kurze Nacht
Unſre Erde neu gemacht?

Wie ſie prangt im Feſtgewand,
Ganz gewebt aus goldnen Strahlen!
Friede weht von Berg und Thalen,
Stille ruht das ganze Land,
Leiſe Vögelmelodien
Durch die blauen Lüfte ziehn.

Geſtern war im Sonnenſchein
Gleiches Erd- und Himmelsprangen,
Nichts gekommen, nichts gegangen
Neue Schönheit zu verleihn.
Hat die Luſt, die mich durchbebt
Nur das Feierkleid gewebt?

Ja, ich fühle Sonntagsluſt,
Wünſche jedem Dörflein heute
Feſtgeſang und Feſtgeläute,
Feſtgedanken jeder Bruſt.
Und die Welt, in der man heut'
Gott verehrt, iſt hold geweiht.

Horch! da tönet lieblich ſchon
Durch die friſche Morgenkühle,
— Ausdruck Allem, was ich fühle, —
Heller Sonntagsglockenton,
Und im Ton iſt ganz erwacht,
Was ich wortlos kaum gedacht.

Alle Klänge nah' und fern
Weihet, deutet dieſer eine;
Wind und Quell und Sang im Haine
Flüſtert, rauſcht und ſingt vom Herrn
Und im Herzen klingt es nach:
„Lob, o Lob dem heil'gen Tag!“

(Aus dem Töchter-Album II. Band von Thekla von Gumpert.)

Ludwig Foglar.

Ein mildes Urtheil.

Von Keinem ſagt! der hat kein Herz,
Und nimmer kann der lieben!
Ihr hättet ihm, ob auch im Scherz,
Sein Todurtheil geſchrieben!

Doch ſage: klingt von ſelber je
Die reinſt geſtimmte Glocke?
Sie harret nur, daß Einer geh
Und ihr den Ton entlocke.

Und ringt ſich ſelbſt ans Tageslicht
Der Demant dieſer Erde?
Er wartet, ob ihn Einer bricht,
Ob er entrungen werde!

Die Blume harrt, von Nacht umdeckt
In unerſchloßner Zelle —
Bis ſie der warme Strahl erweckt
Mit ſchöpferiſcher Helle.

Ein lieblos Herz darum verſchon',
Bis Liebe bringt Geneſung —
Es harrt — wie Demant, Blume, Ton —
Der ſeligen Erlöſung.

Der ſterbende Greis.

Das Auge ſchon gebrochen halb,
Die Wangen bleich, die Lippen falb —
So liegt der müde Greis im Sterben;

Doch ungetrübte Heiterkeit
Scheint wie im Herbſt zur Dämmerzeit
Sein Bild vergeiſtigend zu färben.

Und ihn umdrängt der Seinen Schaar,
Der Kirche Tröſtung beut ihm dar
Der Prieſter mit geweihtem Brote —

Der Greis doch deutet auf ein Kind,
Das lächelnd unter dem Geſind'
Unſchuldvoll ſtand — ein Himmelsbote.

„Mit dieſes Auges reinem Strahl
O labt mich noch ein einzig Mal!
Hier ſteht das Wort des Herr'n geſchrieben!

Hier leſ' ich Wahrheit, hier allein,
Von jedem Menſchenwahne rein:
Kein Haſſen noch und noch kein Lieben!"

„Hier ſeh' ich mich, ſo wie ich war
Der Sehnſucht, der Erinnerung baar —
So, hoff' ich, daß ich wieder werde!

Nun iſt's genug! den Himmel ſah
Ich in des Kindes Aug' mir nah —
Nun nimm mich auf, Du Mutter Erde!"

Theodor Fontane.

Der Tower Brand.

Wenn's im Tower Nacht geworden, wenn die Höfe leer und ſtumm,
Gehn die Geiſter der Erſchlagnen in den Corridoren um,
Durch die Lüfte bebt Geflüſter klagend dann, wie Herbſteswehn,
Mancher hat im Mondenſchimmer ſchon die Schatten ſchreiten ſehn.

Vor dem Zug, im Purpurmantel, ſilberweiß vom Bart umwallt,
Schwebt des ſechsſten Heinrich's greiſe, gramverwitterte Geſtalt,
Lady Gray dann, mit den Söhnen König Edwards an der Hand; — —
Leiſe rauſcht der Anna Bulen langes ſeidenes Gewand.

Zahllos iſt das Heer der Geiſter, das hinauf — hinunter ſchwebt,
Das da murmelt: „Fluch dir Tower, dran das Blut der Unſchuld klebt;
Schutt und Trümmer ſollſt du werden!“ — Aber machtlos iſt ihr Fluch,
Ehern hält den Bau zuſammen böſer Mächte Zauberſpruch.

Wieder nachtet's, wieder ziehn ſie durch die Räume ſtill und weit,
Plötzlich ſtockt der Zug und ſchaart ſich um ein glimmend Tannenſcheit,
Dann geſchäftig wie die Bienen tragen Schnitzwerk ſie herzu,
Und zu hellen Flammen ſchüren ſie die matte Gluth im Nu.

Wie das praſſelt, wie das flackert! einen ſprüh'nden Feuerbrand,
Nehmen ſie zum nächt'gen Umzug jetzt als Fackel in die Hand,
Weithin wird die Saat der Funken in den Zimmern ausgeſtreut,
Flammen ſollen draus erwachſen; hei der Fluch erfüllt ſich heut!

Alles ſchläft; doch auf vom Lager ſpringt im Nu der raſche Sturm,
Und er wirft ſich in das Feuer, und das Feuer in den Thurm,
An des Towers Felſenwände peitſcht er ſchon das Flammenmeer,
Und den Segen drüber ſprechend, wogt auf ihm das Geiſterheer.

Doch, als ob das Salz der Thränen feuerfeſt die Wände macht,
Wie wenn Blut der beſte Mörtel, den ein Meiſter je erdacht, —
Sieh, wie durſtig auch die Flamme ſich von Thurm zu Thurme wirft,
Hat ſie doch, als wären's Becher, nur den Inhalt ausgeſchlürft.

Wieder, wenn es Nacht geworden, wenn's im Tower leer und ſtumm,
Gehn die Geiſter der Erſchlagnen in den Corridoren um,
Durch die Lüfte bebt Geflüſter klagend dann, wie Herbſteswehn.
Mancher wird im Mondenſchimmer noch die Schatten ſchreien ſehn.

Clotilde von François.

In bangen, traurigen Gedanken –

In bangen, traurigen Gedanken
Blüht der an dich ſo düftereich,
Wie zwiſchen dunkeln Epheuranken
Ein lichter, weißer Roſenzweig.

Und wie an blauer Himmelsrunde
Der große, goldne Sonnenſchild,
So ruht auf meiner Seele Grunde
Dein ſchönes ſonnengleiches Bild.

Und wie das Abendroth, das ſtille,
Sich taucht in einen tiefen See,
So tauchet meine Liebesfülle
Sich in ein ſtummes Sehnſuchtsweh.

Stille Seelen.

Haſt du von ſtillen Seelen wohl gehört,
Die ihn durch's Leben tragen, unverſehrt
Und unentweiht, der Gottheit reinen Stempel?
Da, wo ſie ſegnen, fliehet Angſt und Noth,
Da, wo ſie reden, ſchweiget aller Spott
Da, wo ſie ruhen, iſt es wie im Tempel.

Es hat mit unerklärlicher Gewalt
Mich eine ſchlichte, menſchliche Geſtalt
Dereinſt gefeſſelt, und ſie zu belauſchen,
Legt' ich mein Haupt ihr achtſam an die Bruſt,
Da hört ich drinnen, o mit welcher Luſt,
Die Engelsflügel ihrer Seele rauſchen.

Mutterahnung.

O Frühlingsmorgen voll Duft und voll Thau,
Voll Vogelgezwitſcher und Himmelsblau,
Voll herziger Veilchen im ſchattigen Grün,
Voll ſüßer Verheißung, voll frohem Erblühn!

Was jauchzeſt mein Herz du ſo fröhlich drein?
Es kann dieſer Frühling dein letzter ſein;
Wenn wieder auf Erden er keimen will,
Wohl liegeſt du unter der Erden ſtill.

Du biſt eine Muſchel gering und klein, —
Doch ſchließeſt vielleicht eine Perle du ein,
Und ruft ſie ans Licht ein göttlicher Kuß,
Wer weiß ob die Muſchel nicht ſterben muß?

Dein Wille geſchehe mir allezeit recht
O Herr — gieb nur Eines: die Perle ſei ächt,
Sei heiligen Schimmers und niemals getrübt,
Vom Himmel begnadet, auf Erden geliebt!

Ludwig Frankl.

Thau.

Wie ſchön iſt das Gebet,
Wenn bei des Frühlings Nahn
Der Sohn aus Kanaan
Um Thau des Himmels fleht.

Wenn ſein Geſang beginnt
Aus alter Tempel Bau:
„Laß rieſeln deinen Thau,
Und wehen laß den Wind!“

Wie rührend ſein Erglühn:
Der Acker war nicht ſein,
Die Wälder nicht, der Wein —
Wenn ſie nur Andern blühn!

Das ruft und ſingt und lebt
Zum Berg hinaus ſo klar,
Wie weißer Tauben Schaar
Auf grünen Hügeln ſchwebt.

Es hat ein ſolch Gemüth
Der fromme Dichter auch:
Ein jedes Lied ein Hauch,
Von Menſchenlieb durchglüht.

Wie iſt er hold beglückt,
Iſt auch nicht ſein das Land,
Wenn Thau als Diamant
Und Perle ſchön es ſchmückt.

Wo auf den Ambos roth
Ein Herz in Qualen bricht,
Da betet er und ſpricht:
„Gieß Thau in ſeine Noth!“

Wo eines Auges Glut
In Glück, in Schmerzen flammt,
Uebt er ſein Beteramt:
„Gieb ihm der Thräne Flut!“

O frommes Dichterherz!
Du darbſt beim reichen Mahl,
Und biſt für jeden Strahl
Ein tönend Memnonserz.

(Aus dem Jahrbuch Libuſſa von 1855.)

Des Dichters Trinklied.

Ich trinke nicht!
Wozu die inn're Glut mit Gluten ſchüren,
Den Feuerdämon in die Seele führen,
Daß er mit dem, der innen mächtig hauſt,
Wie Glut mit Glut, in Eins zuſammenbrauſt?
Wem's feurig aus der eignen Seele bricht,
Der trinke nicht!

Ich trinke kühn
Den Frühlingsgeist, durchseelend laue Lüfte,
Den Blumenduft um ernste, finstre Grüfte,
Nach Waldessturm, nach himmelblauem Meer
Verlangt es meine durst'ge Seele sehr.
Wenn Sternenstrahlen durch die Nächte glüh'n,
Da trink' ich kühn!

Ich trinke gern,
Wenn Geistesströme an die Seele branden,
Und d'rauf Gedanken aus dem Jenseits landen,
Was mild und wild melodisch sich ergießt,
Und wie Musik von Dichterlippen fließt;
Was mir die Seele führet erdenfern,
Das trink' ich gern.

Ich trinke heiß,
Wenn mir ein Weib mit liebdurchseelter Miene
Den Kuß kredenzt im Becher von Rubine;
Wenn es die warme Seele anzuschmiegen
Und durch der Wonnen Himmel hinzufliegen
Die Arme schlingt zum weichen, sel'gen Kreis,
Da trink' ich heiß!

Wo mir kredenzt
Wird Schönheit, Lenz und Poesie im Becher,
Da trink' ich kühn, ein sel'ger heißer Zecher,
In diesem Rausche will ich untergeh'n,
Wie schön mir seine duft'gen Rosen steh'n!
Wie seine Jugend fröhlich mich umkränzt!
Kredenzt! Kredenzt!

Friedrich Freiſold.

Geiſtige Höhe.

Siehſt du dort die Alpenfirne
Ragen in das reine Blau?
Roſig Licht küßt ihr die Stirne,
Ihren Fuß hüllt Nebelgrau.

Alſo ſoll dein Geiſt ſich heben
Aus dem Druck der Erdenqual
Auf zu reinen Geiſtesleben,
In der Wahrheit Himmelsſtrahl.

Unabläſſig mußt du kämpfen,
Ringen mit der ganzen Kraft,
Bis du aus den trüben Dämpfen
Dich zur Klarheit aufgerafft.

Wirſt von Erdenleid geneſen
Auf des Denkens reiner Höh',
Und zu Staub wird bald verweſen
All' dein vieles Lebensweh.

Einſam freilich willſt du ſtehen,
Von der Welt vergeſſen auch;
Aber friſch wird dich umwehen
Gottes ew'ger Liebeshauch.

Schmerz.

Schmerz! wohlthätig Läuterungsfeuer
Für das Himmelsgold der Seele,
Tilger ihrer Sinnenſchlacken,
Reiniger von Schuld und Fehle!

Wer dich ernſten Gottgeſandten
Aufgenommen in die Bruſt,
Keimen fühlt er ſelbſt aus Qualen
Reineres als Erdenluſt.

Sieh'! wenn's Tageslicht erloſchen,
Nacht hüllt Alles ein auf Erden,
Wie aus dunkeln Himmelstiefen
Stern' an Sternen ſichtbar werden: —

Iſt dein Lebensglück erloſchen,
Hüllt der Schmerz dich tief in Nacht,
Sind die edlern, reinern Kräfte
Deines Geiſtes erſt erwacht.

Das Abendroth.

Das Abendroth auf düſt're Wolken
Verklärungsſchimmer malt,
Wie wenn in's trübe Herz die Liebe
Den roſ'gen Zauber ſtrahlt.

Doch bald erblaßt der Glanz, die Wolken
Sind düſt'rer als zuvor: —
Das Herz, der Liebe bar, umhüllet
Dichter der Schwermuth Flor.

A. E. Fröhlich.

Freuet euch.

In eurer Jahre Morgen
Wie ſchwebt ihr ohne Sorgen
Dahin mit leichtem Sinn.
Wie ſchlagen hoch zuſammen
Der erſten Liebe Flammen,
Auf ihren Flügeln ſchwebt ihr hin.

Noch ſtreiten eure Wangen
Mit Roſen, die ſich ſchlangen
In eurer Locken Glanz.
Erfüllt iſt und umgeben
Von Friſche Leib und Leben
Und prangt und duftet wie der Kranz.

Und eure Lippen blühen
Und eure Blicke glühen
Aus Seelen klar und mild,
Sie ſehn in blaue Weiten
Und lauter Seligkeiten,
Des Frühlings Himmel und Gefild.

O freuet euch herzinnig
Und ungetrübt und ſinnig;
Der Mai verblüht geſchwind.
Ich ſeh' in euren Ringen
Sich Wohlgeſtalten ſchwingen,
Die ach ſchon lang begraben ſind.

Welch Glück an ihrer Seite!
Und so hätt' ihr Geleite
Noch lebenslang entzückt.
Was Schönes zu erlangen,
Sie hatten's reich empfangen,
Und waren doch so bald entrückt.

So freuet euch der Stunde:
Am Ende steht der Runde
Ihr bald; der Tanz verklingt.
Das Leben wirft die Schlingen
Euch um den Fuß, sie bringen
Verwicklung, die sich los nicht ringt.

Ja freuet euch im Schweben,
Dieweil die Bahn noch eben;
Bald auf dem Plane sind
Nachblühende und haben
Vergessen, die begraben,
Mit Grabesblumen spielt der Wind.

Die todte Hand.

O der Schmerzen, wann das Auge bricht,
Das gewesen unsers Lebens Licht,
Und das letzte Wort noch segnet dich,
Und die Lippe schließt auf ewig sich;
Und der Schmerzen! liegt dann auch die Hand
Kalt und starr und auf dem Sarggewand.
Ach, die treue, zarte, reine Hand,
Die uns Blumen nur ins Leben wand,

Dieß Gebild, ſo ſchön auch, fein und weich,
Unermüdlich und an Kunſt ſo reich! —
Du ergreifſt ſie noch! — O was ergriff
Je dich wie die liebe — todte Hand?

Emanuel Geibel.

Frühlingsmythus.

Wie ſchauert heute durch die Lüfte
Ein allgewalt'ger Sehnſuchtshauch!
Es dringt bis in die tiefſten Klüfte
Der Sonnenſtrahl durch Dunſt und Rauch.

Und drunten hebt ſich's ihm entgegen,
Wie er die eiſ'gen Schleier lüpft,
Du ſpürſt es, wie in jungen Schlägen
Das Herz der Erd' erwachend bürft.

Aus ihrem Buſen ringt ein Fächeln
Wie leiſes Athmen ſich hervor,
Sie ſchlägt mit träumeriſchen Lächeln
Des Waſſers blaues Aug' empor.

Da geht aus uralt dunkeln Tagen
Ein Klang durch meine Bruſt dahin,
Im Räthſelwort verſchollner Sagen
Vernehm ich ahnungsvollen Sinn;

Und über's dampfende Gefilde
Sing ich das Lied als Frühlingsgruß,
Wie einſt vom Zauberſchlaf Brynhilde
Emporgebebt vor Sigurts Kuß.

Die Windsbraut.

Nun iſt der Frühling kommen ins Land,
So wonnig geht ſein Hauch,
Es ſchlägt die junge Nachtigall
Im blühenden Fliederſtrauch.

Sie ſchlägt ſo ſüß, ſie ſingt ſo trüb
Von großer Liebesmacht,
Am Spiegel ſteht das Burgfräulein,
Und ſtrählt ihr Haar und lacht.

Da tritt ihr Bruder dar zu ihr:
„O Schweſter Kunigund,
Verzeih dir Gott das Lachen
Von deinem rothen Mund!

„Verzeih dir Gott dein arges Spiel
Und deinen harten Sinn;
Wer hat dich ſolche Kunſt gelehrt,
Du ſtolze Zauberin?

„Du fängſt mir Ritter und Edelknecht
Mit deiner Augen Schein,
Du fängſt ihr Herz in Liebesglut
Und deines bleibt kalt wie Stein.

„O Schweſter, wer mit Flammen ſpielt,
Der löſch' auch, was er brennt;
Dein Locken und dein Höhnen
Das nimmt kein gutes End!“

Das Fräulein ſchüttelt ihr goldnes Haar:
„Du ſprichſt nicht nach Gebühr;
Und glänzt mein Aug' und blüht mein Mund,
Sag' an, kann ich dafür?

„Was ſchiert mich all die Liebesglut
Von Ritter und Edelknecht!
Laß ſie verderben und ſterben,
Sie ſind mir viel zu ſchlecht.

„Laß ſie verderben und ſterben,
Eh' ſie mich lehren frein;
Der Wind, der Wind das Königskind,
Soll eh' mein Buhle ſein.“ —

Zu Nacht das Fräulein ſchlief im Saal,
Sie hatt' einen ſchweren Traum:
Ihr war's, ſie flög' ein Vogel
Im bodenloſen Raum.

Sie flog und hatte nicht Raſt, es ging
Ein Sauſen hinterher —
Hoch über ihr die leere Luft,
Und unter ihr das Meer.

Und plötzlich ward es todtenſtill,
Ihr Flügel war wie Blei,
Hinunter ſtürzt ſie jählings —
Da wacht ſie auf im Schrei. —

Da horch, was klirrt und klingt im Saal,
Die Fenſter ſpringen auf —
So wie das Sauſen dort im Traum
So fließt's an ihr herauf.

Des Lagers Decken lüften ſich,
Sie weiß nicht, wie's geſchehn,
Ihr faltig Nachtkleid flattert,
Ihre gold'nen Locken wehn.

Es küßt ſie was ſo kühle,
Daß ihr das Blut gerinnt,
Es kommt ein langer luft'ger Arm,
Und hebt ſie auf geſchwind.

„Hinaus, hinaus, Feinslieb, und fort
Im weißen Mondenſchein.
Und iſt dein Fuß gleich unbeſchuht,
Es geht zum Hochzeitsreih'n!

„Ich bin der Wind, das Königskind,
Du überſtolzes Blut,
Die Wälder neigen ſich unter mir,
Und mir gehorcht die Fluth."

Und über die Wälder trägt er fort
Und über das Meer ſein Lieb,
Mit Saus und Braus und Pfeifenklang —
Weiß Keiner, wo ſie blieb.

(Aus dem Illuſtr. Familienbuch

Amara George.

Kleine Leiden.

Heiligen und großen Schmerzen
Wird mein Herz ſich nie verſagen;
Ferne halte nur ein Gott ihm
Die gemeinen Erdenplagen.
Was erhab'ne Mächte ſenden,
Tragen will ich's ohne Laut;
Jene nur ſind das Verhaßte,
Feindliche, wovor mir graut.

Heil den Helden, die ihr Leben
Schließen auf dem Bett der Ehren;
Ihnen Heil, die in den Flammen
Sich als Märtyrer bewähren;
Welch ein Segen in dem Leide,
Welche Luſt in letzter Noth,
Wenn ein Opfer fürs Geliebte
Unſ're Qual und unſer Tod!

Doch wie ſelten iſt's geſtattet
Schön zu leiden, ſchön zu enden,
Aufzufahren in den Himmel
Siegespalmen in den Händen!
Wie zermalmend, all ſein armes,
Dunkeles, verlor'nes Sein
Hinzuopfern einer langen,
Würdeloſen Lebenspein!

Lieder.

Mit wunderholdem ſüßen Klang
Sagſt du zu mir: „O meine Dichterliebe!“
Es iſt dies Wort mir wie Geſang,
Wie friſcher Oſt verſcheucht es meine Trübe.

Ich lechzte lang in meiner Nacht
Nach ſolcher Liebe, die ein Gott nur ſpendet,
Und gleich erhab'ner Göttermacht
Haſt du den Fluch in Segen mir gewendet.

Ich liebe und ich bin geliebt —
Lenz, Leben, Luſt ſie kehren jubelnd wieder,
All jener Nebeldunſt zerſtiebt,
Und goldnen Strahls blickt Gottes Sonne nieder!

In deine Liebe möcht' ich
Mich ſenken ganz hinein,
Da tief ohn' Ende raſten
Und von Allen vergeſſen ſein!

Ein Wörtlein würd' ich hören,
Das Eine ganz allein,
Wenn ich ſo läg' und ſchliefe
In dieſem Wonneſchrein.

Nicht Engelgrüße tönten
Mir ſo beglückend rein
Denn ſüßer klingt als Alles
Das Wörtlein: Ich bin dein!

Die Seejungfrau im Oderhaff.

Im Oderhaff, da hauſet
Seit grauer alter Zeit,
Von dunkler Fluth umbrauſet,
Die allerſchönſte Maid.

Und mühen am Geſtade
Schiffer und Fiſcher ſich,
So hebt ſich aus dem Bade
Die Holde mildiglich.

Sie ragt mit halbem Leibe
Und ſieht in ſtummer Ruh
Dem mühſamen Getreibe
Der Menſchenkinder zu.

Und wer ſie mag gewahren,
Dem iſt ein Glücke nah:
Schon iſt ihm wiederfahren
Ein Glück, weil er ſie ſah!

Ein Eſel, der Flöte ſpielt.

Aufgefunden hab' ich, weder lang noch ſchwer,
Eine hübſche Fabel ſo von Ungefähr.

Neulich auf der Aue trabt ein Eſel her;
Eine Flöte fand er ſo von Ungefähr.

Bückte ſich darnieder, ſchnaubte hin und her;
Töne gab die Flöte ſo von Ungefähr.

Nie geworden war ihm irgend ein Belehr;
Seine Kunſt die kam ihm ſo von Ungefähr.

Solcher Eſel giebt es auf der Erde mehr;
Schön gelingt es Manchem ſo von Ungefähr!

Emil George.

Das Schickſal.

Du wandelſt ſelig in der Schöpfung Räumen,
Und dich ergreift ein namenlos Entzücken;
Was lebt, du möchteſt an dein Herz es drücken,
Vor Liebe will die Bruſt dir überſchäumen.

Doch kannſt du nicht vermeiden, tauſend Keimen
Zu ſchaden, ſie mit deinem Fuß zu knicken,
Zahlloſe frohe Weſen zu erſticken,
Die gleich dir ſelbſt den Reiz des Daſeins träumen

So zieht das Schickſal durch das Menſchenleben,
Indem es oft die ſchönſte Saat verheeret,
O lerne denn dich in den Grund ergeben:
Es zürnet nicht, wenn es ein Glück zerſtöret,
Und, ſeine großen Zwecke anzuſtreben,
Nicht viel an deine kleine Welt ſich kehret!

Das reine Glück.

Geheiligt iſt der Welt des Lichtes Bronnen,
Der hoch herab die Silberſtrahlen gießet,
Aus dem der Wärme Lebensodem fließet,
Der Millionen Weſen tränkt mit Wonnen.

Nur wolle nicht in vollſter Gluth dich ſonnen,
Dem Lichtquell, der den höchſten Glanz erſchließet,
Dein Aug' nicht leih'n, — das ſeiner nur genießet,
Wenn Schirm und Schatten du dabei gewonnen.

Das ungetrübte Glück willſt du erjagen,
Ein reines Freudendaſein dir begründen:
Der Himmel aber weiß mit Müh und Plagen
Das ſchönſte Erdenloos ſelbſt zu umwinden.
Du murrſt? — Du ſollteſt lieber Dank ihm ſagen:
Die volle Sonne machte dich erblinden!

Menſch und Natur.

Sie klagen, daß von deiner Hand, Natur,
Der Menſchengeiſt ſei gänzlich abgefallen;
Er möge nicht nach deiner Vorſchrift wallen,
Nicht wandeln mehr in deiner ſichern Spur.

Dich ſuchen ſie ausſchließlich auf der Flur,
Statt in des Daſeins unermeſſnen Hallen;
Wie reich du außer uns, wie in uns Allen,
Das iſt's, was jemals kaum ihr Geiſt erfuhr.

Den Menſchen meſſen ſie nach den Geſetzen,
Die in beſchränktem Kreis ſie geltend finden,
Und rechnen es als Vorwurf ihm und Sünden,
Sie je in Wort und Werken zu verletzen.
Sie ſeh'n den Kampf von Wogen, Gluth und Winden,
Einförmig aber ſoll der Menſch ſich binden!

Auguſt Gerſtner.

Der Heimat Zauber.

Wenn der Heimat Bild dir vor Augen ſchwebt,
Dir der Heimat Wonne im Herzen bebt;
Wenn in's Vaterhaus du dich träumſt zurück,
Wo du ſtill empfunden der Jugend Glück:
Ach, die Seele ſie iſt dann ſo weich, ſo reich,
Von den Wangen gleiten die Thränen gleich.

Wenn mit leiſem Rauſchen der Wald dich grüßt,
Und das Bächlein murmelnd vorüber fließt;
Wenn dem Blüthenkelche der Duft entquillt,
Und des Windes Kuß dir die Wange kühlt:
Ach, dann hält ein Zauber dich feſt umſtrickt,
Deine Heimat hat dich an's Herz gedrückt.

Wenn die heimiſchen Berge dein Auge ſchaut,
Dich die Sagen umgaukeln gar lieb und traut,
Jene goldenen Sagen aus alter Zeit,
Die des Kindes Herz ſchon ſo hoch erfreut:
Ach, dich läßt der liebende Arm nicht los,
Der dich freundlich zieht in der Heimat Schooß.

Wenn im Herzen der Heimat Zauberſchein
Dir erglänzt, ſo wahre ihn ſtill und rein!
Wenn mit linder Wehmuth er dich umflicht,
O, dann halte ihn und verſcheuch' ihn nicht!
Laß die letzte Blüthe ihn ſein, die fällt
Vor dem kalten, eiſigen Hauche der Welt!

Hugo Goering.

Auf die Wanderschaft.

Ziehst du, ein lust'ger Wandersmann,
Das Herz noch wohl bestellt,
Aus deiner Sorgen engem Bann
Fort in die weite Welt,

Da bleib' vor jeder Hütte steh'n,
Vor jedem Fenster halt',
Daraus zwei Mädchenaugen seh'n,
Ein lust'ges Lied erschallt.

Und hast du lang genug gelauscht,
Dann wand're weiter fort,
Bis wieder dir entgegenrauscht
Ein freundlich grüßend Wort.

Und sammle zum Erinnrungsstrauß
Die Liederblumen ein,
Sie werden dir so frisch zu Haus
Wie Frühlingsrosen sein.

Die blauen Augen.

Bei blauen Augen möcht' ich träumen
In einsam stiller Mondennacht,
Wenn Wolken bunt den Himmel säumen,
Und nach und nach ein Stern erwacht.

Mit blauen Augen möcht ich koſen
Wie mit dem blonden Mährchenkind,
Wenn mit den duftumſchwebten Roſen
Von Liebe ſpricht der Abendwind.

Mit blauen Augen möcht ich ſchweifen
Nach meiner Heimath Tannengrün,
Wo von der Abendſonne Streifen
Die Berge golden noch erglüh'n.

Euch blauen Augen möcht' ich ſagen:
Ein Sehnen, das mein Herz erfüllt
Seit meiner Jugend fernen Tagen,
Das iſt bis heut' noch nicht geſtillt.

Der Bettelbube.

Sie trugen hinaus den einfachen Sarg,
Der einer Bettlerin Hülle barg.
Und das war der ganze Trauerzug,
Der die arme Frau zu Grabe trug:

Die Todtenfrau im Trauerkleid,
Erheuchelnd nie empfundnes Leid,
Und hinter ihr, zerhärmt und blaß,
Ein Bettelbube, thränennaß.

„Was weinſt du, Knabe, die Augen dir roth
„„Ich ſah mein arm lieb Mütterchen todt!““ -
„Deine Mutter ruht ſanft im Grabesſchoos
Und du biſt die Laſt des Bettelns nur los.“

„„Die Mutter, die mich geliebt ſo ſehr,
Mich immer geherzet, — ſie lebt nicht mehr!
Wenn ich für ſie nicht mehr betteln kann,
Dann geht auch die Welt mich nichts mehr an.““

Wandern.

Schon in der Jugend goldner Zeit
Schweift gern der Sinn hinaus ſo weit;
Ein Sehnen füllt die junge Bruſt
Mit unbezwingbar heißer Luſt
Zum Wandern.

Ja Wandern! Wandern! Flammend Wort!
Den Jüngling treibſt du mächtig fort!
Vom Mutterherz, vom Vaterhaus
Reißt er ſich los und ſtürmt hinaus
Zum Wandern.

Den Mann, der ſich des Hauſes Glück
Begründet hält die Pflicht zurück; —
Ein unerklärbar Sehnen wacht
Tief unten in des Herzens Schacht
Zum Wandern.

Im Lehnſtuhl ruht ein müder Greis,
Das Haupt gebückt. Er ſchlummert leis!
Und ob ihn Schlaf und Tod umzieht,
Er träumt das ewig junge Lied
Vom Wandern.

Rudolf Gottschall.

Der Terek.

Du Sohn des felſ'gen Daghestan,
Du trägſt des Kaiſers Epaulette!
Weit offen liegt des Ruhmes Bahn,
Dem Zaren nur gehört die Welt;
Den Himmel ſtützen, wenn er fällt,
Die Millionen Bayonette!

So naht er ſich dem Vaterland
Auf einer kaiſerlichen Sendung.
Die Kuppen glüh'n im Abendbrand,
Licht wallt der Wolken Feſtalar;
Ein neues Bild der Rieſenſchaar
Zeigt ihm der Weg bei jeder Wendung.

Was iſt's, das ihm zu Herzen quillt?
Die Felſen droh'n ihn zu zerſchmettern,
Es zürnt der Waſſerfall und ſchilt;
Sein Haupt neigt grollend der Tſchinar
Und wie ein Richter ſchwebt der Aar
Mit breiten Schwingen aus den Wettern.

„Nur ſacht, mein Rößlein, eile nicht!
O laß den Reiter Athem ſchöpfen!“
Glut überſtrömt ſein Angeſicht —
O fremd' Gefühl von Luſt und Schmerz!
Ihm preßt des Kaiſers Rock das Herz,
Und angſtvoll reißt er an den Knöpfen.

„O Petersburg, du Stadt des Herrn,
Du ſtarrſt mich an ſo übernächtig,
Im kalten Nord ein müder Stern.
Ach an der Newa fernem Strand,
Da dacht' ich nicht ans Vaterland —
Wie iſt es ſchön, wie iſt es mächtig!"

Doch ſieh! Wie brauſt durchs Felsgeſtein,
Wo Reben ſich um Ulmen ranken,
Ein gold'ner Fluß im Abendſchein!
Wie kommt er von den Bergen friſch!
Wie rauſcht und ſtürmt er kriegeriſch
Voll welterobernder Gedanken!

Doch weiterhin — wie grüßt er mild
Des Ufers wuchernde Gelände!
Wie trägt er liebend jedes Bild,
Das ihm geſchenkt die grüne Flur,
Und ſeiner Mutter, der Natur,
Küßt er mit zartem Dank die Hände.

Der Terek iſt's! Sein Rauſchen weckt
Im Buſen längſtverklung'ne Lieder,
Und was im Herzen tief verſteckt,
Der Kindheit Luſt, der Jugend Glück,
Es kommt hervor, es kehrt zurück,
Es grüßt der Heimat Sonne wieder.

Der Geiſt des Fluſſes greift herauf
Aus ſeinen träumeriſchen Tiefen,
Er hemmt das Roß in ſeinem Lauf,

Er macht den Reiter starr und stumm;
Es wogt und braust um ihn herum,
Als ob ihn tausend Stimmen riefen.

Die Sonne sinkt, der Nebel dampft'
Und Geister treten aus den Spalten;
Er hält die Mähne bang umkrampft —
Dumpf dröhnt des Terek Donnerwort,
Mit tausend Armen reißt's ihn fort
Mit fremden, drohenden Gewalten.

Horch, der verlass'nen Braut Gesang
Hallt aus den fernen Auen wieder
Durch Wogensturz und Donnerklang!
Ihr Diadem glänzt stolz und licht,
Doch todtenbleich ihr Angesicht,
Und trauernd weinen ihre Lieder.

„Fluch oder Segen!" tönt's ihm zu
Auf unsichtbarer Stimmen Flügel:
„Du hast die Wahl, nun wähle du!
Dort des Verräthers Glanz und Ruhm,
Hier deiner Heimath Heiligthum!" —
Und weinend steigt er aus dem Bügel.

Er kniet! da quillt ein russisch Glück
Mit jeder Thrän' aus seinem Herzen,
Vom Zarenreich fällt Stück auf Stück,
Und die er ach! so lang' verloren,
Die theure Heimat neugeboren
Ersteht aus dieser Saat der Schmerzen!

Da hat er raſch ſich aufgerafft:
„Fort mit des Kaiſers Epauletten!“
Er reißt in wilder Leidenſchaft
Den Rock ab, der das Herz ihm preßt,
Und ſchnallt ihn an den Sattel feſt
Mit Säbel, Gurt und Ordensketten.

„Mein theures Rößlein, kehr' zurück,
Gehorche deines Zars Befehlen!
Ich ſuche jetzt ein and'res Glück,
Trag' heim, was mir beſchieden war,
Trag's heim zu unſ'rer Reiterſchar —
Ich will den Kaiſer nicht beſtehlen!“

Und muthig ſtürzt er in den Fluß
Mit alter Kraft, ein Flutbeſieger!
Der winkt ihm ſchäumend ſeinen Gruß
Und trägt ihn jauchzend an den Strand —
„Gott ſegne dich, mein Vaterland,
Und ſegne du den neuen Krieger!“

F. Virgil Großmann.

Verluſt im Siege.

In nied'rer Hütte keimte mir das Leben,
Der Kummer ſang mir ſeine Wiegenlieder
Und ſtreute gift'gen Mehlthau auf mich nieder;
Ein ärmlich Loos ſchien mir das Glück zu weben.

Doch in der bleichen, abgehärmten Hülle
Erweckte Gott der Seele kühnes Drängen;
Ich wagte bald die enge Haft zu sprengen
Zu werben um des Lebens schönste Fülle.

Und siegreich trat ich aus dem schweren Ringen,
Das Mißgeschick war glorreich überwunden —
Und doch, was ist es, daß in trüben Stunden
So bange Laute mir die Brust durchklingen?

So zog der jüng're Sohn vor alten Zeiten
In fremdes Land hinaus der Unverzagte,
Das Erbe, das die Heimat ihm versagte,
Durch eig'ne Kraft sich draußen zu erstreiten.

Wie scholl im Kampf so freudig seine Stimme,
Wie grimmig sprang sein Schwert auf Schild und Spa
Es floß der Schweiß, das Blut von seinen Wangen,
Bis daß der Feind entwich vor seinem Grimme.

Er jubelt auf, — rings schweigen seine Krieger;
Er blickt umher, — weh ihm, er sieht nur Leichen!
Manch theures Antlitz trägt das Todeszeichen
Und schweigend steht der schwergeprüfte Sieger. —

Der kühne Geist, zu Mißgeschick geboren,
So Gott ihm hilft, er bricht sich seine Bahnen;
Doch seinen Jubel dämpft ein leises Ahnen,
Wie viel des Schönen er im Kampf verloren.

(Aus dem Deutschen Museum von 18

Julius Groſſe.

Erſte Liebe.

So hat noch Niemand mit mir gethan!
An beiden Händen faßt er mich an
Und ſchaute mir in die Seele,
So unwiderſtehlich, ſo tief hinein,
Als wollt' er ſchau'n, wo ein Fältelein
Ihm etwas noch verhehle.

So hat noch Niemand mich gefragt!
Was ich gejubelt, was ich geklagt,
Das ruht nun in ſeinem Herzen.
Die ganze Welt ward mir zum Traum;
Bin ich es ſelbſt noch? Ich weiß es kaum,
Mich blendet's wie Weihnachtskerzen.

So hat noch Niemand mich geküßt!
Nicht Vater noch Mutter am heiligen Chriſt
Nach all den bunten Geſchenken!
Doch alle nun gäb' ich mit Lächeln hin,
So fröhlich iſt mir, ſo ſelig zu Sinn,
Darf ich an ihn nur denken.

Am Brunnen.

Es ſteht ein Brunnen auf dem Platz,
Vier Linden ſteh'n herum,
Da ſchaute Abends mein brauner Schatz
Wohl oft ſich nach mir um.

Nun ſteh' ich allein am hellen Tag
Und ſehe das Waſſer rinnen,
Die Tauben fliegen zum Taubenſchlag,
Er aber zog von hinnen.

Schau', Burſchen und Mägde zieh'n vorbei,
Hell flattert der Bänder Zier,
Sie pflanzen morgen den grünen Mai —
Wer aber pflanzt ihn mir?
Die Bienen ſummen im Lindenbaum,
Die Schwalbe wiegt ſich behende;
Meine dunkeln Gedanken bei Tag im Traum,
Sie fliegen und finden kein Ende.

Er ſchenkte mir ein Liederbuch,
D'raus ſang ich am Altar;
Ich gab ihm dafür ein ſeiden Tuch,
Das war am neuen Jahr —
Mein Geſangbuch ſteht daheim im Schrank,
Das Tüchlein ward naß im Regen;
Meine Mutter ſagt, ich wäre krank,
Ich ſoll zur Ruh' mich legen.

Ich aber mag nicht nach Hauſe geh'n,
Mein Bett iſt kalt und fremd;
Viel lieber ging' ich im Windesweh'n
In die Haide bei Nacht im Hemd!
Nun ſteh' ich hier, ohne Raſt, ohne Ruh,
Mein Krug, der ging in Trümmer,
Dem rauſchenden Waſſer horch' ich zu
Und verſteh' es doch nimmer und nimmer!

Klaus Groth.

Thorheit.

Ach! das iſt ein ewig Gattern,
Aus den Schaalen kriechen Küchlein,
Und ſie piepſen und ſie flattern
Und du ſperrſt ſie in ein Büchlein!

Heine.

Jeden, glaub's, bewältgen Schmerzen,
Aber was das Herz ihm bricht,
Stirbt dahin mit jedem Herzen,
Nur mit eines Dichters nicht.

Platen.

Thorheit, ſteckt in jedem Herzen,
Aber Thorheit klug und ſtumm,
Nur der Dichter trägt die Schmerzen
Seiner laut im Lied herum.

Jeder hat durch ſieben Siegel
Seines tief der Welt verſteckt,
Doch der Dichter iſt der Spiegel,
Der das Herz dem Herz entdeckt.

In der Thorheit ſteckt die Wahrheit,
Die die Welt der Welt verhüllt,
Nur der Dichter zeigt in Klarheit
Dem, der ſieht, ſein eignes Bild.

Siehe da! das iſt die Demuth
In der Frechheit, in dem Stolz,
Und der größte ſchlägt mit Wehmuth
Seine blutend ſelbſt an's Holz.

Der Glaube wie die Liebe ſpricht im Schweigen.

Der Glaube wie die Liebe ſpricht im Schweigen,
Nur ſchüchtern weiſt das deutſche Wort nach Oben:
Das Auge mag es ſagen, ſtumm erhoben,
Das Auge mag es ſagen im Verneigen.

Mich ekelt, ſeh' ich euch mit Fingern zeigen,
Wo zarte Scheu den Schleier dicht gewoben;
Zum Girren wird das Beten, Lieben, Loben,
Wo ihr gepredigt kommt mit frommen Geigen.

O pfui, daß ſolches heilige Gelüſten
In keuſcher deutſcher Zunge muß erſchallen,
Die einſt gedient „Ein feſte Burg" zu rüſten!

O pfui, wenn deutſche Sitte ſo gefallen,
Daß deutſche Herzen nicht zu fühlen wüßten:
So ſchleicht ſich römiſch Gift in unſre Hallen!

Der Deutſche hat von je zu tief getrunke

Der Deutſche hat von je zu tief getrunken
In Meth und Bier, in Wein und anderm Geiſte,
Und ſtets den Becher, der am Tiſche kreiſte,
Zu Grund geleert, bis daß er ſelbſt geſunken.

Wie Zunder traf ihn jeder Geiſtesfunken,
Ob ihn der Eskimo dem Pol enteiſ'te,
Der Kopte ihn in Hieroglyphen ſchweißte,
Er mochte blinken oder glänzend prunken.

Die ſchönen Formen, die der Grieche dachte,
Die wilden Träume indiſcher Bramanen,
Die Nebelrieſen, die der Hekla brachte:

Sie fanden Raum im Kopfe des Germanen,
Und wenn er ſelbſt ſich nicht zum Affen machte:
Das Centrum wär' er aller Geiſtesbahnen.

Haidenröslein.

Wir wohnen auf der Haide, das Haus ſteht ganz allein,
Vater und Mutter beide ruhn im ſchwarzen Schrein.

An einem Wintermorgen trugen ſie ihn hinaus,
Er ſchläft von ſchweren Sorgen und vielen Mühen aus.

Und als der Schnee zergangen, ging ihm die Mutter nach,
Die Kirchenglocken klangen am hellen Frühlingstag.

Das Grab war tief gegraben, da ſenkten ſie ſie ein,
Dann ſangen noch die Knaben, dann waren wir allein.

Wir ſtanden da und ſannen, der Bruder ſtill und blaß,
Und als ſie all von dannen, da warf ich mich auf's Gras.

Da hat er mich umfangen und zog mich langſam fort,
Dann ſind wir heimgegangen, und wohnen einſam dort.

Der Bruder geht zu graben an jedem Morgen aus,
Ich muß die Weiden ſchaben und flechte Körbe draus.

Ich habe gar kein Grauen, wenn ich ſo einſam bin,
Denn nach dem Kirchlein ſchauen die Augen immer hin.

Das ſchimmert durch die Haide, das blitzet durch den Schnee,
Da ſind die Eltern beide, wenn ich hinüber ſeh!

Wie traulich war das Fleckchen.

Wie traulich war das Fleckchen wo meine Wiege ging!
Kein Bäumchen war, kein Heckchen, das nicht voll Träume h

Wo nur ein Blümchen blühte, da blühten gleich sie mit,
Und Alles sang und glühte mir zu bei jedem Schritt.

Ich wäre nicht gegangen, nicht für die ganze Welt! —
Mein Sehnen, mein Verlangen, hier ruht's in Wald und F

Abendruh.

Ich sehe Rauch aus fernen Hütten steigen,
Er wallet ruhig aus den stillen Bäumen;
Der Abend haucht ihn an mit goldnen Säumen,
So steigt er auf im allgemeinen Schweigen.

Aus weiter Ferne hör ich nur den Reigen,
Er kommt herab, wie aus den Wolkenräumen,
Und stirbt dahin, wie Weh, in süßes Träumen,
Ein Abendsegen mild und wundereigen.

Und mit den Wolken wallen die Gedanken,
Und schweben mit den Tönen der Gefühle
Hinauf, hinunter, wie die Wipfel wanken.

Auf Engelsschwingen nach des Tages Schwüle,
Wenn alle Wünsche tief in Ruh versanken,
Erhebt sich sanft ein Hauch der Abendkühle.

Dora Gutmann.

Auf dem Greifenſee.

Der ſtille See liegt zaubriſch um mich her,
Der Nachen wiegt ſich in den blauen Fluthen,
Der Tag hat ſich geneigt, und immer mehr
Umglänzen mich der Abendſonne Gluthen.

Die Ufer liegen, ach, ſo friedlich da,
Als wie wenn Gottes Hauch darüber wehte:
Ich blicke froh umher, und fern und nah
Schau ich die Pracht und dieſe Abendröthe.

Und purpurübergoſſen ſah ich kaum
Der Berge Spitzen und des Sees Wogen,
So iſt's vorüber wie ein ſchöner Traum,
Vom Flor der Dämmrung rings die Welt umzogen.

Ein dämmernd Sinnen ſpinnt die Seele ein:
Es öffnen ſich des Herzens ſtille Räume:
Und wie da Wölkchen glühn im roſ'gen Schein,
So ſchimmern aus dem Dunkel lichte Träume.

Der Glanz verglüht, die Wolkenſchaaren fliehn
Der Sonne nach, die lang' hinabgegangen:
Durch meine Seele die Gedanken ziehn
Dem Glücke nach, das, ach wie lang, vergangen.

Derweil die Sehnſucht alſo ſich beſchwingt,
Und ſüßes Heimweh meine Bruſt erfüllet,
Schleicht ſich heran die ſtille Nacht, es dringt
Der Mond hervor, vom Schneegebirg verhüllet.

Nun ſcheint er hell, und tauſend Lichter ziehn
In dem Gewäſſer nach des Nachens Gleiſe:
Die weißen Wellen kommen und entfliehn,
Die Ruder, die noch ruhten, plätſchern leiſe.

Und, eine ſchöne Ueberlieferung,
Sieht Greifenſee man am Geſtade liegen:
Die Zeit wird alt, du bleibeſt ewig jung,
Dein Ruhm wird ferne Zeiten überfliegen.

Wie könnt' ich dein vergeſſen, Heimathflur,
Und meiner Kindheit früheſte Geſchichte!
Ich wandle träumend oft auf deiner Spur,
Ich ſeh' dich vor mir im verklärten Lichte. —

Erinnerung.

Da drüben ſaß ich kaum noch beim Klavier,
Da fiel mein Auge auf ein Blatt Papier.

Was für ein Weh zieht ſchrill durch meine Bruſt,
Die kaum noch ſchwellte des Geſanges Luſt?

Daß um das Herz, das erſt nur ſchlug ſo warm,
Sich jählings legt ein kalter Todtenarm?

Zwei Blätter ſind es: die, die rufen, ach!
In meinem Herzen alte Zeiten wach.

Und wenn Erinnrung durch die Seele zieht,
Ach, da verſtummt zumal das frohe Lied.

Da ſchaut mich an ſo manch' erloſchnes Aug':
Erinnrung weht mich an wie Geiſterhauch.

Verlorne Freunde ziehen ſtill herfür:
Erinnrung wird zur offnen Kirchhofthür.

Und die begrabne Liebe ringt ſich los:
Erinnrung ſtarrt mich an wie Grabesſchooß.

Verlorne Tage! Kurzgenoſſnes Glück!
Euch ſeh' ich nach und trüber wird mein Blick.

Was weckte denn im Innern mir zumal
Wie Blitzeszucken den Erinnrungsſtrahl?

Daß ich in alte Gräber neu geſchaut,
Und wieder ſah, was mir dereinſt vertraut;

Daß ich an der Erinnrung Geiſterhand
Durchwandelte ein fernes, fernes Land:

Wo todte Freunde jetzt noch lebend gehn,
Die wohl vor Jahren täglich ich geſehn:

Daß ich mich ſelbſt ſah, einſt in Jugendluſt? —
Wie leiſes Fröſteln ſchleichts mir durch die Bruſt. —

Schriftzüge ſind's von einer todten Maid,
Ein Notenbuch aus meiner Jugendzeit.

Stumm iſt das Blatt: doch faßt's mich ſeltſam an:
Mir war's, als ob zu tönen es begann:

Ach, wenn Erinnrung durch die Seele zieht,
Wacht auf im Herzen das vergeſſne Lied.

Karl Gutzkow.

Novembertraum.

Du grauer Nebel, ſpinnſt du Leichentücher?
Singſt, heiſ'rer Vogel, du ein Todtenlied?
Erſchrickt das Auge, das im Buch der Bücher
Die letzten Blätter aufgeſchlagen ſieht?
Sie fallen nieder, die Natur haucht leiſe
Ihr letzt' Geheimniß aus und will ſich ruhn;
Da hebt ſich ſchüchtern unterm Wintereiſe
Der grüne Halm der Frage: Was kommt nun?

Kommt wieder Lenz und prangen alle Blüthen
Auf Feldern nur, im grünen Gartenhag?
Begrüßen wir mit hochgeſchwungnen Hüten
Nicht endlich auch der Freiheit Frühlingstag?
Bleibt alles ſo im alten Weh' und Kummer,
Sowie die Sterne geh'n am Himmelszelt?
Derſelbe Tag? Derſelbe nächt'ge Schlummer?
Nicht endlich, endlich auch die neue Welt?

Was will ich denn? Nur dann und wann ein Lächeln
Auch in den Seelen wie des Maien Luſt!
Ein Zephyr Menſchenliebe! Nur ein Fächeln
Der Hoffnung in die kranke Menſchenbruſt!
O muntrer Quell, du frohe Wieſenblume,
Zieht frohe Augen zu euch niederwärts!
Zum Blüthenaſt, zum Sternenheiligthume
Blick' ängſtend und entſagend nicht das Herz!

Wie müßt' es ſchön auf dieſer Erde werden,
Umfing' einſt die Natur zu gleicher Zeit
Auch dieſes Lebens nackteſte Beſchwerden
Mit ihrer Liebe buntem Feierkleid!
O Zauberland, wo auch die Herzen ſproſſen,
Das Leben ſelbſt in ſolchen Farben lacht,
Die wie ein Regenbogen ausgegoſſen...
Bleibſt du der Traum nur einer Winternacht?

Die Dohle krächzt — die Nebel hüllen Alles
In der Verzweiflung graues Einerlei.
Die Todtenglocke läutet dumpfen Schalles
Und ruft den Hoffenden: Vorbei! Vorbei!
Der Stein bleibt Stein — Nie wird die Welle fließen
Zum Berg hinan — Was kann im Eiſe ruh'n?
Gott läßt uns wohl die alten Blumen ſprießen,
Doch ſeine Wunder — ſoll'n wir ſelber thun!

Die Sommernacht.

Lebe! Lebe! ſpricht die Sonne.
Aber wenn ſich nächt'ge Schatten
Senken auf die Wieſenmatten,
Fühl ich: Auch im Tod iſt Wonne.

Wenn die Sterne niederfunkeln,
Sich die müden Augen ſchließen,
Nebel durch die Thäler fließen,
Und die Erde ſchläft im Dunkeln —

Wenn der Thau den Plan befeuchtet,
Murmelnd alle Quellen gehen,
Und die Blätter leiſer wehen,
Das Johanniswürmchen leuchtet —

Wenn aus tiefem Thalesgrunde
Eine Uhr mit fernen Schlägen
Unſerm wachen Ohr entgegen
Ruft die mitternächtge Stunde —

O, dann kommt uns doch ein Träumen,
Weht ein Lauſchen, ſpricht ein Rauſchen,
Und wir fühlen, Geiſter tauſchen
Nun mit uns in dieſen Räumen!

Fühlen — wie die Theuren, Süßen,
Die uns ruh'n im Schooß der Erden,
Wieder ſcheinen wach zu werden,
Wie ſie kommen, wie ſie grüßen!

Wie ſie lächeln! Sie erſcheinen,
Leicht von Silberflor getragen!
Und ihr Grüßen will uns ſagen:
Armer Freund, du ſollſt nicht weinen!

Trau der Nacht, denn nur ein falbes,
Nur ein Zwielicht gibt die Sonne.
Höher iſt der Schöpfung Wonne
Und dies Leben nur ein halbes.

Auguſt Häuchen.

Das Wunderland.

Ich will ein Land dir zeigen,
Drin Zauber und Wunder thront,
Wo, wonnevoll und voll Schmerzen
Die ſüße Minne wohnt.

So lieb iſts dort und traulich,
So feierlich und ſtill,
Daß ich im Leben nimmer
Die Stätte miſſen will.

Da ragt ein Dom, ein ſtolzer,
Hoch auf zum Himmelszelt;
Deß hehre goldene Kuppel
Die heilige Sonne erhellt.

Die Orgel in dieſem Dome
Tönt göttlichen Gnadenhauch,
Und fromm zum Throne der Liebe
Erhebt ſich der Opferrauch.

Es blühen roſige Lauben
Auf duftigem Wieſengrün
Und Turteltauben fliegen
Selig darüber hin.

Und heimliche Quellen rauſchen,
Darinnen ſich freudig das Reh
Beſpiegelt, und trillernde Lerchen
Jubeln in luftiger Höh.

Doch wieder ſiehſt du die Stätte
Im blaſſen Mondenlicht,
So geiſterhaft und ſo traurig,
Als wie ein Todtengeſicht.

Da ſtürmt durch wilde Schluchten
Der toſende Waldbach herab
Und Bäume und Knospen und Blüthen
Reißt er brauſend hinab.

Wilde, phantaſt'ſche Geſtalten
Durchtoben flüchtig den Raum,
Sie eilen ſo raſend und ſchwindelnd,
Du ſieh'ſt ſie ſelber kaum.

Alltödtende Waſſerwogen
Bedecken ſchweigend den Plan, —
Es iſt, als ob kein Gott mehr
Die Fluthen zertheilen kann.

Dann ſiehſt du plötzlich wieder
Den Himmel klar und licht,
Die ganze Welt ſtrahlt fröhlich
Im heitern Sonntagsgeſicht.

Soll ich die Stätte dir nennen,
Das Land voll Freude und Schmerz?
Das iſt in ſeiner Liebe
Das wogende Menſchenherz,

Das ewige Land der Wunder,
Drin Trauer wohnt und Luſt,
Du wirſt es nirgends finden,
Als in der eignen Bruſt.

Friedrich Halm.

Am Brunnen.

Stumm iſt die Stadt, und die Straßen leer;
Um des Marktes todtes Schweigen
Schläfrig ſtehn die Häuſer her,
Scheinen müd das Haupt zu neigen;
Schlummer drückt und tiefe Ruh'
Ringsum jedes Auge zu,
Nur Eines, weit offen, hell und rein,
Schaut leuchtend der Mond in die Nacht hinein.

Rings ſelige Stille! — Kein Flüſtern ſtört
Das Herz, das den eignen Pulsſchlag hört;
Nur eine Stimme klar und hell,
Tönt dorther vom Brunnen der plätſchernde Quell;
Laut in des Beckens mächtige Schale
Sprudelt er nieder in funkelndem Strahle,
Und mich zwingt es zu weilen; mich zwingt es zu lauſchen
Dem Koſen und Flüſtern, dem Wogen und Rauſchen,
Zu horchen der Wellen tönenden Reigen
In der Mondnacht ſeligem Schweigen!

Wie ſie tönen, wie ſie klingen,
Rauſchend in's Becken niederſpringen,
Wie ſich in der Mondnacht Helle
Plaudernd Welle drängt an Welle,

Sich zu erzählen in ſprudelndem Klang
Von grünen Matten und Bergeshang,
Vom Walde, wo ſie zuerſt entſprungen,
Aus Felſengeklüft an's Licht gedrungen,
Von Blätterflüſtern und Wipfelrauſchen,
Die ihre Kindheit durft belauſchen,
Eh' in der dunkeln Röhren Haft
Der Menſch der Heimath ſie entrafft!
Waldduft und Freiheit rauſchen ſie, hauchen ſie,
Und in wehmüthiges Sehnen tauchen ſie
Mir des Herzens ſchwellende Fülle
In der Mondnacht ſeligen Stille.

Seltſam! — So oft ich des Weges gekommen,
Nie hat ich die Stimme des Brunnens vernommen;
Erſt jetzt in der ſtillen, verſchwiegenen Nacht! —
Jetzt zieht ſie und hält mich mit Macht, mit Macht! —
Tönen deine heiligen Lieder
Mir aus der ſprudelndem Quelle wieder?
Warum jetzt erſt nur
Sprichſt du mir im Drang der Quelle,
Mahnſt du mich im Klang der Welle
Stimme der Natur?

Oder mahnteſt und riefeſt du immerdar,
Ich aber nahm des Rufs nicht wahr?
Bin in des Tages Gewirr und Gedränge,
Im Gewühl und Getreibe der wogenden Menge
Träumend vielleicht ich vorbeigerannt
An des plätſchernden Brunnen Rand?

Rauſchte ſo ſtürmiſch um mich her
Wildfluthend der Gedanken Meer,
Daß von Sinnen und Sorgen befangen
Vergebens die Wellen mir riefen und klangen,
Die jetzt in der ſtillen verſchwiegenen Nacht
Mich ziehen und halten mit Macht, mit Macht? —
Ja, ja das war's; darum, du Kind der grünen Flur,
Kryſtallne Quelle,
Tönt jetzt mir erſt im Flüſtern deiner Welle
Die heil'ge Stimme der Natur!

Traurig, traurig, daß uns durch's Leben
Drängt und forttreibt ein ziellos Streben,
Daß Stunde und Tag wir zu Tode hetzen
Und wiſſen nicht Stunde noch Tag zu ſchätzen,
Daß nichtiger Sorgen niemals frei
Uns ſtets umbrauſt der Selbſtſucht Schrei,
Des Tagewerks Mühlräderknarren,
Des Pöbels Gebrüll, das Gezänke der Narren,
Und daß ſo ſelten, zufällig nur
Wir dich vernehmen, du klares, helles
Melodiſches Sprudeln des Lebensquelles,
Dich Friedensſtimme der Natur!
Daß uns des Tages Gelärm und Gedränge
Euch abwehrt, heimathwinkende Klänge,
Die den müden, verwelkenden Seelen
Erquickend von Walduft und Frühling erzählen!
Traurig, traurig!

Zu ſpät.

Im Frühling war's und ihren Reigen gingen
Die Sterne bei der Nachtigallen Chor,
Im Weſten nur zog ſchwarz Gewölk empor,
Schwarz wie die Träume, die mein Herz umfingen.

Und düſtrer ballt das Wetter ſich zuſammen,
Und Windsbraut heulte durch der Berge Schlucht;
Die Blüthen ſtoben hin in wilder Flucht,
Und ſchwarze Nacht verſchlang der Sterne Flammen.

Mir aber war in meinem tiefſten Herzen,
Als wär' die Welt ein feſtgeſchmückter Saal,
Doch ſchon vorüber wären Tanz und Mahl,
Und allgemach verlöſchten ſeine Kerzen!

Zur Ruhe wären ſchon die edlen Gäſte,
Die hier gezecht, geſchmauſet frank und frei,
Wir andern kämen, da das Feſt vorbei,
Und müßten uns begnügen mit dem Reſte.

„Verklungen," ſprach ich, „ſind die friſchen Lieder,
„Und mit den Liedern ſtarb der friſche Sinn;
„Des Lebens ächte Freudigkeit iſt hin,
„Die Welt war jung, doch Jugend kehrt nicht wied

„Zu ſpät, zu ſpät ſind Alle wir gekommen,
„Die hell des Gottes Flamme noch durchglüht,
„Wie Blumen, zögernd erſt im Herbſt erblüht,
„Vergehen wir vom Froſt hinweggenommen!"

„Zu ſpät, zu ſpät! der Vorhang iſt gefallen,
„Und auf die Bühne treten wir hinaus;
„Wir ſprechen; aber ſtaunend fragt das Haus:
„Wo kommt ihr her, was wollt ihr mit dem Allen?“

„Zu ſpät, zu ſpät, ein Arzt am Bett des Kranken,
„Deß Seele ſchon des Todes Froſt umwand,
„Zu ſpät erſchienen wir; Begeiſtrung ſchwand,
„Wem frommen noch begeiſternde Gedanken!“

„Zu ſpät erſchienen wir, das letzte Flimmern
„Des Sternes, eh' ihn Wolkennacht begräbt,
„Die letzte Woge, die das Schiff erhebt,
„Die nächſte aber ſpielt mit ſeinen Trümmern!“

Drei Wunder.

Als dich mein Arm zum erſten Mal umſchlungen,
Von Staunen fühlt' ich dreifach mich durchdrungen:
Zuerſt, daß ich's vermocht, ſo viel zu wagen,
Dann daß du's nicht vermocht, mir's zu verſagen;

Das dritte war — und ſänn' ich jahrelang,
Ich faſſ' es nicht, und werd' es niemals faſſen —
Daß ich's erreicht, daß dich mein Arm umſchlang,
Und konnte dich — und konnt' dich wieder laſſen! —

Julius Hammer.

Glühend ſtrahlt der Mittagshimmel.

Glühend ſtrahlt der Mittagshimmel,
Auf den Feldern zirpen träge
Im gemähten Korn die Grillen;
Menſchenleer ſind alle Wege.
Nur ein ſchwer beladner Wagen
Müht ſich auf der ſtaub'gen Straße,
Und im Graben ſchläft ein Bettler
Auf dem ſonnverbrannten Graſe.

Ueber dein gefurchtes Antlitz
Schwebt ein Lächeln, armer Schächer!
Träumeſt eben wohl von einem
Vollen, goldnem Zauberbecher,
Träumſt in der zerlumpten Hülle,
Auf dem Lager ohne Schatten,
Wohl von Schätzen, feinen Linnen,
Von Muſik und grünen Matten?

Darf dir deinen Traum nicht ſtören,
Dir zu bieten eine Gabe;
Wie viel mehr würd' ich dir rauben,
Als ich dir zu geben habe!
Will an deiner Seite warten,
Bis entflohen iſt dein Schlummer;
Einem Mitleidgruß begegnen
Soll dein neuerwachter Kummer.

In geſtrecktem Trabe brauſen
Stolz vorbei vier heiße Roſſe,
Luſt'ge Poſthornklänge ſchmettern
Vor der prächtigen Karoſſe.
Aus des Traumes ſüßer Täuſchung
Fährt der Bettler auf erſchrocken,
Streift von ſchweißbeperlter Stirne
Sich die wirren grauen Locken.

Die dich überſahn — ſie nahmen
Dir auf einmal, armer Schächer,
Alle deine Schätze wieder,
Deinen vollen Zauberbecher.
Eine Bitte ſtammelnd ſtreckſt du
Nach mir aus die magern Hände?
Helf' dir Gott, und meinen Segen
Nimm mit meiner kleinen Spende.

Glühend ſtrahlt die Mittagsſonne,
Auf den Feldern zirpen träge
Im gemähten Korn die Grillen —
Sei der Fried' auf deinem Wege!
Solche Tage ſchickt der Himmel,
Sollen Brod und Wein gedeihen —
Heiß're Tage müſſen kommen,
Um die Menſchheit zu befreien.

Wohl dem, der ſich aus innerm Marke —

Wohl dem, der ſich aus innerm Marke
Im Sturm ein freies Leben ſchafft;
Es übt am ſtarken Feind der Starke
Gern ſeinen Muth und ſeine Kraft.
O glücklich, wem ein raſch Entſcheiden
Im Kampf, den ihm das Schickſal bot,
Die Frage löſt: ob Sieg ob Tod?
Und ihm die langen bangen Leiden
Der Folter ſparet zwiſchen beiden,
Der langſam zehrend gift'gen Noth!

Verdamme nicht den Bleichgehärmten,
Weil er im Kampfe unterlag;
Die ſchwarzen Sorgen ach, umſchwärmten
Ihn Jahr um Jahr und Tag um Tag!
Es hat gelitten und geſtritten
Mehr, als du ahnſt, ſein tapfres Herz;
Sie aber haben, allerwärts
Verfolgend ihn auf ſeinen Schritten,
Es ihm zerriſſen und zerſchnitten,
Bis ſich's verzehrt in Noth und Schmerz.

Flieh endlich deiner Schwermuth Nacht.

Flieh endlich deiner Schwermuth Nacht,
Die dich zu lange ſchon gebunden,
Mein Freund, du haſt dir deine Wunden
Geholt in keiner Heldenſchlacht.
Der hat noch immer Troſt gefunden,
Der ihn zu ſuchen war bereit;
Ein Kranker, der nicht will geſunden,
Krankt mehr an Selbſtſucht als an Leid!

Wie weh dir auch gethan die Welt,
Du mußt dich doch mit ihr verſöhnen
Und zu vergeſſen dich gewöhnen,
Denn ſie allein iſt's, die dich hält.
Wer an ſie glaubt mit ſtarkem Herzen,
Beſieget ihren Widerſtand
Und ſchafft ſich Muth aus bittern Schmerzen,
Zu thun, was er für recht erkannt.

Werkthätig rühr' dich Tag für Tag,
Dein beſtes Glück ſei deine Stärke,
Verlang' nicht gleich von einem Werke
Den Lohn, den es verdienen mag:
Ein unermüdet Weiterſtreben,
Das iſt der herrlichſte Gewinn,
Den kann die Welt dir doch nicht geben —
Du nimmſt ihn frei dir ſelbſt dahin!

Karl Viktor Hansgirg.

An die Armen des Rieſengebirges.

Fern wildem Drängen, dumpfem Stadtgebrauſe
Liegt ſtiller Berge ewig würd'ge Kette,
Als ob ein Diadem ein jeder hätte,
Hebt er umſtrahlt das Haupt, das wälderkrauſe.
Wie jeden Lenz in dunkler Felſenklauſe
Rauſcht unbekümmert Quell um Quell die Wette,
Die bunte Kuh ſucht ihre Kräuterſtätte
Und Moos lacht aus dem nettgedielten Hauſe.
Wie? — In den Fenſtern Roſen? — Nur bedecken
Ach! ſollen ſie, die innen ſeufzt, die Qual;
Nur überglänzen Noth und Leid und Schrecken.
Ihr wollt die Roſen vor den Fenſtern wecken,
Die euch das Elend von den Wangen ſtahl,
Sie werden bald auch euer Grab bedecken.

Wie frei iſt's oben auf den Rieſenhöhen,
Es ſpricht der Weltgeiſt dort in Monologen,
Und haben Nebel ihn um's Licht betrogen,
Durchdringend weiß die Sonne Sieg zu ſtehen.
Wie auf den Bergen trunk'ne Lüfte wehen,
Die Kräuter athmen, wie in ſtolzen Bogen
Sich niederſenkend, Wolkenſchleier wogen,
Da iſt ein Stück der Freiheit wohl zu ſehen.

Ihr Städter aber künſtelt erſt die Formen
Zu einem freien untaſtbaren Staat, —
Die Freiheit preßt ihr in erſtarrte Normen.
Schaut hier ſie leben, wirken in der That,
In Bäumen wachſen, ſich in Blumen formen
In Quellen rauſchen, athmen in der Saat.

Laßt einmal ab vom Schacher der Gedanken,
Vom Trödel der beglückenden Idee! —
Wo hier die Freiheit hebt die wilden Branken,
Verblutet dort der Armuth ſtummes Reh.
Laßt ab, in hohler Rede fortzuſchwanken,
Bedenket lieber der Entblößten Weh',
Daß ganze Völker in den Thälern kranken,
Und Hungerpeſt um ihre Lager geh!
Seht lieber durch verfall'ner Hütten Spalten,
Vom Mondesſchein beglänzt, auf ſchütt'rem Stroh
Die zitternde Familie Wache halten;
Seht ſchlaflos ſie die dürren Hände falten,
Von ihrem ausgehöhlten Auge floh
Der Schatten ſelbſt von holden Traumgeſtalten.

Heut' aber träumt dem Webersmann ein Traum,
Er ſtand an eines Berggeiſt's Marmorſchwelle,
Zerfloſſ'nes Silber glänzte jede Quelle,
Und Perle ſchien ein jeder Thau am Baum.
Wie ein Kriſtall wölbt' ſich der Himmel helle,
Am „ſchwarzen Teiche" lag ein güldner Schaum,

Der „Elbfall“ glänzt, ein Edelſteingefälle, —
Und ehern ſchien der feſte Himmelsraum.
Jed' Veilchen war aus Amethiſt gegoſſen! —
Den Webersmann entzückte nicht die Pracht,
Kalt blieb ſein Herz — doch plötzlich iſt's zerfloſſen,
Ein Buſch von Beeren hat ihn angelacht,
Er ſah ihn lüſtern aus dem Mooſe ſproſſen,
Da iſt er weinend auf dem Stroh erwacht.

Einſt war es anders! — durch die Linnen regte
Sich emſig ſchnell das Webeſchifflein fort,
Wie froh ſich's in der Fadenfluth bewegte! —
Das Schifflein — ſtockt, die Fadenfluth — verdorrt
Die hundertarmige Maſchine legte
Sich bald ſogar zur Ruh' und manches Wort,
Das ſonſt der Rieſenſtuhl zu ſprechen pflegte
Es iſt verhallt, mit ihm die That auch fort.
Von Hand zu Hand ſonſt munter ſprang der Ballen
Von Leib zu Leib die ſchneegefallnen Gaben; —
Nun muß die Waare auf die Bruſt euch fallen. —
Es gibt kein Broſam euch den Mund zu laben;
Doch habt genug ihr von den Waaren allen,
Um d'raus ein Leichentuch gewebt zu haben.

Einſt war es anders, da ein ſchmucker Hirte
Ein jeder Knabe dieſer Thäler war,
Und ſtatt des Webſtuhl's ſeine Peitſche ſchwirrte,
Er ſtatt des Seufzers noch ein Lied gebar.

Das nackte Kind, das froh zur Höhe irrte,
Nun pocht's an fremde Thür! — Des Kleides baar —
Der todten Taube denkt's, die fröhlich girrte,
Der todten Katze ſtreichelt es das Haar.
Des Kindes Aug ſo hell, ſo klar ſein Wort!
Wer wohl erkennt, daß an des Vaters Leiche
Die Mutter betet — ſie — des Kindes Hort?
Gott will, daß ein Kind ſtets dem andern gleiche
Und daß, wenn auch der alte Stamm verdorrt,
Die junge Blüte Duft und Schimmer reiche.

Ich hab's geſehn, wie er am Graſe kaute,
Den Mund ſich blutig rieb am dürren Halm,
Ich ſah ſie, daß mir's in der Seele graute
Die herrliche Idille dieſer Alm —
Ein Trauerſpiel wars — gräßlich! — das ich ſchaute
Im Mund erſtarrte mir der Gottespſalm,
Ein Wunder wars, daß durch den Nebelqualm
Verſchämt nur noch ein Stückchen Himmels blaute,
Ich ſah um mich — und Kinder, die da lachten,
Sie pflückten Veilchen aus den Gartenbeeten,
Die ſie mit dürren Händen uns dann brachten
Sie baten in die Hütte einzutreten,
Und als wir juſt „Gott ſchont die Kinder" dachten
D'rin lag ein's todt verklärt vom Abendröthen.

Ich ſtieg zur Koppe auf und ſah verſunken
Ins feenhafte, bunte, rege Land —
Mein Buſen jauchzte vor Entzücken trunken,
Da lag es wie ein Teppich ausgeſpannt.
Wie zwiſchen Wald und Feld die Städte prunken,
Die Bäche flittern hold im Abendbrand,
Die Strahlen niedergehn'der Sonne tunken
In Flammen ſelbſt die kalte Felſenwand.
Allüb'rall Leben! — und doch fühl' ich Schaudern;
Beim „ſchwarzen Teich" ſeh' ich den ew'gen Schnee
Wie einen Geiſt — wie eine Leiche — kauern!
An euch, ihr Armen! dachte ich mit Weh,
Daß ich wie dieſes Eis auch Noth und Trauern,
Aus dieſen Thälern niemals ſchwinden ſeh'.

Wie iſt der Herr ſo gut und wie ſo milde,
Der Menſchheit gab er einen Garten hin,
Drin tauſend Früchte reifen, Blüthen blühn, —
Für alle Menſchen — alle die Gefilde.
Die Sonne ſcheint nicht blos der Engelsgilde,
Nein! Jeder ſoll in ihrem Strahle glühn,
Und jeder ruh'n in dieſem friſchen Grün,
Ein Jeder ſei nach Gottes Ebenbilde.
Und doch — wer wagt es, ſeine Hand zu legen
Auf manchen Quell, auf manche Erdenſcholle?
Und wer beſchattet denn ſein Licht verwegen?
Weß' iſt das Schaf und weſſen iſt die Wolle?
Weß' iſt der Fluch und weſſen iſt der Segen? —
Selbſt Lüge iſt, daß Jeder leben ſolle.

Er ſterbe nicht, wie einſam ſtumme Rehe,
Im Waldesdunkel — nein! Die Menſchen wollen,
Daß Brüder, wie die Mücken ſterben ſollen,
Daß Peſthauch durch die armen Völker wehe.
Singt nie von einer Freiheit Sonnenhöhe,
So lange noch die ſchweren Erdenſchollen
Auf die von Noth erdrückten Leiber rollen —
Sprecht nicht von Liebe bei ſo blut'gem Wehe!
Kann nicht die Menſchheit an den gift'gen Wunden —
Im Blut verdorben und erkrankt im Mark —
Durch heilenden Meſſiaskuß geſunden:
Dann iſt ein Trug, was dieſes Leben barg,
Dann iſt der Liebe jede Hand gebunden,
Dann legt die Freiheit in den tiefſten Sarg.

(Aus dem Jahrbuch Libuſſa 1850.)

Moritz Hartmann.

Erinnerung.

An dieſem ſchönen fernen Strand,
Gedenk ich dein, mein Vaterland.
Unſteter Wandrer fremder Straßen,
Halt ein und denk' was du verlaſſen.

Den Lorbeerhainen eile zu,
In ihren Schatten ſuche Ruh,
Um ſtill zu träumen vom Verluſte,
Den noch kein Herz zu tragen wußte.

Die Bank an den Cypreſſen dort
Iſt auch ein guter Ruheort,
Um ſtummen Zeugen es zu ſagen,
Wie ſchwer ſo manches Leid zu tragen.

Bei Lorbeerſchatten kehr' ich ein,
Ich lieg auf jener Bank von Stein,
Es ſingt und klaget in den Zweigen —
Ich hör's — doch meine Lippen ſchweigen.

Ich hör's, doch meine Lippe ſchweigt.
Du haſt die Wunde mir gezeigt,
O Deutſchland, deine tiefe Wunde,
Und ſtumm bin ich ſeit jener Stunde.

Ob's in den Zweigen ſingt und klagt,
Mein Klagewort, mein Lied verſagt:
Könnt' ich bei Lorbeer und Cypreſſen,
Bei Ruhm und Trauer dein vergeſſen.

Im Parke.

Im Parke ging ich auf und ab,
Es war ein herbſtlich trübes Wetter;
Mit Trauertönen fiel herab
Die todte Schaar der gelben Blätter.

Dort lagen ſie ſchon aufgehäuft
Zu einem Schwalle, ſchwarz und helle —
Ein roſig Mädchen kommt und läuft
Und wirft ſich lachend in die Welle.

Das rauſcht und kniſtert und umſchwirrt
Das holde Kind mit Geiſtertänzen —
Doch lachend hebt es, unbeirrt
Das Haupt aus all' den todten Lenzen.

Ein ſchönes Bild! — Fürwahr es gleicht
Dem Glücke, das mir jetzt gegeben:
Ringsum iſt viele Luſt verbleicht,
Doch lebt in mir ein friſches Leben.

Nebelmorgen.

Ringsum die weißen Nebel lagen,
Die Lerchen ſtumm, die Nachtigallen,
Als wär' der Himmel eingefallen
Und hätt' die Vöglein all' erſchlagen.

Mich wundert's, wie zu Gruß und Spruche
Des Wandrers Lippe noch ſich rege,
Mir iſt's, ob er ſich fortbewege,
Bedeckt vom eignen Leichentuche.

Ein Wrack.

Im Winde kreist der Dünensand,
Am Leuchthurm wird das Licht entzündet,
Oed' und verlassen ist der Strand,
Der Goëland hat Sturm verkündet.

Am Ufer liegt ein armes Schiff,
Das ist im letzten Herbst gestrandet,
Dem Hafen nah, doch auch dem Riff,
So kam's zu Ruh, so ist's gelandet.

Schon ist es halb vom Sand verscharrt,
Bald wird die Fluth darüber rollen;
Es gleicht der Leiche, die da harrt,
Daß sie die letzte deckt der Schollen.

Doch nein! — des stillen Todes Bild
Such' ich ein Schiff im Sand vergebens,
Denn neben dir ist Tod so mild,
O Bildniß des verfehlten Lebens.

Verfehltes Leben — Wrack im Sand,
Jetzt schlägt umsonst an deine Rippen
Das Meer, das dir ein grünes Land
Versprochen jenseits aller Klippen.

Dich weckt nicht mehr des Seemanns Schrei,
Und Mast und Steuer sind zersplittert;
Vielleicht zieht fern ein Schiff vorbei,
Daß noch dein Eingeweide zittert.

Das Licht im Thurm iſt angebrannt,
Noch ſeh' ich dich im fahlen Schimmer.
Im Winde kreiſt der Dünenſand,
Er kreiſt und deckt dich zu für immer.

Friedrich Hebbel.

Einer edlen Frau.

In deiner Seele unbeflecktem Adel
In ihrer Unſchuld, wurzeln deine Schwächen,
Und was die Meiſten vor gemeinem Tadel
Bewahrt, das iſt ihr innerſtes Gebrechen.

Es könnte Einer dir das Leben rauben,
Und wäre dir ſchon halb dein Blut entquollen,
So würdeſt du ihm noch im Sterben glauben,
Er hätt' dir blos die Ader öffnen wollen.

Will die Natur die Schönheit rein entfalten,
So darf ſie nichts von ihrem Feind ihr ſagen,
Sie kann nur dann das Herrlichſte geſtalten,
Doch muß ſie ſeinen Untergang auch wagen.

Oft wünſcht' ich dir zu deinem vollen Frieden,
Du möchteſt in der Bruſt des Feindes leſen,
Doch weiß ich wohl, es wird dir nicht beſchieden:
Denn dieſer Mangel trägt dein ganzes Weſen!

Heinrich Heine.

Zum Lazarus.

Wie langſam kriechet ſie dahin,
Die Zeit, die ſchauderhafte Schnecke!
Ich aber, ganz bewegungslos
Blieb ich hier auf demſelben Flecke.

In meine dunkle Zelle dringt
Kein Sonnenſtrahl, kein Hoffnungsſchimmer!
Ich weiß, nur mit der Kirchhofsgruft
Vertauſch ich das fatale Zimmer.

Vielleicht bin ich geſtorben längſt;
Es ſind vielleicht nur Spukgeſtalten
Die Phantaſien, die des Nachts
Im Hirn den bunten Umzug halten.

Es mögen wohl Geſpenſter ſein,
Altheidniſch göttlichen Gelichters;
Sie wählen gern zum Tummelplatz
Den Schädel eines todten Dichters. —

Die ſchaurig ſüßen Orgia,
Das nächtlich tolle Geiſtertreiben,
Sucht des Poeten Leichenhand
Manchmal am Morgen aufzuſchreiben.

Sie erliſcht.

Der Vorhang fällt, das Stück iſt aus,
Und Herrn und Damen gehn nach Haus.
Ob ihnen auch das Stück gefallen?
Ich glaub' ich hörte Beifall ſchallen.
Ein hochverehrtes Publikum
Beklatſchte dankbar ſeinen Dichter.
Jetzt aber iſt das Haus ſo ſtumm,
Und ſind verſchwunden Luſt und Lichter.

Doch horch! ein ſchollernd ſchnöder Klang
Ertönt unfern der öden Bühne; —
Vielleicht daß eine Saite ſprang
An einer alten Violine.
Verdrießlich raſcheln im Parterr'
Etwelche Ratten hin und her,
Und Alles riecht nach ranz'gem Oele.
Die letzte Lampe ächzt und ziſcht
Verzweiflungsvoll und ſie erliſcht.
Das arme Licht war meine Seele.

Julius Helbig.

Wanderſchaft.

Mich ruft des Frühlingsathems lindes Wehen,
Des Blumenduftes milder Hauch hinaus
Nach den vom Morgenglanz umfloßnen Höhen;
Dem Rufe laßt mich folgen, laßt mich gehen,
Zu eng' wird mir des Vaters kleines Haus.

Und ſeliger, als in den erſten Stunden
Des Mai's der Schwärmer Blüthenkelche küßt,
Zog ich hinaus, im Lenzhauch zu geſunden,
Und wo ich nur ein Blümchen aufgefunden
Rief ich entzückt: „O Lenz, ſei mir gegrüßt!"

Bald ſtreifte ich durch thaugetränkte Matten,
Wo murmelnd eines Baches Welle floß,
Bis ſpät am Abend wie ein Traum die Schatten
Sich auf die weite Flur geſenket hatten,
Und kühle Nacht die Blüthen übergoß;

Bald wallte ich, eh' noch mit goldnem Glanze
Der Tag erwachte, ſingend durch die Au,
Und lauſchte oft der Elfen luſt'gem Tanze,
Die, tändelnd mit dem erſten Veilchenkranze,
Sich flüſternd badeten im Morgenthau.

Manch Thal durchzog ich ſo im frohen Drange,
Die Welt, die weite, herrliche zu ſehn;
Oft hielt ich ſtill in meinem Wandergange,
Berührt von einem wundervollen Klange,
Der niederwehte von beſchneiten Höhn.

Dann trübte wohl ein unerklärlich Bangen
Im tiefſten Herzen meine Wanderluſt
Ein namenloſes, heimliches Verlangen,
An Liebchens thränenfeuchten Blick zu hangen,
Erwachte mächtig in des Pilgers Bruſt.

Und wie ich auf der Alpe Silberhöhen,
Im Anblick einer Welt verſunken ſtand:
Rief jenes wundervollen Klanges Wehen
Ein Echo wach im Herzen: „Wiederſehen!“
Ein fernes, fernes Echo: „Heimathland!“

Aloys Henninger.

Warum die Rebe weint.

Haſt du wohl, froher Zecher,
Dem ſtets die Freude ſcheint,
Schon nachgedacht beim Becher,
Warum die Rebe weint?

Sie weint, weil Blüthenwonne
So oft ſie bräutlich ſchmückt,
Doch ſelten ſie die Sonne
Ans Herz mit Feuer drückt!

— Aloys Henninger. —

Weil treu ihr dient im Schweiße
Der brave Winzersmann,
Und sie doch seinem Fleiße
So karg nur lohnen kann!

Sie weint, weil nur dem Prasser
Ihr Blut zur Wonne quillt,
Und seinen Durst mit Wasser
Der gute Arme stillt!

Weil ihren Saft ein Schwanker
Hier gießt in Strömen fort,
Und fruchtlos lechzt ein Kranker
Nach einem Tröpfchen dort!

Sie weint, weil bei dem Weine
Der Vater lustig zehrt,
Und, ach! zu Haus das Kleine
Ein Stückchen Brot entbehrt!

Weil heiter bei'm Pokale
Die Lust dem Gatten winkt,
Derweil des Kummers Schale
Daheim die Gattin trinkt!

Sie weint, weil bei dem Glase
Man ewig Freundschaft schwört,
Die, eine Seifenblase,
Der nächste Hauch zerstört!

Weil in dem Gold des Weines
Soll lautre Wahrheit sein,
Und doch sich mischt des Scheines
So bittre Täuschung ein!

Nur wenn die Fäſſer gähren
Voll Feuermoſt einmal,
Dann ſind es Freudezähren
Die ſtill ſie weint ins Thal!

(Aus der Didaskalia von 1855.)

Eugenius Hermann.

Fragmente.

Schau' in der Pflanze ſtilles Leben, ſiehe
Du in das Sein der innerſten Natur,
Fort von den Menſchen in die Wälder fliehe
Und ſuch' des Ew'gen wundervolle Spur.
Die heil'ge Ruhe des Erhab'nen wehet
All' Abend leiſe durch die Gotteswelt,
Wann ſtill die Sonne müde niedergehet,
Der düſtre Schatten auf die Erde fällt.
Und dennoch Kampf und ewig Weiterſtreben,
Es ſchlummert Nichts in dieſer Abendruh —
Doch Niemand ſieht der Nächte heilig Leben:
Der Schöpfer ſchloß der Schöpfung Auge zu.

So laſſe du dein inneres Gedeihen
Vom Thaue tränken einer ſtillen Nacht,
Durch ihre Ruhe deine Träume weihen,
Die in der Bruſt, der innerſten, erwacht;
Und blicke auf zu jenen lichten Sternen,
Die dort am Himmel friedlich niederziehn,

So leiſe hin durch ihre ew'gen Fernen,
Die Niemand ſuchen und die Niemand fliehn —
So einſam dort am Firmament, dem blauen:
Sie gehn, wie du, die ſtille Lebensbahn —
Magſt du hinauf-, magſt du hinunterſchauen.
Dein Auge fühlt der Ewigkeiten Nahn!

Die Seele ſpricht, wenn unſre Sinne ſchweigen,
Man fühlt ihr Athmen, wie das Nah'n der Nacht.
Wenn dichte Wolken von den Bergen ſteigen,
Zieh'n über Feld und Wieſe, leiſe, ſacht,
Vom Walde her die langen Schatten ſchleichen
Und decken ſtill die weite Erde zu:
Die eigne Wange ſieht man fröſtelnd bleichen
Und über Einen kommt die Abendruh —
Man träumt und ahnt es, daß es Zeit zum Träumen,
Fühlt ſich nicht mehr und denket nicht daran,
Der Geiſt zieht hin, — ſo wie die Schatten ſäumen
Ein dunkel Bild — er ſiehet es nicht an —
Man fühlt erſt, wenn die Sinne wiederkehren,
Daß man erwacht, wovon? — man weiß es nicht —:
Doch ſchlief man öfter ſo, dann würd' verzehren,
Das ahnt man, unſern Leib das Lebenslicht!

Der ew'ge Zweifel, Keinem ganz vertrauen,
Nicht ſprechen können wie's dem Herzen drängt,
In jedem Blicke Hohn, Verdammniß ſchauen,
Macht, daß man fremd ſich unter Freunden denkt!

Ein, zwei Mal wird das Herz zurückgewieſen,
Dann kommt es nicht mehr, klopft nicht wieder an;
Zeigt's Keinem mehr, daß ſeine Thränen fließen,
Nicht lieben mehr es ſo wie früher kann!
Die Welt nicht weiß, was in ihm vorgegangen,
Denn ton- und klanglos iſt der wahre Schmerz —
Und ſo manch ſchöne Kraft iſt hingegangen
Und leiſ' gebrochen manches reiche Herz!

(Aus dem Lehrgedicht „Die Schöpfung.")

Das Herz.

Das Herz iſt tauſendfaltig
Und wunderſam gemacht,
Das Eine ſchlägt gewaltig
Das Andre leiſe und ſacht.

In ſeinem Pochen und Schlagen
Hats nimmer und nimmer Ruh,
Es iſt ein Horchen und Fragen
Von Einem dem Anderen zu.

Es kennet nicht Zeit und Stunden
Es ſucht wo es lieben kann,
Und wann es ein Herz gefunden
Klopfts immer von Neuem an.

Die Welt, die trennet die Herzen
Die kennet die Liebe nicht —
Drum Herzen, haltet zum Herzen
Eh' eins oder's Andere bricht!

Sigmund A. Herzl.

Selig Lauſchen.

Welch' ein zaubriſch holdes Klingen
Welch' ein Duften, welch' ein Glüh'n,
In dem buntgeſchmückten Garten
Tauſend Blumen hold erblühn;

Doch am ſchönſten blühſt du ſelber
Holdes Mädchen, und es lauſcht
Selig froh mein bebend Herze
Jedem Wort, das dir entrauſcht.

Einfälle.

Geh' zur Nachtzeit ich im Walde
Bei der Sterne klarem Schein:
Fallen mir die ſchönen Augen
Meines holden Liebchens ein.

Schau bei Tag ich in die Augen
Meines Liebchens tief hinein:
Fallen mir die lieben Sterne
Und der nächt'ge Himmel ein.

Leonhard Heubner.

Beim Pfeifen der Locomotive.

Du Feuerroß, zu allen Stunden
Weckſt du mit gellendem Geſchnauf
In's Herz einſchneidend, mir die Wunden
Der halbverträumten Trübſal auf.
Die Blüthen, die der Lenz beſcheerte,
Durchbrauſ't dein Odem Stück für Stück.
Mir lacht ſie nicht, die Mutter Erde!
Du führſt mich nicht zum grünen Land zurück!

Alltäglich nahſt du meinen Trauten,
Der Laube, die der Bach umfließt,
Dem Dörfchen, wo beim Morgenlauten
Der Freund in ſeiner Bibel lieſ't,
Der alten Stadt, wo beim Geflüſter
Bekannter Wellen, flücht'gem Glück
Nachdenken traurige Geſchwiſter, —
Du führſt mich zu den Lieben nicht zurück!

Wie oft auf deiner Schienenbrücke
Flog zu der Mutter Heerd ich hin,
Und der Bericht von meinem Glücke
Ließ ihres Alters Mühſal flieh'n.
Nun ſucht in hoffnungsloſem Sehnen
Mein laubumkränztes Bild ihr Blick.
Sie netzt ein welkes Blatt mit Thränen;
An's Mutterherz führſt du mich nicht zurück!

Oft mußteſt du der Feſtgeſpiele
Dem muntern Volk der Kinder ſein;
In langer Reihe ſteh'n die Stühle,
Des Vaters Pfeife ſchrillt darein.
Wer kann die muntern Wangen malen?
Das Antlitz licht in Luſt und Glück?
Der klaren Augen wonnig Strahlen? —
Du führſt mich zu den Kindlein nicht zurück!

Du warfſt, als ich zuerſt dich hörte,
Mir einen Tropfen Wermuth hin;
Doch ſie, die all' mein Heil der Erde,
Sie wandelt' in Entzücken ihn.
O Gott! was hab' in ſo viel Jahren
Ich für ein Uebermaaß von Glück
An dieſer treuen Bruſt erfahren! —
Zu meinem Weib führſt du mich nicht zurück!

Weit zu des Vaterlandes Marken
Stürmt er dahin, dein kühner Flug.
Ob wohl die Eiche mag erſtarken?
Ob ſie der Blitz in Trümmer ſchlug?
Ich hör' nach Oſt und Weſt dich eilen, —
Mir bleibt verborgen ſein Geſchick!
Möcht Leid und Freude mit ihm theilen! —
Dem Vaterland giebſt du mich nicht zurück!

Günther Heyder.

Die Todtengräber.

„Wie doch die Schickungen ſonderbar ſind —
Muß ſelber begraben mein einzig Kind —
Ich zog es in Sorgen und Mühen groß —
Nun nimmt mirs der Tod — ach welch' hartes Loos!

Geliebtes Kind! dein Bett iſt gemacht,
Schlaf ſüß, die lange, tiefſchweigende Nacht!
Dein Vater legt ſelbſt dich ins Bettchen zur Ruh'
Und deckt dich mit Erde und Thränen gut zu!" —

„„Was, Bruder, bewegt dich hier weinend zu ſtehn —
Hab' nie Todtengräber noch weinen geſehn?"" — —
„Sei ſtille! es ſchläft hier mein Töchterlein,
Und bette mich Bruder, zu ihr recht bald ein!"

Meine Jugend.

Ich habe viel gelitten
In meiner Jugendzeit,
Mein ganzes junges Leben,
Entſchwand in Bitterkeit! —

Ich habe keine Roſen
In meinem Lenz geſehn;
Ich glaub', ſie ſind erfroren,
Und nur der Stamm blieb ſtehn.

Und ob der Stamm wohl wieder,
Mir Roſen treibt aufs neu
Bezweifl' ich, weil in Bälde
Der Sommer iſt vorbei!

Ich will darob nicht murren —
Will bleiben ewig ſtumm!
Doch wenn ich oft bin traurig —
So fragt mich nicht warum? —

Paul Heyſe.

Verſchließ dich nur.

Verſchließ dich nur, du ſeltſam Kind,
Sei ſpröd und ſtumm zu jeder Friſt!
Deine Augen, die ſo glänzend ſind,
Verrathen doch, wie reich du biſt.

Seh' ich dich an, kommt mir zu Sinn
Das Märlein von der alten Stadt:
Ein tiefer Brunnen lag darin,
Draus Keiner noch getrunken hatt'.

Er war ſo tief, ſo wundertief,
Ließ man ein Becherlein hinab,
Der Faden viele Stunden lief
Und reichte doch den Grund nicht ab.

Da kam des Wegs ein Muſikant
Der ſah den Brunn und trat herzu,
Und nahm ſein Geigenſpiel zur Hand,
Und ſpielt' ein Stück und ſang dazu

Und horch! da rauſcht' es wundervoll
Und wogt' herauf und ſprudelt friſch,
Und lieblich kühl Gewäſſer ſchwoll
Klar über den Rand verſchwenderiſch.

Der Spielmann trank in hoher Luſt
Und lud auch all die Andern ein.
O wer die Fluth zu löſen wußt',
Wie überſelig muß er ſein!

Nikolaus Hocker.

Friedrich von Spee.

Von dem Holzſtoß auf dem Plane wirbelt ſchon der Rauch in Lüften,
Miſcht ſich mit des Morgens Nebel, mit des Lenzes beſten Düften,
Die aus reichem Blüthenwalde zu der Berge Kuppen ſteigen,
Ueber'm Dorfe wolkig lagern, wo ſich finſt're Häſcher zeigen.

Glocken hallen dumpf zuſammen, tönen wie in Trauerklagen.
Wehe! Wehe! hört man deutlich ihre erz'nen Zungen ſagen.
Wehe! über all' den Gräuel, der verödet Deuſchlands Fluren,
Wehe! über all' das Morden, das uns künden blut'ge Spuren.

Will kein Held denn auferſtehen, dieſen Drachen zu bekämpfen?
Dieſe Gluth der Scheiterhaufen mit gewalt'ger Hand zu dämpfen;
Dieſe Bande zu zerſprengen, d'rin der Menſchengeiſt gefangen,
Mit des Wortes ſcharfer Schneide löſend ſeines Panzers Spangen?

Alſo klingen dumpf die Glocken, doch als Antwort glüh'n die Flammen
Und die Sterbelieder tönen, wie der Raben Schrei'n zuſammen;
Wie die Raben, die ſchon wittern leck'res Mahl und reiche Beute:
Denn es iſt ein ſchönes Opfer, das ſie auserleſen heute.

Ja, es iſt ein lichter Engel, der das Dunkel ſich erkoren:
Bleich, wie eine weiße Roſe, die des Lenzes Kuß geboren,
Die ſchon halb im wilden Sturme — allzufrühe! — iſt entblättert,
Die der finſt're Geiſt des Haſſes bald mit einem Schlag zerſchmettert.

Und ein Jeſuite wandert ernſt und ſtille ihr zur Seiten,
Muß er doch zum Scheiterhaufen dieſe Todesbraut geleiten.
Aber ſagt, warum die Haare übernächtig weiß geworden,
Der ſo jung noch iſt an Jahren, wohl der Jüngſte in dem Orden?

All' der Schmerz und all' die Qualen, die das Opfer ihm geſtanden,
Wie des Winters eiſ'ge Fröſte ſeine Jugendkraft umwanden,
Bohrten ſich wie Flammenzungen glühend tief in ſeine Seele,
Rieſen ihm mit Donnerſtimme: Warne, mahne und erzähle! —

In der Zelle ſitzt er einſam wie das Schauſpiel iſt vorüber,
Seine Stirne wurde ernſter und ſein Auge wurde trüber.
Trotz der Nachtigall Gekoſe, die im nahen Buſch ſich wieget,
Trotz dem ſüßen Duft des Flieders, der ſich an das Fenſter ſchmieget.

Will er heute Lieder dichten von der zarten Morgenröthe,
Von der Blümlein Zauberfarben, von der Vögelein Geflöte,
Die im Thau die Brüſte baden, mit den Schnäblein fein geſchliffen,
Oder von des Mondes Schimmer, von den blauen Wolkenſchiffen?

Nein! es zuckt in ſeiner Seele, wie erfaßt von ſchwerem Krampfe,
Und es gährt in ſeinem Innern, wie in einem heißen Kampfe,
Aber plötzlich iſt geſchwunden alle Laſt von ſeinem Herzen,
Und man ſieht ein mildes Lächeln um die feinen Lippen ſcherzen.

Aufgeſchloſſen ſind dem Geiſte hell der Zukunft ſchwere Pforten,
Und wie Wetterſturm ertönet ſeine Rede aller Orten.
Eine Leuchte iſt erſtanden, die ihr Licht ins Dunkel ſendet,
Vieles Weh und vielen Jammer von der bangen Menſchheit wendet.

Alſo hat er aufgeſchrieben, was die volle Seele füllte,
Das, gleich einem Felſendonner, bald des Stromes Toben ſtillte.
Und ſo lang dem deutſchen Manne ſei ein deutſches Lied erklungen,
Werd' ein Preislied dieſem Edlen aus der vollen Bruſt geſungen!

Edmund Höfer.

Nur ein wenig Liebe.

Das iſt die alte Wanderzeit:
Der Lenz ſchwellt alles weit und breit
Mit ſehnſuchtsvollem Drange;
Die Lerche ſingt, der Storch iſt da,
Und als ich heut die Schwalbe ſah —
Wie ward mir's angſt und bange!

Der Mondſchein und die Sternennacht,
Das lauſcht mit Pracht und lockt mit Macht
Hinaus mich durch die Gaſſen.
Des Leibes Noth, der Seele Gram
Die Sorg und all den tollen Kram
Will ich daheim nun laſſen.

Ade, ihr Bücher rings allhier,
Ade, du blendend weiß Papier
Und du mein räuchrig Zimmer!
Ade, ihr Häuſer all' umher,
Ihr Straßen lang, ihr Kirchen ſchwer,
Du Strom, du fauler Schwimmer!

Die Fenſter ſchwarz, die Thüren zu —
Drin liegen ſie in guter Ruh. —
Hab' drunter keinen Lieben.

Und die dort wohnt in jenem Haus —
Die zog hinaus, die zog hinaus,
Weiß nicht, wo ſie geblieben.

Hinaus, hinaus in Frühlingsluft!
Es haucht die Stadt mir Grabesduft,
Rings ſchleicht es wie Verderben.
Bin ja zu jung noch für den Tod!
Und wenn auch klingt ſein ernſt Gebot —
Im Lenz will ich nicht ſterben.

Ich ſitz' am einſamen Strande,
Grau kommt der Abend daher,
Grau ruht und unabſehbar,
Oede vor mir das Meer.

Es ſtreicht eine Möve droben
Dahin mit klagendem Schrei,
Und einſam kommt ſie geflogen
Und einſam fliegt ſie vorbei.

Es dunkelt ſtill auf den Wellen,
Es dunkelt ſtill in der Höh,
Der Vogel fliegt weiter und weiter
Hinaus in die Nacht und die See.

Ich wollt' ich wäre weit von hier,
Viel hundert Meilen weit!
Ich wollt' ich wüßt kein Wort von dir
In alle Ewigkeit;

Hört' nimmer deiner Stimme Klang,
Säh nie dein Auge mehr!
Es macht dein Wort das Herz mir krank,
Dein Blick den Kopf mir schwer.

Wie süß dein Mund mich auch gegrüßt,
Wie tief dein Aug' und klar —
O daß du nicht mein eigen bist,
Deß klag ich immerdar.

O säh' ich nie dich, hört' dich nie,
Könnt fern' ich, ferne gehn! —
Ich wollt', es wäre morgen früh,
Und dürft dich wiedersehn.

Fröhliche Fahrt.

O glücklich, wer zum Liebchen zieht
In blaue Fern' hinein,
Da tanzt der Schritt, da klingt das Lied,
Da blitzt der Sonnenschein.
Es sagt kein Wort, es singt kein Lied
Das Glück so frisch und rein:
O glücklich wer zum Liebchen zieht
In blaue Fern' hinein!

Hinaus, hinaus mit Sing und Sang,
Hinein in's Blau, in's Blau!
Der Tag mit klarem Fittig ſank
Auf Wald und Buſch und Au.
Was zaghaft dir das Herz umſchlingt,
Wirf's ab, du altes Haus,
Und zieh noch einmal luſtbeſchwingt
Zur Ferne froh hinaus.

Und wie du gehſt, es grünt und ſchlingt
Sich üpp'ger ſtets empor,
Aus Flur und Wald da ringt und dringt
Ein Blüthenmeer hervor.
Es geht zu ihr, zu ihr hinaus!
Verſtehſt du's auch, Geſell?
O putz dir Herz und Augen aus
Und blicke ſonnenhell!

Und weiter, immer weiter geht's
Zu ihr, zu ihr hinaus,
Bei ihr da hält der Frühling ſtets
Mit hellem Jubel Haus.
Es tanzt der Schritt, es klingt das Lied,
Es blitzt der Sonnenſchein:
O glücklich, wer zum Liebchen zieht
In blaue Fern' hinein!

Christian Höppl.

Piratenliebe.

Auf ſchäumenden Wogen kommt ein Schiff
Keck über das Meer gefahren.
Die ſchwarze Flagge am ſchwankenden Maſt
Kündet Trauer ſie oder Korſaren?

Sie kündet beides: Korſaren am Bord
Und auf dem Verdeck eine Leiche;
Des Kapitains Braut, das ſüße Kind,
Es macht der Tod ſie ſo bleiche.

Sie war ihm gefolgt durch Kampf und Blut,
Dem Mann ohne Gnad' und Erbarmen.
Sie hat ihn geküßt, ſie hat ihn umſtrickt,
Sehnſüchtig mit liebenden Armen.

Wohl war er befleckt mit Blut und Mord,
Ins Meer hinab ſandt' er viel Todte,
Seit Trug und Liſt aus der Heimath ihn trieb
Ein blutiger Schreckensbote —

Und der Mann, der bei Tage mit Leben geſpie
Wenn die Nacht ſich ſenkte hernieder,
Saß ſtill zu Füßen der lieblichen Maid
Horcht fromm dem Klang ihrer Lieder.

Da ward ihm so weich, so mild ums Herz,
So rein, so kindlich zu Muthe;
Er hatte vergessen des gottlosen Kampfs,
Der Beute befleckt mit Blute.

Zwar oft, wenn er dachte der Jugendzeit,
Des Vaters zu Haus und der Brüder,
Da fiel aus dem blitzenden Heldenaug'
Langsam eine Thräne hernieder.

Doch die Liebe, sie trocknet die Thränen all,
Scheucht von der Stirn ihm den Kummer;
Den Räuber, von blut'gen Gespenstern verfolgt,
Wiegt ihr Arm in süßen Schlummer. — —

Sie stehen am Deck und senken ernst
Hinab in des Meeres Schooße
Die liebliche Maid, des Hauptmanns Braut,
Eine früh geknickte Rose.

Er schaute in's Meer, er sagte kein Wort,
Die Beute umschlossen die Wellen.
Wohl bebte sein Mund, doch Keiner sah,
Aus dem Aug' eine Thräne ihm quellen. —

Es nahte die Nacht und einsam saß
Auf dem Deck der Hauptmann in Trauer.
Es wölkt sich der Himmel, die Woge bebt
Geneckt von Sturmesschauer.

So viele Leichen vom Blute roth
Sandt keck er zum Meeresschooße,
Doch denkt er nur einer im feuchten Grund —
Der schönen bleichen Rose.

Und düſterer wird des Hauptmanns Blick,
Und kecker ſpielen die Wogen,
Am Himmel iſt's Nacht, mit wilder Gewalt
Kommt raſch der Sturm gezogen.

Mit leiſer Stimm' ſingt er vor ſich hin
Die Lieder, die einſt ihr theuer;
Wild toben die Wellen, da drängt ſein Lied
Aus der Bruſt ſich freier und freier.

Es thürmt ſich die Woge zur Bergeshöh',
Stürzt auf's Verdeck ſich nieder.
Sie hat wohl Alles hinweggeſpült —
Den Sänger und ſeine Lieder.

Da erwachen die Räuber, ſie eilen hervor
Aus Zwiſchendeck und Kajüten,
Sie ſchütteln die ſehnigen Glieder keck
Dem Sturme Trotz zu bieten.

Doch nimmer wie ſonſt durch Sturmesgebrüll
Erſchallen des Hauptmanns Befehle,
Der feſt und beſonnen commandirt,
Der Bande leitende Seele.

Sie ſuchen umſonſt. Er liegt in Ruh
Tief unten im Meeresboden.
Hat ihn die Braut hinabgeholt?
Holten ihn aus Rache die Todten?

Rückerinnerung.

Es ſteigt mir aus der Seele ein trautes Bild hervor,
Das in der Ferne dämmert bedeckt von Nebelflor:

Ich geh' im Waldeshage zur Seite dem ſchönen Kind;
Es rauſchen oben die Wipfel ſo ſpielend, ſo ſanft, ſo lind.

Wie Liebesmelodien erklingt es aus jedem Strauch,
Und ringsum duften Veilchen mit ſüßem Blüthenhauch.

Es duften ſo ſüß die Veilchen, wir winden Kränze d'raus.
So naht ſich ſtill der Abend, da führ' ich dich nach Haus.

Am einſamen Gartenpförtchen einen Kuß noch leis und ſacht:
Dann träum ich ſtill und ſelig von dir die ganze Nacht. —

Nun iſt es anders geworden, ſeit mich mein wilder Sinn,
Von dir hinweggetrieben wohl durch die Welt dahin.

Mein Herz kennt andre Wünſche, ihm gnügt kein ſtilles Glück.
Nur manchmal des Abends da ſehn' ich mich leis nach dir zurück.

Wie man ein Kind bleibt.

Sind doch glücklich dieſe Leute
Mit dem ruh'gen Temprament,
Welchen niemals in dem Herzen
Eine Leidenſchaft entbrennt!

Eſſen, trinken, ſchlafen, lieben —
Alles ohne Affection;
Treiben emſig ihr Geſchäfte
Wie der Vater ſo der Sohn.

Und es nennt die Welt bewundernd
Männer sie voll Pflichtgefühl,
Die noch von des Tags Geschäften
Träumen Nachts auf ihrem Pfühl.

Ich, ein wilder Dichterknabe
Mit der ewig jungen Brust,
Kann mein Herze nicht verschließen
Jeder neuen, süßen Lust.

Mit dem Frühling muß ich springen
Lustig über Berg und Thal;
Fliehe aus den dumpfen Stuben
Bei dem ersten Sonnenstrahl.

Spiele wie ein Kind mit Blumen,
Jage Sommerfäden nach;
Horch' dem Murmeln stiller Quellen
Und der Nachtigallen Schlag.

Schweife bei des Morgens Grauen
Einsam durch der Wiesen Grund;
Und am allerliebsten küss' ich
Einen rothen, süßen Mund.

Bin bald lustig, bin bald traurig,
Ewig wechselnd wie der Wind:
Wißt ja, daß der Dichter bleibet
Immerdar ein tolles Kind.

Schelten freilich drum die Leute,
Daß ich würde nie gesetzt;
Doch ich weine, lache, singe —
Und so schweigen sie zuletzt.

Blätter.

Da liegen sie vor mir die Blätter
Und sehn so stumm und sehn so kalt.
Und drin im Busen stürmt das Wetter,
Und glühend mir das Herzblut wallt.

Die Worte todt! Da Innen Leben
Und wilder Drang der Fantasie!
Die Verse glatt! Im Herzen Beben!
Dichtung — des Dichters Parodie.

Die Verse mild, als wären's Schwäne
Schwimmend im leuchtenden Azur;
In meinen Augen Thrän' um Thräne,
Um meinen Mund des Grames Spur.

Von all dem Weh, von all den Qualen,
Von all dem Kampf für Recht und Licht
Spricht keine That. Nur Verse zahlen
Dem Schmerz. Statt Thaten — ein Gedicht!

Nur diese Blätter! — doch was weinen?
Die Rose voller Duft und Glanz
Worin besteht sie? Daß sich einen
Künstlich viel Blätter wie zum Kranz.

Und wenn sie welkt, da fallen nieder
Auch Blätter nur, und kein's vermag
Von ihnen je zu künden wieder
Den Schmerz, mit dem die Rose brach.

Und wenn des Herbſtes milde Tage
Entfliehn dem träumeriſchen Blick,
Da laſſen ſie als letzte Klage
Uns welke Blätter noch zurück. —

So hat von meines Lebens Blume
Ein Sturm die Blätter abgeweht,
Drauf von des Lebens Martyrthume
Nun manche dunkle Sage ſteht.

Hoffmann von Fallersleben.

Nicht immer ſind die Berge —

Nicht immer ſind die Berge
Bedeckt mit Eis und Schnee,
Nicht immer tobt und ſchäumet
Am Strand' empor die See.

Nicht immer kracht's vom Himmel
Und ſprühet Blitz auf Blitz,
Nicht immer heult der Sturmwind
Um unſern Ruheſitz.

Doch immer hält die Sorge
An unſerm Herzen Wacht,
Sie mahnt uns, ſie erinnert,
Sie plagt uns Tag und Nacht:

Ja, mehr als Feuer, Waſſer,
Und Erd' und Luft vermag,
Plagt ſie uns heut' und immer
Und bis zum letzten Tag.

Trinkſpruch.

Wohl iſt es ſchön, nach Liebe zu ringen:
Doch all dein Schaffen, Dichten und Singen
Iſt nur ein eiteles Plagen,
Nie wird's dir im Leben gelingen,
Dir Liebesſold zu erjagen:
Du kannſt die Welt zur Liebe nicht zwingen.
Iſt rein dein Leben,
Iſt edel dein Streben —
Die Guten und Böſen, die Klugen und Dummen,
Die Blinden und Tauben, die Lahmen und Stummen,
Die Hohen und Niedern, die Armen und Reichen
Und alle dergleichen,
Sie mögen dich fürchten, dich fliehen, dich haſſen,
Vor Scham erröthen, vor Neid erblaſſen —
Und hätteſt du Eins auch nicht gewollt,
Das Eine wird dir doch gezollt,
Und wollt' es der Teufel hintertreiben:
Die Achtung muß dir werden und bleiben!

So denket, wie ich ja immer gedacht,
Und macht es, wie ich es ja immer gemacht:
Ich habe geſcherzt, ich habe gelacht,
Vergeſſen, ob man mich tadelt und richtet,

— F. v. H. —

Ich habe mein eigenes Leid beſchwichtet,
Ich habe froh zu ſein mich verpflichtet.
Ich habe geſchimpft auf die Hallunken
Und nebenbei ihre Geſundheit getrunken.
Ein Feind weniger oder mehr!
Viel Feind, viel Ehr!
Stoßt an! es lebe der Mann
Der ſich Achtung erzwingen kann.

(Aus dem Muſenalmanach von Schad von 1855.)

F. v. H.

Mitternacht.

Hoch über dunklen Lindenbäumen,
Gekrönt vom Silbermond,
Umhüllt von lichten Wolkenſäumen
Der Sternenhimmel thront.

Dort oben iſt jetzt Licht die Fülle,
Hier unten alles Nacht,
Die hat in ihrer dunklen Hülle
Den Tag zur Ruh gebracht.

Es iſt ſo ſtille auf der Erde,
Sie ſchläft und ſchweigt wohl gern —
Nur Heimchen wacht am Feuerheerde
Und Rüden bellen fern.

Viel weiße Nebelſchleier decken
Die grünen Wieſen zu,
Bis Lerch' und Sonnenſchein ſie wecken,
Umhüllt ſie Traumesruh.

Nicht ſchlaf' ich in der Geiſterſtunde —
Sacht bebt der Blüthenſtrauch,
Als ob geheimnißvolle Kunde
Weht in dem Frühlingshauch.

Weit aus des Fenſters engen Rahmen
Hab ich mich vorgelehnt,
Es hat nach längſt verklung'nen Namen
Sich heiß mein Herz geſehnt.

Mir iſt's als ob dort aus den Tiefen,
In mondenheller Nacht,
Mich leis geliebte Stimmen riefen,
Die für mich aufgewacht.

Für mich, weil ihren Todesſchlummer
So gern ich hätt' getheilt;
Hat er doch ihren Lebenskummer
Auf ewig ſchon geheilt.

Ich möchte ſie umſchlungen halten
In Grabeseinſamkeit,
Und fromm wie ſie die Hände falten
Ueber dem Herzeleid.

Hier ward meine Liebe geſcholten
Und läſtig meine Treu —
Ob die Todten mich lieben wollten
Das frage ich nun ſcheu —

Doch bleibt hier unten alles ſtille,
Mein Herz allein iſt laut.
Gleichgültig aus der Silberbrille
Der Mond herniederſchaut.

Er kann üb'rall im Lande ſcheinen,
Er ſieht manch froh Geſicht,
Er ſieht manch Auge bitter weinen,
Er achtet's aber nicht.

Er ſtreut gemach die hellen Lichter
In dunkler Lauben Grün,
Dort ſieht in Liebchens Aug' ein Dichter
Sie wie im Spiegel ſprühn.

Er ſtreuet ſie in Roſenkelche
Von Gärtners Hand gepflegt, —
In bleiche Graſesblumen, welche
Um Gräber ſich gelegt.

Ihm wird es einerlei ſein müſſen
Ob koſ't ein rother Mund
Oder ob ich möcht' Geiſter küſſen
In mitternächt'ger Stund!

Karl von Holtei.

Der Knabe.

Die Blume ſah mit blaſſen Wangen
Vom Hügel in die weite Flur;
Der Sommer war ſchon längſt vergangen
Und ſie alleine blühte nur;
Die Schweſtern hatten Duft und Farben
So ſpät im Jahre ſchon verglüht,
Und wie die andern herbſtlich ſtarben,
War ſie, die Letzte, aufgeblüht.

Dem wilden ungeſtümen Wetter
Des kalten Abend's ſtand ſie bloß
Und ſchmiegte ihre kleinen Blätter
Matt-bebend an des Kelches Schooß;
Sie ſah hinab mit ſtillem Sehnen
Auf die entſchmückte Wieſen-Au';
An zarten Wimpern hing, wie Thränen
Der halbgefrorne Abendthau.

Da kam der Knabe auf den Hügel —
Der Knabe war ein Waiſenkind;
Er flog hinauf, als hätt' er Flügel
Entlieh'n vom kalten, ſcharfen Wind.
Er ſah ſich um und mußte weinen,
Die Wolken zogen grau umher,
Der Mond fing' drüber an zu ſcheinen, —
Er rief: Wenn ich im Grabe wär!!?

Ich steh' allein, ich bin verlassen,
Die Mutter todt, der Vater todt,
Und meine Liebe muß mich hassen,
Weil ich ihr nichts als Thränen bot.
Was thu' ich länger mit dem Leben?
Ich lege mich auf Mooses Saum
Und diese Nacht will ich verschweben
Hinüber, wie ein banger Traum.

Der Knabe legt sich fröstelnd nieder
Und fühlt sich sterbend erst gesund;
Die Blume senkt ihr sanft Gefieder
Auf seinen halbgeschloss'nen Mund;
Er fühlt der Blätter duft'ge Seide,
Das dünket ihn wie Himmelsgruß
Und gegen Morgen sterben Beide
In einem langen, langen Kuß.

Im Staube.

Wer mitten im Treiben des Lebens steht,
Und träumet doch eigensten Traum,
Der gleicht, an die breite Straße gestellt,
Einem unglückseligen Baum.

Sie gehen, sie reiten, sie fahren vorbei —
Wohl grünet sein sprießendes Laub,
Doch sieht es kein Auge; der Straße Gewühl
Bedeckt ihn mit Wolken von Staub.

Und wäſcht ihn erquickend ein Regen nicht
Bisweilen, ſo bleibt er halt grau.
So auch verſtaub' ich im Leben, mich friſcht
Nur manchmal der Thränen Thau.

Moritz Horn.

An einen Schmetterling.

Du zartbeſchwingter Sohn der Luft,
Was ſuchſt du hier im Aktenſtaube?
Du haſt berauſcht dich in dem Blütenduft,
Und ſo betrog dich, armer Freund, dein Glaube.
Die Blumen, die in meinem Zimmer prangen,
Sie duften nicht, ſind trauerüberhangen.

Du hältſt für freie Kinder ſie,
Für friſch am Bergquell aufgeblühte Roſen,
Und kommſt, im Traume trunkner Phantaſie,
Mit ihnen von der Sommerzeit zu koſen.
Welk iſt ihr Mund, dich überkommt ein Schauer,
Und eilend fliehſt du aus der düſtren Mauer.

Leb wohl du Luftkind mit dem Flügelſammt,
Grüß mir den Wald, die Aehrenauen,
Den Bach, in dem das Schild der Sonne flammt,
Das Pächterhaus, an das die Schwalben bauen.
Ich ſchau dir nach, dir glücklichem Geſellen,
Gefangner Mann in des Berufes Zellen.

Waldlied.

Biſt du im Wald gewandelt
Wenn's drin ſo heimlich rauſcht,
Wenn aus den hohen Büſchen
Das Wild aufhorchend lauſcht?

Biſt du im Wald gewandelt,
Wenn drin das Frühlicht geht,
Und purpurroth die Tanne
Im Morgenſcheine ſteht?

Haſt du da recht verſtanden
Des Waldes zaubriſch Grün,
Sein heimlich ſüßes Rauſchen,
Und ſeine Melodien?

O Herz, wenn dir die Erde
Nicht hält was ſie verſprach,
Wenn Lieb und Treu die Schwüre
In arger Falſchheit brach,

Dann komm, ruft's aus dem Walde,
Komm her in meine Ruh,
Mein leiſes, kühles Rauſchen
Küßt deine Wunden zu.

(Aus „die Pilgerfahrt der Roſe.")

Ignaz Hub.

Die Helgolanderin.

(Aus dem Muſenalmanach von Schad, Jahrgang 1856.)

'S iſt heute Tanz auf Helgoland
Im Haus zum rothen Waſſer.
So lieblich lockt der Landler d'rin,
Die ſchöne Helgolanderin
Sich ſchürzt zum „rothen Waſſer".

Bunt Tüchlein zierlich um den Kopf,
Im ſcharlachrothen Kleide;
Vor Freuden ihr der Buſen hüpft,
Schon war in den Saal die Maid geſchlüpft,
Gar liebe Augenweide.

„Ei, Gottwillkomm, Veronika!"
Wie grüßten und wie nickten
Im Sonntagswamms, die Knöpfe blank,
Die jungen Lootſen, friſch und ſchlank,
Als ſie die Holde blickten!

Vier Muſikanten ſpielen auf
Zum Tanz im „rothen Waſſer".
Zu Geige, Horn und Klarinett'
Wie drehen ſich die Paare nett
Zum Takt im „rothen Waſſer!"

Und einer reicht ihr dar die Hand,
Der ſchmuckſte Burſch von allen.
So lieblich lockt der Landler d'rin,
Wie hat die Helgolanderin
Am Tänzer ihr Gefallen!

So ſelig ruht ſein Aug' auf ihr,
Sie ſchaut ihn an ſo ſittſam.
„Wo du nicht biſt, mein Augenlicht,
Veronika, da leb' ich nicht!"
Er ſagt's, er blickt ſo bittſam.

Und luſtig lockt der Landler drin,
Ein Fremder tritt zum Saale:
„Du liebes Inſulanerkind,
Erlaub' ein Tänzchen mir geſchwind,
Ich lohn' dir's tauſend Male!"

Erblaſſend ſchleicht mit trübem Blick
Abſeit der Helgolander.
So luſtig tönt der Landler drin,
Der Herr, die Helgolanderin,
Sie ſchwingen ſich ſelbander.

„Du ſchönes Inſulanerkind,
So tanz' mit mir durch's Leben!
Im warmen Süden ſteht mein Schloß,
Ich nehme dich zum Eh'genoß,
Und will dich hoch erheben!

Sie wurde roth und weiß und roth,
Er hält ſie feſt im Arme, —
Der Reigen ſchwieg, — der Schall der See
Erfüllt ihr Herz mit Luſt und Weh,
Mit heimathſüßem Harme.

Sie rang ſich los, ſie reicht die Hand
Dem Lootſen, trotz dem Werben,
Und ihrer Stimm' Harmonika
Erklingen läßt Veronika:
„Hier will ich lieben und ſterben!“

Adam Kaltenbrunner.

Frühling und — Krieg.

Der Frühling weckt mit ſeinen Freuden allen
Natur, die ewig gütige, auf's Neue;
Allmutter wankt nicht in der alten Treue,
Und baut uns wieder grüne Blätterhallen.
Die Blumen blüh'n, die Wieſenbächlein wallen,
Und drüber ſpannt ſich hell des Himmels Bläue,
Und wieder klingt, daß ſich das Herz erfreue,
Der Sang der Lerchen und der Nachtigallen.
Und wie der Menſch? — Der greift mit Haß zum Eiſen,
Zu ſpitzer Waffe und zum Mordgewehre,
Um letzten Grund des Rechtes zu beweiſen:
Den Frühling und ſein Leben niedertretend,
In Strömen Blutes reinigend die Ehre,
Und über Leichenhaufen — jubelnd — betend!

Eduard Kauffer.

Ich ſaß mit ihr am Wieſengrund —

Ich ſaß mit ihr am Wieſengrund
Dort unter der blühenden Linde,
Ich küßte Wange, Stirn und Mund
Dem lieblichen, lachenden Kinde.

Auf Blumen ſchwamm die Welle der Nacht
Mit leiſem Flüſtern und Rauſchen . . .
Wir tauſchten Wort um Wort ſo ſacht,
Als könnte die Nacht uns belauſchen.

Die Nacht iſt verſchwiegen, ſie plaudert nicht aus
Drum koſ'ten ſo ſelig wir Beide,
Bis die erſte Lerche zum Wolkenhaus
Sich erhob von der ſchlummernden Haide.

Und als ich zum Abſchied ſie umſchlang
Am Wieſengrund unter der Linde,
Wie wurde ſo roth, ſo roth die Wang'
Dem lieblichen, lachenden Kinde!

Im Kruge kehr' ich ſpät noch ein —

Im Kruge kehr' ich ſpät noch ein . . .
O Schenkwirth, wie ſchön iſt dein Töchterlein!
Wie ſchön und ſo ſchön, wie wenige ſind,
Iſt ſie, die züchtige,
Schmetterlingsflüchtige,
Iſt klein Marie, dein goldenes Kind!

Schenk ein, du alter Trinkgeſell!
Die Sorg' iſt trübe, der Wein iſt hell,
Und nahen die Sorgen, giebt frohen Muth
Stets das belebende,
Himmelan hebende,
In Flammen geborene Traubenblut.

Der Schenkwirth brachte den vollen Pokal,
Wir zechten beim flimmernden Kerzenſtrahl
Und über die Schultern in meinen Wein
Schauten zwei nächtige,
Wunderſam prächtige
Sehnſüchtig verlockende Aeugelein.

Und als es kam um Mitternacht,
Hat der alte Schenkwirth trunken gelacht,
Und als er auf den Boden ſank,
Liebend die blühende
Durſtig erglühende,
Holdſel'ge Jungfrau mein Arm umſchlang.

Aus dem Kruge geh ich im Morgenſchein . . .
O Schenkwirth, wie ſchön iſt dein Töchterlein!
Wie ſchön und ſo ſchön, wie ſo wenige ſind,
Iſt ſie, die zagende,
Stumm mich verklagende,
Iſt klein Marie, dein goldenes Kind!

Alexander Kaufmann.

Sonſt haben wir Alles romantiſch geſeh'n,
Da ſchwebten auf Bergen die Damen und Rit
Jetzt ſeh' ich die Sonne niedergeh'n
Und ſteigen die ſtolzen, prächt'gen Gewitter.

Einſt ſucht' ich im Walde nach wilden Feen
Jetzt kichern die Mägdlein hinter den Bäumen
Und laſſen die luſtigen Schleier weh'n —
Freunde, Leben iſt beſſer als Träumen!

Lied.

O, es war eine ſchöne, ſchöne Zeit —
Der Rhein floß ſtolz, der Rhein floß grün,
Und wir fuhren in Jugendſeligkeit,
Die Herzen ſo voll, der Muth ſo kühn!

O, es war eine fröhliche, fröhliche Zeit —
Die Mädchen blühten ſo jung, ſo ſchön;
Es war' als flöſſ' in Ewigkeit
Der rothe Morgen um alle Höh'n.

Als gingen nimmer die Lieder aus,
Als welkte nimmer der kecke Muth —
Verklungen iſt längſt der tolle Braus,
Ringsum ward's ſtill, ſtumm zieht die Flut.

Die Jugend ſchwindet, die Freude flieht,
Manch Leben verrauſchte, manch Leben verrann —
Ein einſamer Vogel ſchweift mein Lied
Um den einſam rauſchenden, wilden Tann.

In der Bucht.

Es hüllt der dunkle Wald uns ein;
Die Ruder plätſchern matt und leiſe;
Kaum, daß von oben noch herein
Der Mond beſcheint die ſtille Reiſe.

Die Blume träumt in ſtiller Pracht,
Es ſingen leis die ſchönen Frauen —
Wer möchte wohl nach ſolcher Nacht
Noch wünſchen je den Tag zu ſchauen!

Vorüberfahrt.

Der Dämpfer kommt; ein Mädchen ſchaut
So prächtig nieder vom Verdecke,
Doch in den Buchten wird es laut,
Es rauſcht ein Nachen um die Ecke.

Friſchkeckes Volk von Buben drin,
Die raſchen Flugs vorüberfahren;
Das ſchöne Mädchen beugt ſich hin
Und winkt und grüßt: „Glück zu, Korſaren!“

Die Buben jauchzen — luſt'ger Klang!
Die Ruder klatſchen, Flaggen rauſchen —
Das ſchöne Mädchen ſchwand ſchon lang,
Doch immer noch die Buben lauſchen.

Vor Sonnenaufgang.

Es flieht der Nebel tiefes Grau,
Die Lerche rüstet sich zum Schlagen.
Jetzt wasch den Blick im Morgenthau,
Die Sonnenröthe zu ertragen!

Wünsch nicht zurück die laue Nacht,
Wie sehr sie schmeichelt deinen Sinnen!
Wenn erst das Morgenroth erwacht,
Wird's freudig warm die Welt durchrinnen.

Wohl zieht es jetzt noch bitter kalt,
Und mancher zittert scharf durchfroren;
Hell glänzt der Reif von Höhn und Wald,
Vom winterlichen Wehn geboren.

Gleichviel, ob in dem düstern Thal
Ein schwaches Pflänzlein wird getödtet,
Wenn nur mit hoffnungswarmem Strahl
Das junge Tageslicht sich röthet!

Nebelmorgen.

Von unten hör' ich Hähne lustig krähn,
Es zittern Glocken, Roßgespanne schaudern;
Als müßt' ein Strom in grauer Tiefe gehn,
So klingt wie Wellenlieder süßes Plaudern.

Bisweilen bricht des Nebels dichter Flor,
Dann rauchen Dörfer, steigen Felsenspitzen,
Doch wieder zieht's den düstern Schleier vor,
Und anders wo im Nebel seh ich's blitzen:

Schau dort das Eiland, das in ſtiller Nacht
Der jungen Liebe letzte Raſt bereitet,
Wie mit der Perle lichter Wunderpracht
Es blühend ragt, vom blauen Strom umgleitet!

O, ſieh die Linden, ſieh das Kloſterthor,
O, ſieh die Laube, drin wir heimlich lauſchten,
Als Mond und Stern' in zauberhaftem Chor
Dort mit den Wellen heiße Küſſe tauſchten!

Als ſüß im Buſch das liebe Vöglein ſchlug,
Als Düfte zogen auf beglücktem Eiland!
Doch weh; es kommt ein neuer Nebelzug,
Das Bild iſt fort, und düſter iſt's wie weiland. —

So wer erklomm des Lebens letzte Höh'n,
Sieht unter ſich das längſt verlebte Leben,
Aus dem, wie heute durch der Nebel Wehn,
Sich hier und dort die alten Bilder heben.

Den Schauenden ergreift's mit Leid und Luſt,
Er ſieht das Dorf, drin er gelebt vor Zeiten,
Es hebt der Strom ſich aus dem Nebeldunſt,
Sein luſtig Schifflein ſieht er wieder gleiten.

Er ſieht die Menſchen wieder ſchwer geplagt,
Er hört ihr ängſtlich ärmliches Getriebe,
Doch plötzlich über Noth und Jammer tagt
Das holde Eiland ſeiner treuen Liebe!

Vorgefühl.

Von blauem Mondenglanz bedeckt
Die Gärten alle träumen;
Der Brunnen ruht, kein Lüftchen schreckt
In den entschlafnen Bäumen.

Da tönt's vom Dorfe leis' einher
Bewegte Melodien —
Was wird mir gar mein Herz so schwer,
Wie sie vorüberziehen?

Ich weiß doch kein vergangnes Leid,
Das mir die Augen trübet —
Ist's wohl ein Vorgefühl der Zeit,
Die einst im Leid mich übet?

Das Mailehen.

Frisch knospen die Bäume, die Luft wird klar,
Es lächelt des Stroms tief blauende Ruh;
Nun wird es, mein Aennchen, ein volles Jahr,
Da schlugen die Bursche dich, Mädchen, mir zu.

Kein lieblicher Mailieb ward jemals gesehn,
Drum bot ich mein Silber, drum spart ich kein Gold,
Doch ach, daß die Monde so flüchtig vergehn,
Und ach, daß mit ihnen die Freude verrollt!

Du weißt, daß ich Alles gegeben um dich,
Kein zweites Mal, Aennchen, erſteigr' ich dich mehr.
Mein Hüttchen, kaum hält's vor dem Sturme noch Stich,
Und Kiſten und Kaſten ſind lange leer.

Mein Mädchen, jetzt nimmt dich ein anderer fort,
Ein Reicherer tritt in der Bietenden Kreis,
Und es giebt keinen Burſchen im ganzen Ort,
Der für dich nicht böte den höchſten Preis.

Mein Aennchen, dann ſäh' ich an fremder Hand
Im Reigen dich tanzen; aus öder Fern,
Von der Luſt und dem rauſchenden Leben gebannt,
Verfolgte mein Auge dich, leuchtender Stern!

Ich ſäh dich im dämmernden Lindengrün
Von Andern umgaukelt, von Andern umſcherzt,
Ach, für Andre ſäh ich die Roſe blühn,
Die ich ſelber am klopfenden Buſen geherzt!

Ein winziges Sümmchen bewahrt ich mir noch,
Von reicher Habe der letzte Reſt,
Ja, wollteſt du, Aennchen, uns blühte doch
Noch einmal das lieblichſte Maienfeſt!

Ein winziges Sümmchen, doch wär' es genug:
Es lockte den Pfarrer den Berg empor;
Der Pfarrer, wir beide — o herrlicher Zug!
Und die Vögel ſängen den Hochzeitchor.

Und oben im Kirchlein da ſteht ein Altar,
Und vor dem Altare — o Gott, wie brennt
Mein armer Kopf mir — da kniete das Paar,
In Freud und Leid jetzt unzertrennt! —

Mein Aennchen, du weißt, daß ich arm und in Noth,
Die Hütte zerfallen, der Garten ſo klein;
Ja, wollt ich's verkaufen, man thät kein Gebot,
Und ich gäb's doch ſo gerne, wenn du nur mein.

Ich gäbe mein Letztes, ich gäb's ja für dich!
Ich gäb's voll flammender Seligkeit,
Und wenn auch die Jugend, die fröhliche, blich,
Nie blich uns die fröhliche Maienzeit!

Ein Wort nur, Mädchen, ein Wort nur ſprich,
Ein Wort nur, Mädchen, und ewiges Glück!
O, ſpricht ſtatt des Wortes die Thräne für mich,
So halte die Thräne nicht länger zurück!

Sie rinnt, ſie rinnt! — O, ich jauchz' es hell
In die Berge weit, in das Thal hinaus,
Dem Erlenbache, dem Felſenquell,
Dem Wolkenzuge, dem Sturmgebraus,

Ich jauchz' es hinaus in alle Welt,
In des Lebens Luſt, in des Lebens Streit,
Wie mein ſtarker Arm dich ſchützend hält,
Mein Maienlehn für die Ewigkeit!

Der beſte Werber.

Es war ein junger Dichtergeſell,
Der ſang ſeine Lieder ſo friſch und hell
Zu der Brunnen fröhlichem Rauſchen
Doch was iſt Sang in öder Stadt?
Die iſt des Singens lange ſatt —
Nicht Einer kam zu lauſchen.

Da macht ſich der Burſch auf die Wanderſchaft
Und ſang in den Wäldern mit voller Kraft —
Ein Forſthaus lag auf der Halde.
Sein Lied, das er ſang mit erathmendem Sinn,
Bald ſummt es beim Bleichen die Förſterin,
Der Forſtknecht pfiff es im Walde.

Und als er gar durch die Wälder ſchritt,
Da ſangens die Buben und Mädel mit,
Hell klangen die Gärten und Auen.
Da war des Pfarrers Töchterlein,
Die ſang ſo ſüß in den Wald hinein;
„O könnt ich den Sänger ſchauen!

Wie biſt du mir lieb, du feiner Knab'!
Einen Sänger ich längſt mir erſehnet hab'" —
Juſt ſtieg er den Pfad herunter.
Er ſchrickt empor: „O ſüßer Laut!
Wär ich der Bräutigam, du die Braut!""
Vier Aeuglein grüßen ſich munter.

Er freit nicht lang um die liebe Maid,
Es hat ſein Lied für ihn gefreit —
Der Werber will mir gefallen!
Und winkt der Lenz mit dem Blüthenſtrauß,
Heraus, ihr fröhlichen Sänger, heraus —
Gott ſegne die Fahrt uns Allen!

Gottfried Keller.

Sommernacht.

Es wallt das Korn weit in die Runde
Und wie ein Meer dehnt es ſich aus;
Doch liegt auf ſeinem ſtillen Grunde
Nicht Seegewürm noch andrer Graus:
Da träumen Blumen nur von Kränzen
Und trinken der Geſtirne Schein.
O goldnes Meer, dein friedlich Glänzen
Saugt meine Seele gierig ein!

In meiner Heimath grünen Thalen,
Da herrſcht ein alter ſchöner Brauch;
Wenn hell die Sommerſterne ſtrahlen,
Der Glühwurm ſchimmert durch den Strauch:
Dann geht ein Flüſtern und ein Winken,
Das ſich dem Aehrenfelde naht.
Da geht ein nächtlich Silberblinken
Von Sicheln durch die goldne Saat.

Das ſind die Burſche, jung und wacker,
Die ſammeln ſich im Feld zu Hauf,
Und ſuchen den gereiften Acker
Der Wittwe oder Waiſe auf,
Die keines Vaters, keiner Brüder
Und keines Knechtes Hülfe weiß —
Ihr ſchneiden ſie den Segen nieder,
Die reinſte Luſt ziert ihren Fleiß.

Schon ſind die Garben feſt gebunden
Und ſchön in einen Kranz gebracht;
Wie lieblich floh'n die ſtillen Stunden,
Es war ein Spiel in kühler Nacht!
Nun wird geſchwärmt und hell geſungen
Im Garbenkreis, bis Morgenduft
Die nimmermüden, braunen Jungen
Zur eignen ſchweren Arbeit ruft.

Aus dem Leben.

Ich hab' in kalten Wintertagen
In dunkler, hoffnungsarmer Zeit
Ganz aus dem Sinne dich geſchlagen
O Trugbild der Unſterblichkeit.

Nun, da der Sommer glüht und glänzet,
Nun ſeh' ich, daß ich wohlgethan!
Auf's Neu heb' ich das Haupt bekränzet,
Im Grabe aber ruht der Wahn.

Ich fahre auf dem klaren Strome,
Es rinnt mir kühlend durch die Hand,
Ich ſchau hinauf zum blauen Dome
Und ſuch' kein beſſ'res Vaterland.

Nun erſt verſteh' ich, die da blühet,
O Lilie, deinen ſtillen Gruß:
Ich weiß, wie ſehr das Herz auch glühet,
Daß ich wie du vergehen muß.

Seid mir gegrüßt ihr holden Rosen,
In eures Daseins flücht'gem Glück!
Ich wende mich vom Schrankenlosen
Zu eurer Armuth froh zurück!

Zu glüh'n, zu blüh'n und ganz zu leben,
Das lehret euer Duft und Schein,
Und willig dann sich hinzugeben
Dem ewigen Nimmerwiedersehn!

Von Kindern.

Ich sah jüngst einen Schwarm von schönen Knaben,
Gekoppelt und gespannt, wie ein Zug Pferde;
Sie wieherten und scharrten an der Erde
Und thaten sonst, was Pferde an sich haben.

Und mehr noch; was sonst diesen ist Beschwerde,
Das schien die Buben köstlich zu erlaben;
Denn lustig sah ich durch die Gassen traben
Auf einen Peitschenknall die ganze Heerde.

Das Leitseil war in eines Knirpses Händen,
Der, klein und schwach, nicht sparte seine Hiebe
Und launenhaft den Zug ließ gehn und wenden.

Mich kränkten minder diese Herrschertriebe,
Als solchen Knechtsinns zeitiges Vollenden;
Es that mir weh an meiner Kinderliebe.

Der alte Bettler.

Nun legſt du, alte knorrenvolle Föhre!
Den allerletzten Jahresring dir an,
Da ich mit ſeiner Axt rumoren höre
Im Walde ſchon den grauen Zimmermann.
Er wird ſo wenig mit mir Federleſen,
Als Jemand über mein Verſchwinden klagt —
Ein alter Lump iſt wohl das einz'ge Weſen,
Dem man des Alters Ehrenzoll verſagt!

Sei's immerhin! ich liebe drum nicht minder
Dies ſchöne Land, mein gutes Vaterland,
Und ſegne ſeine frohen, ſtolzen Kinder
Mit der verworfnen todten Bettlerhand!
Ich ſegne euch, o Strom, Gebirg und Auen,
Die ihr im Lenzgold heiter vor mir ſchwimmt!
Ein Reichthum iſt dies ſelig klare Schauen,
Den Niemand auch dem ärmſten Manne nimmt.

Als meine Brüder einſt vor vierzig Jahren
Das alte morſche Vaterhaus verkauft,
Um nach der fernen neuen Welt zu fahren,
Wo man ſich mit der alten Erde rauft,
Da bin ich ganz allein zurückgeblieben,
Bald war es um mein kleines Erb' gethan;
Weiß nicht, wie weit ſie drüben es getrieben,
Ich aber fing darauf zu betteln an.

Denn weder Noth noch Mühſal konnten ſcheiden
Mich aus den Marken meines Vaterlands —
Wer will mich zwingen, ſeinen Schooß zu meiden,
Zu miſſen ſeiner Ströme blauen Glanz?

Hier will ich wandeln, wo ich bin geboren,
Und ſei's auch in zerriſſ'nen Bettlerſchuh'n!
Ging drob die Bürgerehre mir verloren:
Ich will und muß bei meinen Vätern ruh'n!

Dich ſoll ich meiden, trautes Netz der Wege,
Das mein Volk auf des Landes Boden ſpann?
Und dich, Gebirg, wo ich des Abgrunds Stege
Auch mit verbund'nem Aug' beſchreiten kann?
Wo ich der Quellen tiefen Urſprung kenne
Und jeden Stamm im dunklen Forſt gezählt,
Und jede Trift bei ihren Namen nenne —
Den Boden, wo mir nie ein Tritt gefehlt?

O meines Vaterlandes gute Erde,
Wie kriech' ich gern in deinen warmen Schooß
Mir ahnet ſchon, wie ſüß ich ruhen werde
In dir, von allem Druck und Irrſal los;
Wie will ich meine müden Beine ſtrecken,
Wegwerfend meiner Armuth dürren Stab!
Wie ſelig mich von Weſt nach Oſten recken
Und unverwüſtlich ruh'n in meinem Grab!

Doch, ſpinnt ſich weiter meiner Seele Leben,
So möge ſie, im grauen Schattenkleid
Vergnügt und ſtill dies gute Volk umſchweben,
Noch immer treu, in Freude, wie in Leid!
Als leichte Mahnung neckend umzugehen
In ſeines Glückes hellem Sonnenſchein:
Möcht' meine Seligkeit darin beſtehen,
Einſt ſeines letzten Bettlers Geiſt zu ſein!

Juſtinus Kerner.

Im Eiſenbahnhofe.

Hört ihr den Pfiff, den wilden, grellen?
Es ſchnaubt, es rüſtet ſich das Thier,
Das eiſerne, zum Zug, zum ſchnellen,
Her brauſt's wie ein Gewitter ſchier.

In ſeinem Bauche ſchafft ein Feuer,
Das ſchwarzen Qualm zum Himmel treibt;
Ein Bild ſcheint's von dem Ungeheuer,
Von dem die Offenbarung ſchreibt.

Jetzt welch ein Rennen, welch Getümmel,
Bis ſich gefüllt der Wagen Raum!
Drauf „fertig!“ ſchreit's, und Erd' und Himmel
Hinfliegen, ein dämon'ſcher Traum.

Dampfſchnaubend Thier! ſeit du geboren,
Die Poeſie des Reiſens flieht;
Zu Roß mit Mantelſack und Sporen
Kein Kaufherr mehr zur Meſſe zieht.

Kein Handwerksburſche bald die Straße
Mehr wandert froh im Regen, Wind,
Legt müd' ſich hin und träumt im Graſe
Von ſeiner Heimath ſchönem Kind.

Kein Poſtzug nimmt mit luſt'gem Knallen
Bald durch die Stadt mehr ſeinen Lauf,
Und wecket mit des Poſthorns Schallen
Zum Mondenſchein den Städter auf.

Auch bald kein trautes Paar die Straße
Gemüthlich fährt im Wagen mehr,
Aus dem der Mann ſteigt und vom Graſe
Der Frau holt eine Blume her.

Kein Wand'rer bald auf hoher Stelle,
Zu ſchauen Gottes Welt, mehr weilt,
Bald alles mit des Blitzes Schnelle
An der Natur vorübereilt.

Ich klage: Menſch mit deinen Künſten
Wie machſt du Erd' und Himmel kalt!
Wär ich, eh' du geſpielt mit Dünſten,
Geboren doch im tiefſten Wald.

Wo keine Axt mehr ſchallt, geboren,
Könnt's ſein, in Meeres ſtillem Grund,
Daß nie geworden meinen Ohren
Je was von deinen Wundern kund,

Fahr zu, o Menſch! treib's auf die Spitze,
Vom Dampfſchiff bis zum Schiff der Luft!
Flieg' mit dem Aar, flieg' mit dem Blitze!
Kommſt weiter nicht, als bis zur Gruft.

Sehnſucht nach Winterſchlaf.

Den Schlaf des Winters möcht' ich ſchlafen gerne,
Wie ihn die Blume ſchläft, der Baum, der Bach;
Lawinendonner bringet die nicht wach,
Kein Glanz, kein Blitz der winterlichen Sterne.

Vom Schnee bedeckt das Dach, von Eis verſchloſſen
Der Hütte Thüre, möcht' ich ſchlafen ein,
Von all dem draußen ohne Wiſſen ſein,
Bis Vögel ſingen und bis Bäume ſproſſen.

Theobald Kerner.

Vogelleben.

O kalte Erde für ein heißes Herz!
Der Lerche gleich möcht' ich mich himmelwärts
Aufſchwingen in der Lüfte leicht Revier,
Die Sorgen alle blieben unter mir:
Ich flög', bis kaum zu ſeh'n Gebirg und Thal,
Gewiegt vom freien, warmen Sonnenſtrahl,
Und ließ der Bruſt entſtrömen hell mein Lied,
Und erſt wenn rings die Erde Nacht umzieht,
Tief unten Alles liegt in ſtiller Ruh',
Senkt' ich auch leiſe mich der Erde zu,
Und ließ mich nieder an dem Waldesſaum,
Der Mondenſchein umflöſſe mich im Traum,
Und käm' die Sonne hinter'm Berge dort,
Huſch wär' ich wieder in die Lüfte fort.

Im Winter.

Das letzte Blatt entfällt dem Baum,
Der Schnee liegt öd' entlang der Flur —
O könnt ich doch belauschen jetzt
Den Traum der schlafenden Natur!

Was mag der alten Eiche Traum,
Was der der schlanken Rebe sein?
Bringt er zurück vergang'ne Zeit?
Schließt er ein Hoffen, Ahnen ein?

Und das Erwachen ist es Lust?
Wie? Oder schafft es Qualen nur? —
O könnt' ich lauschen doch einmal
Dem Traum der schlafenden Natur!

Emil Rieckebusch.

Frühling.

Schneeglöckchen läutet den Frühling ein,
Das sanfte Veilchen hört's.
„Was mag das für ein Läuten sein?
„Mein stilles Träumen stört's."

Das Veilchen horcht, wie das Glöckchen ruft:
„Der Lenz, der Lenz erwacht!"
Da grüßt es freudig mit süßem Duft
Des Frühlings holde Macht.

Da hebt die Lerche das kluge Haupt:
„Es wehet Veilchenduft!
„Nicht hätt' ſo nah' ich den Lenz geglaubt;
„Friſch in die blaue Luft!"

Die Lerche ſchwinget ſich froh hinauf,
Ihr Lied ertönet laut,
Da geht dem Menſchen das Herz auch auf,
Den Frühling grüßt er traut.

Wie Blüthenduft und wie Lerchenſang,
Und ſchöner noch als ſie,
Erklinget ſeiner Gefühle Drang
In freud'ger Melodie.

Die Königsbinde.

Sanft trägt der Flotte mächtigſte Galeere
Der Ströme Fürſt, der Indus hin zum Meere.

Vom goldnem Deck des Schiffes niederbreiten
Sich Purpurteppiche zu beiden Seiten.

Stolz auf dem Teppich von ſydon'ſcher Seide
Steht Alexander im Perſianerkleide.

Da fällt von ſeiner Stirn die Herrſcherbinde
Und flattert fort im leiſewehn'dem Winde.

Im linden Hauch die Falten ſchimmernd ſchwellen,
So überflieget ſie des Stromes Wellen.

Am Ufer ragt ein altes Königsgrab,
Dort legt der Windsgott ſeine Beute ab.

Ein Jüngling ſtürzt mit muthesvollem Wagen
Sich in die Wellen, die zu Land ihn tragen.

Dem Grab den Herrſcherſchmuck er kühn entwindet.
Und um die eigne Stirn den reichen bindet.

So wirft, um's Haupt der Königswürde Schimmer,
Sich in die Fluth und kehrt zum Schiff der Schwimmer.

Vor den Gebieter kniet der Jüngling nieder,
Löſ't ſich vom Haupt, reicht ihm die Binde wieder.

Doch Alexander finſtern Blickes fragt:
„Wie haſt du, ſo zu ſchmücken dich, gewagt?“

Und Jener: „Herr! ein Gott war's wohl, der's wollte,
Die Binde nicht den Schwimmer hindern ſollte.“

Der König ſchweigt, läßt dann dem Kühnen reichen
Viel blanken Goldes für der Herrſchaft Zeichen.

Der gehet froh, leicht trägt ſich Goldgewicht;
Der Herrſcher ſteht mit düſterm Angeſicht.

Der Prieſter Ammons tritt an ſeine Seite,
Und ſpricht: „Der Götter Segen dich geleite!

„Herr, weihe du den Göttern Opferſpenden,
Daß Unheil ſie von deinem Haupte wenden,

„Daß nicht Bedeutung lieg' in jenem Winde,
Der trug zum Grab, auf fremdes Haupt die Binde.“

Theodor Klein.

An meine erſten Lieder.

Ihr Lieder, die ihr einſt der Bruſt
Als leichte Schwalben keck entflattert,
Wie haltet ihr mit junger Luſt
Noch jetzt mein altes Herz umgattert!

Der jubelnd euch in's Daſein rief,
Der Frühling, iſt ſchon längſt entſchwunden,
Dieweil ihr noch die Seele tief
Durchweht in heil'gen Weiheſtunden.

Ihr habt den Jüngling oft beglückt
Im Drang der Luſt, im Drang der Schmerzen
Und auch der Mann lauſcht noch entzückt,
Wenn ihr erwacht im öden Herzen.

Des Alltagslebens ſchwüler Haſt
Mit ſeinen kalten Forderungen
Er dann vergeſſend ſich entrafft,
Durch eures Zaubers Macht bezwungen.

Und ſeiner Träume Paradies
Erſchließt ihm nun die goldnen Hallen;
Durch's öde Herz fühlt mild und ſüß
Er wieder Frühlingsdüfte wallen.

Er lebt die alte Roſenzeit
Noch einmal durch mit allen Wonnen,
Bis unterm Kuß der Wirklichkeit
Das flücht'ge Traumesglück zerronnen.

Abend.

Stillfriedlich ruhn die grünen Matten
Im letzten Abendſonnenſtrahl;
Nun ſenken ſich der Dämmrung Schatten
Vom Bergesgipfel her ins Thal.
In ihren Schleier leis und linde
Hüllt ſie die Fluren rings herum,
Und legt dem Menſchenaug' die Binde
Des Träumens und Vergeſſens um.

Noch ſtehn der Berge kecke Rieſen
In's letzte Sonnengold gewiegt,
Indeß ſchon auf des Thales Wieſen
Des Abends dunkle Hülle liegt.
Sie ſtreben auf, als wie umwoben
Von einem lichten Heil'genſchein,
Als wie ein Fingerzeig nach Oben:
Stets himmelan und himmelein!

Und horch, ein Glöcklein iſt erklungen,
Das tönt mit feierlichem Klang
So friedlich durch die Dämmerungen
Das ſtille Thalgefild entlang.
Es ſinget fromme Liederpſalmen
Hell in das Abendgold hinauf;
Voll Wonne zittern alle Halmen
Vom Thal bis zu der Berge Knauf.

Die Nachtigall hat ſtillgeſchwiegen
Im Kämmerlein von Laub und Bluſt:
Der Aether trinkt mit durſt'gen Zügen
Der Klänge reine Himmelsluſt;
Die Blume neigt ihr Haupt in Wonne,
In Wonne rauſcht der grüne Wald —
Bis mit dem letzten Strahl der Sonne
Des Glöcklein's letzter Ton verhallt.

Am Rhein.

Es geht viel heller Liederklang
Den Wasgau und den Rhein entlang;
Der ſchlägt in reicher Blüthenluſt
Friſchduftig aus der Heimath Bruſt.

Da wurzelt in des Volkes Mund,
Die Sage wie auf goldnem Grund,
Daß von Geſchlecht ſich zu Geſchlecht
Ihr finn'ger Wunderglaube trägt.

Auf einer lichten Waldesſtell'
Am Felsſprung winkt hier die Kapell'
Und drüben aus der Tannennacht
Die alte Burg in Trümmern ragt.

Da grüßt ein ſtilles Klöſterlein,
Längſt geht kein Mönch mehr aus noch ein,
Und nur die Stürme heulend ziehn
Durch den verfallnen Kreuzgang hin.

Dort webt um Trümmer und Ruin'
Der Epheu mild ſein Dunkelgrün;
So decket auf die Spur der Zeit
Natur ihr roſenhelles Kleid.

Entſchwebend tauſendjähr'ger Gruft,
Wenn ſie des Dichters Stimme ruft;
Im Thal und auf den ſonn'gen Höh'n
Der Vorzeit Geiſter ihn umwehn.

Er ſteht auf grüner Bergeswand,
Den trunknen Blick thalwärts geſandt,
Und tiefbeſeligt, hochbeglückt,
Er tauſend Grüße niederſchickt.

O Land am Wasgau und am Rhein,
Laß mich dein treuer Knappe ſein;
Du haſt mir heilge Weih' ertheilt,
Wenn ich in deinen Arm geeilt!

Und wenn an deinem Herzen traut
Ich ſelig dir ins Aug geſchaut,
Wie blickteſt du mich freundlich an
Und haſt mir's wahrlich angethan!

Drum ſei's geſagt aus voller Bruſt:
Dir traute Heimath, meine Luſt
Dir grüner Wasgau, kühner Rhein,
Soll Herz und Lied geweihet ſein!

Hermann Klefke.

Das Irrkraut.

Auf das Irrkraut bin ich getreten,
Habe den rechten Weg verfehlt,
Ach da half kein Bitten, kein Beten,
Ward von böſen Geiſtern gequält.

Weitab irrt ich auf fremden Wegen,
Die noch nimmer mein Fuß betrat,
Und in dunklen wüſten Gehegen
Wand ſich unheimlich der ſchmale Pfad.

Plötzlich hört' ich wie aus den Zweigen
Höhniſch lachte die Vogelbrut,
Sah die krummen Schnäbel ſich neigen,
Ganz begierig nach Fleiſch und Blut.

Ach, wie pochte mein Herz ſo bange,
Ach, wie rannt ich in wilder Haſt!
Nach mir ſchwirrten und lachten ſie lange,
Hätten erreicht mich Strauchelnde faſt.

Doch nun dehnte der Weg ſich breiter,
Lichter ward der ſchaurige Wald,
Blauer Himmel lachte ſo heiter,
Doch die Hoffnung verlor ſich bald.

Heiß und heißer brannte die Sonne,
Hell und heller glühte der Strahl,
Keines Tropfens kühlende Wonne
Stillte die durſtig lechzende Qual.

Und in seltsam fremden Gewändern
Kamen drohend des Weges sie,
Männer aus weit entlegenen Ländern,
Nie vergeß ich die Blicke, nie!

Unter den Füßen brannten die Sohlen,
Und in Aengsten pochte das Herz,
Kaum hin 'wagt' ich den Blick verstohlen,
Senkte die Augen niederwärts.

Aber sie kamen näher und näher,
Stierten mich an so wild und heiß,
Wie ich entrann in scheuer, jäher
Flucht dem feindlichen Schwarm, Gott weiß.

Endlich stürzt' ich müde zusammen,
Ganz erschöpft von jeglicher Noth,
Ganz durchbrannt von sonnigen Flammen,
Weint ich still entgegen dem Tod.

Ach, da hört' ich leise von weitem
Klingen der Abendglocke Ton,
Kaum begann das Glöcklein zu läuten,
Sieh da schwanden die Zauber schon.

Sah im goldnen Abendscheine
Schon mein liebes Dörfchen vor mir,
Sah das Haus, das freundliche, kleine,
Sprang, du liebe Mutter, zu dir.

Wandervöglein.

Wandervöglein, leichtes Blut,
Das zur Ferne fliegt,
Sich auf Wolken fröhlich ruht
Und in Lüften wiegt:

Könnt' ich einmal mit dir ziehn,
Wo kein Auge reicht,
Und auf raſcher Schwinge fliehn,
Wie ein Traum ſo leicht.

Nur die Seele folgt der Spur
Durch das goldne Licht,
Ach, die Sehnſucht hab ich nur,
Doch die Schwinge nicht!

Der Liebe Obdach.

Die Liebe baut, ein thöricht Kind,
Ihr Haus aus Blum- und Blattgewinden,
Hier hofft ſie gegen Froſt und Wind
Ein freundlich Obdach einſt zu finden.

Doch eine Herbſtnacht war genug
Ihr Hoffen ganz in Leid zu kehren,
Das leichte Haus im wilden Flug
Mit Dach und Pfoſten zu zerſtören.

Nun irrt ſie, mit verzagtem Blick,
Zum Tod erſchöpft im wüſten Wetter,
Und ſammelt aus verlornem Glück
Sich weinend noch die welken Blätter.

Der Friedhof im Walde.

O wer hier ruhte, wer hier ſchliefe,
Kein feindlich Auge dränge nach,
Kein Schlag der wilden Sehnſucht riefe
Ihm Leid und Liebe pochend wach.

Kein haſt'ger Ton der Welt verwirrte
Die Ruh, die Raſt, den Friedenstraum;
Kaum daß ein müder Wandrer irrte
Wegab in dieſen ſtillen Raum.

Nur aus dem Waldesdunkel bebte
Ein tiefer Nachtigallenlaut,
Und in den Eichenwipfeln webte
Ein ahnend Rauſchen gar vertraut.

Ja, wer hier ruhte, wer hier ſchliefe,
Beſchattet ſo von Kreuz und Stein:
Kein Schmerz der Sehnſucht pocht und riefe
In ſeinen Schlummer wild hinein.

O Waldesduft, o Friedhofſegen,
Was weht in deinem Hauch mir zu?
Schon muß das Herz ſich leiſer regen —
O nimm mich auf, o gieb mir Ruh!

Bis über Gräber, Kreuz und Steine
Ein wunderheller Morgen bricht,
Der Himmel quillt von goldnem Scheine,
Die Erde trinkt lebend'ges Licht;

Der Wald in niegefühltem Schauer
Rauſcht himmelwärts mit frohem Drang,
Der Nachtigall geheime Trauer
Schmilzt ſelig in dem hellen Klang.

Es weht, es weckt, es bebt, es blühet
Hinunter in den ſtillen Raum;
O Licht, o Klang, es zuckt, es ziehet
Allmächtig durch den Grabestraum.

Vorüber.

Vorüber, wo die lichte Roſe
In ſüßen Düften träumt und glüht,
Vorüber, wo im Windgekoſe
Die volle Aehre ſchwankt und müht!

Vorüber, wo die dunkelhelle
Waldſtille birgt der Liebe Raſt,
Vorüber, wo die muntre Quelle
Fortplaudert in geſchwätz'ger Haſt!

Vorüber an dem bängſten Traume,
Vorüber an der frohſten Luſt — —
Du raſcher Fuß, daß du am Raume
So engen Grabes halten mußt!

Ludwig Kuhls.

Auch eine Art.

Das Mädchen ſteht am Fenſter,
Der Knabe ſchaut hinauf.
Ein Blümchen fällt hernieder;
Er hebt es freudig auf.

Sie haben ſich nie geſehen,
Doch nicken ſie freundlich ſich zu.
Und träfen ſie ſich wohl wieder,
Sie grüßten ſich du und du.

Nachfrühling.

Da ſitzt er und wiegt auf ſeinem Knie
Das liebliche Mädchen, die kleine Marie.

Streicht von der Stirn ihr das goldene Haar,
Und zählt in die Runde die Locken gar.

Und blickt ſie an ſo lieb und traut,
Als hätt' er ſolch Kindlein noch nie geſchaut;

Und küßt ihr Auge und Stirn und Mund,
Als wärs vor Jahren in glücklicher Stund'.

Wie feſſelt dich dieſer Locken Gold?
Du biſt doch ſonſt den Kindern nicht hold.

Haſt eigne nie ans Herz gedrückt:
Wie biſt du bei fremden ſo beglückt?

Auf ſchaut er mit Augen thränenſchwer:
„Ach Gott! Sie gleicht der Mutter ſo ſehr!“

Der Müllergeſelle.

Da ſteht der Müllergeſelle
Und ſchaut auf's Waſſerrad.
Und ſiehet aus, wie Einer,
Der tiefe Gedanken hat.

Da drinnen aber iſt Hochzeit,
Des Müllers Tochter freit.
Da hat man vor allem Jubel
An ihn zu denken nicht Zeit.

Ich glaube beinahe, wenn morgen
Das Feſt vorüber iſt,
So wird bei ſeiner Arbeit
Der treue Geſelle vermißt.

Je nun, was thuts? Man meldet's
Der löblichen Polizei,
Und um die leere Stelle
Bewerben ſich gleich Zwei, Drei.

Thatentraum.

Knabe ſitzt auf hohem Wipfel,
Läßt vom wilden Sturm ſich wiegen.
Gleich geſchwung'nen Freiheitsfahnen
Ihm um's Haupt die Locken fliegen.

Sein Geſicht gekehrt zum Winde
Singt er ihm ein Lied entgegen.
Sollten in des Kindes Seele
Thatenbilder ſchon ſich regen?

So wohl träumt ein junger Adler
Ueber Wolken, felſenthronend,
Von der Kühnheit künft'gen Fluges
Und von Beute, reichlich lohnend.

Träum' auch du, mein kühner Knabe,
Freiheitsflug und Ruhmesbeute!
Es erheiſchen unſre Zeiten
Sturmgewiegte kühne Leute.

Nachblick.

Während ich hier düſter blicke,
Stehſt du wohl an Schiffleins Rand,
Freuſt dich, wie es luſtig ſegelt
Längs der Düne ödem Strand.

Von der Düne ſand'gem Hügel
Kommt die Möve ſonder Raſt,
Flattert irr umher und klammert
Sich zuletzt an Schiffleins Maſt.

Schau, die fluthgepeitſchte Düne
Iſt mein angſtgequälter Geiſt,
Und die Möve mein Gedanke,
Der dich irr und wirr umkreiſt.

Emilie Lecerf.

Verlorne Liebe.

Wie ſo fern von mir, mein Leben,
Du mein Stern, wie ſo verhüllt!
Dichte Wolkenſchleier ſchweben
Vor dem ſtrahlenreichen Bild.

Um zu lindern meine Schmerzen
Sagt mir oft ein ſüßer Traum:
Es entzweie unſre Herzen
Nur der körperliche Raum.

Aber wenn auch ſein Gefieder
Mir der Sturmwind überließ',
Nimmer trüg' er mich doch wieder
In's verlor'ne Paradies.

Denn verwüstet ist die Stelle,
Und der Garten liegt verheert, —
Eines Waldstroms dunkle Welle
Braus'te d'rüber ungewehrt.

Dennoch sucht das Herz noch immer,
Was es einmal sich erkor,
Richtet auf der wüsten Trümmer
Einen Altar sich empor.

Und die Flamme, die dort lodert
Ist unsterblicher Natur,
Was ihr heißes Sehnen fodert,
Das gewährt ein Himmel nur:

Wer mit unversiegter Treue
Sein verlornes Gut umfängt,
Der erweckt sich selbst auf's Neue,
Was die Zeit in's Grab versenkt.

An ein junges Mädchen.

Du mit dem Auge der Gazelle,
Dem Blick so innig, tief und treu,
Wie ist dir an des Daseins Schwelle
Die Welt so fremd noch und so neu!

Du blickst so irr ins bunte Leben,
Als wär' es nur ein Traumgebild,
Als wäre Wahrheit nur gegeben
Der Welt, die deine Seel' erfüllt.

Dem Rehchen gleichſt du, das durch Hecken
Neugierig halb, halb ſchüchtern lauſcht,
Wenn ſich die Abendwinde necken
Und wenn ein Blättchen niederrauſcht.

Du gleichſt dem Vöglein, das vom Strauche
Sich ſcheu aus offne Fenſter wagt,
Und das der leiſeſte der Hauche
Zurück ins ſichre Neſtchen jagt.

Du gleichſt im Garten der Mimoſe,
Die ängſtlich ſchon zuſammenſchreckt,
Wenn ſie der Abendluft Gekoſe
Aus ihren ſtillen Träumen weckt.

Du gleichſt der Rebe dort, der ſchlanken,
Die ſchwankend eine Stütze ſucht,
Und ſtatt ſich an ihr aufzuranken,
Ihr ſtets enteilt in holder Flucht.

Doch gleichſt du auch der hohen Palme,
Die ſtolz ſich in die Lüfte hebt,
Wenn der erhabenſte der Pſalme
Aus deiner jungen Seele ſchwebt.

Du mit dem Auge der Gazelle,
Dem Blick ſo innig tief und treu,
O blieb' dir ewig doch die Welle
Des wüſten Lebens fremd und neu!

Heinrich Vier.

Liedersang.

Oft fuhr ich nach den Liedern aus
Mit Wagen und mit Roſſen,
Oft hab' ich ſie im Jägerhaus
Mit meiner Büchſe geſchoſſen.

Oft fand ich ſie im kühlen Sand
Am Meer, auf Berg, in Wäldern,
Oft wuchſen ſie im Haideland,
Auf Wieſen, Auen und Feldern.

Oft flogen ſie zum Fenſter herein
Vier Stiegen hoch, wo ich wohne,
Oft winkten ſie mir bei Mondenſchein
Ganz heimlich vom hohen Balkone.

Oft ſprangen ſie zu mir heran
Im Freundeskreis bei Feſten,
Doch die ich in Liebchens Armen erſann,
Das waren immer die beſten.

Das war ein Leben.

Frei wie der Vogel in der Luft
So waren die Gedanken,
Sie ſprangen über Berg und Kluft,
Durchbrachen alle Schranken.

Sie bauten ſich ihr fröhlich Neſt
Hoch droben in den Sternen,
Sie ſaßen auf den Wolken feſt
Und jagten in weite Fernen.

Sie wiegten ſich im Aetherblau
So luſtig hin und wieder,
Und ließen ſich auf grüner Au
Und roſ'gem Munde nieder.

Das war ein Leben frank und frei
Auf Geiſtes-Adlerſchwingen;
Mein Herzblut rinnt, vorbei! vorbei!
Kein Gott kann's wiederbringen.

Hermann Lingg.

Lied.

Auf einem Eiland möcht' ich wohnen
Im fernſten, ſtillſten Ocean,
Auf einer Inſel milder Zonen,
Fern von Europa's Noth und Wahn.

Die erſten Bäume wollt ich ziehen,
Der Reben und der Aehren Saat,
Und mit den erſten Colonien
Begründen einen freien Staat.

O nichts mehr von den Lorbeerzweigen
Italiens und Griechenlands,
Die über Trümmer nur sich neigen,
Nur Grüften weihen ihren Kranz.

O nichts mehr von den Aschenschichten
Geborstner Reiche, Streit auf Streit!
Wir haben schon zu viel Geschichten,
Zu viel, zu viel Vergangenheit.

Dort aber an den holden Küsten
Blickt lächelnd in den Lichtazur
Die Zeit, ein Kind noch an den Brüsten
Der unentweihten Gottnatur.

Die Schiffersfrau.

Wir sahen dem Schiff am Ufer nach
Bis Wind die Segel fingen,
Bis über die See das Dunkel brach,
Und die Augen übergingen,
Dann kehrten wir heim, allein und zerstreut,
Wir Frauen und Töchter der Schiffersleut'.

Seitdem ist's nun im zweiten Jahr,
Daß dich die Wogen treiben,
Du irrst durch ferne Todesgefahr
Und ich muß Wittwe bleiben,
Ich schaukle zu Haus in der Wiege dein Kind,
Und dich, dich schaukelt der wilde Wind.

Oft fallen mir alle die Namen bei
Von Männern, die untergegangen,
Von denen wir oft am Abend zu zwei
Die traurigen Lieder ſangen,
Vergeſſene Menſchen in fremder Tracht
Beſuchen mich oft im Traume der Nacht.

Sie ſchütteln ihr lang durchnäßtes Haar
Und grüßen wie fremde Boten,
Sie reichen einen Ring mir dar
Und Grüße von dem Todten,
Von dir, von dir — ich erwach' und wein'
Und ſchlaf die Nacht nicht wieder ein.

Es lechzt vielleicht dein heißer Mund
Und ich kann dich nicht laben,
Du liegſt vielleicht im Meeresgrund
Sarglos und unbegraben;
Ach, daß ich ſelbſt den Troſt verlier',
In Frieden einſt zu ruhn bei dir!

Verſöhnung.

Haſt du niemals noch begleitet
Einen Menſchen müd und bleich,
Ueber den ſchon ausgebreitet
Sein Geſpinnſt das Schattenreich?

Haſt du nie den Puls empfunden,
Der dem Tod entgegenſchlägt,
Bangend nie gezählt die Stunden,
Die ein Leben noch erträgt?

Jedes Wort, wie wird es theuer,
Das ſo ſanft und unbewußt
Und im letzten Seelenfeuer
Ausſpricht die gequälte Bruſt!

Offen und zugleich geſchloſſen
Liegt ſolch Leben vor uns da,
Mild von feuchtem Glanz umfloſſen,
Denn durch Thränen ſieht man's ja.

Alles iſt verſöhnt, verziehen,
Alles gut und beigelegt,
Wie die letzten Schatten fliehen,
Wenn auf's Thal die Nacht ſich legt.

Heimkehr.

In meine Heimath kam ich wieder,
Es war die alte Heimath noch,
Dieſelbe Luft, dieſelben Lieder,
Und alles war ein andres doch.

Die Welle rauſchte wie vor Zeiten,
Am Waldweg ſprang wie ſonſt das Reh,
Von fern erklang ein Abendläuten,
Die Berge glänzten aus dem See.

Doch vor dem Haus, wo uns vor Jahren
Die Mutter ſtets empfing, dort ſah
Ich fremde Menſchen fremd gebahren;
Wie weh, wie weh mir da geſchah!

Mir war als rief es aus den Wogen:
Flieh, flieh, und ohne Wiederkehr!
Die du geliebt, ſind fortgezogen,
Und kehren nimmer, nimmermehr.

Mittagszauber.

Vor Wonne zitternd hat die Mittagsſchwüle
Auf Thal und Höh' in Stille ſich gebreitet,
Man hört nur wie der Specht im Tannicht ſcheitet
Und wie durch's Tobel rauſcht die Sägemühle.

Und ſchneller fließt der Bach, als ſuch' er Kühle,
Die Blume ſchaut ihm durſtig nach und ſpreitet
Die Blätter ſehnend aus und trunken gleitet
Der Schmetterling vom ſeidnen Blätterpfühle.

Am Ufer ſucht der Fährmann ſich im Nachen
Aus Weidenlaub ein Sonnendach zu zimmern,
Und ſieht ins Waſſer, was die Wolken machen.

Jetzt iſt die Zeit, wo oft im Schilf ein Wimmern
Den Fiſcher weckt; der Jäger hört ein Lachen,
Und golden ſieht der Hirt die Felſen ſchimmern.

Anna Böhm.

Das Mädchen und der Aar.

Hoch über edler Tannen Leichen
Ertödtet von des Nordwind's Hauch,
Mußt du, mein Aar, den Fels erreichen,
Dem nichts entſprießt, nicht Baum noch Strauch.

Der oft aus Lüften, wo er kreiſ'te
Sah Menſchen mühvoll aufwärts ziehn,
Nimm du, was mir vom höchſten Geiſte
An Himmelsgaben ward verliehn.

Des Menſchen Forſchergeiſt belebe
Mit hohen Kräften dein Gehirn,
So ausgerüſtet, Aar, erhebe
Dich von des Berges wald'ger Stirn.

Auf jenem Grabſtein von Baſalte
Einſt glüh'nder Lava düſtrer Schrein,
Dort ſetz' dich, deine Flügel falte,
Und ſchlag' die Kralle in den Stein.

Hinab nun ſchieße deine Blicke
Wie Blitze zügellos und frei,
Daß bald mein jammervoll Geſchicke
Dir, Aar, nicht mehr Geheimniß ſei.

Naturgeheimniß zu ergründen
Hat nicht mein Sehnen dich geſandt —
Schau, ſchau, in grauſen Felſenſchlünden
Liegt, was ich liebte, feſtgebannt.

Ein Fehltritt, und von jäher Klippe
Sank er, den nun kein Laut erreicht,
Ob auch der Klagruf meiner Lippe
Der Echo ſteinern Herz erweicht.

Mit deinem Blick, mein Aar, ſoll ſtarren
Der meine thränenlos hinab,
Wo nach entſchwund'ner Jahre Harren
Der Liebe Hoffnung fand ihr Grab.

Und wenn wirs treu ergründet haben,
Mein Aar, von deinem ſtolzen Hort,
Geh' ich und ſammle milde Gaben
Und pflanz' ein Kreuz am Trauerort.

Du ſchlägſt, mein Aar, die mächt'gen Schwingen
Und fliegſt der Morgenröthe zu —
Ich laß' ein Todtenlied mir ſingen
Und fleh' um meine letzte Ruh.

Fedor Löwe.

Ein Stück Bühnenleben.

Braut von Meſſina! — Auf der Bahre lag
Don Manuel, vom Trauertuch umfloſſen;
Bleich war ſein Antlitz, wie ein Wintertag,
Das Auge, ſcheingebrochen, feſt geſchloſſen.
An ſeine Bruſt warf ſich ein jammernd Weib
Und ſchrie zum Himmel ſo gewalt'ge Klagen,
So wahre, als ob wirklich einſt ihr Leib
Den da Erſchlagenen, muttertreu getragen.

Dazwiſchen klang der Chor. Die Kränze ſind
Auf ſeinen Häuptern welk ſchon und zerriſſen;
Düſtere Fackeln flatterten im Wind,
Der froſtig hinſchlich hinter den Couliſſen.
Dem ſcheinbar Todten rann durch Kopf und Bruſt
Ein tiefer Schauer, ſeiner Seele graute.
Er dachte an den Bruder von Sankt Juſt,
Der, ſo wie er, ſich ſelbſt als Leiche ſchaute.

Bang wird ihm, bang; die Schwüle ſteigt zur Glut
Die ſpielerregten ſchnellern Pulſe klopfen;
Ihm iſt, als hör' er ſeiner Wunde Blut
Durch's Bahrtuch auf dem Eſtrich niedertropfen.
Er drückt die Hand ſich feſter auf das Herz,
Daß es die Kerkerwölbung nicht durchſchlage;
Entrückt dem Spiel, dem lauten Mutterſchmerz,
Stimmt um ſich ſelbſt er an die ſtumme Klage.

Und wenn einſt wirklich dieſe Wang' erbleicht,
Die Stirne kalt, die ruhelos geſonnen,
Was iſt gewonnen dann und was erreicht?
Es war ein Nebelbild — und iſt zerronnen!
Nichts feſtgehalten! trügeriſche Kunſt,
Die mich zu ihrem Werkzeug auserkoren!
Ein Werkzeug nur — und das Gebild ein Dunſt,
Verloren mit dem Licht, das es geboren!

Ein ſchales Maskenſpiel, nur reich an Zwang!
In Schmerz, in Luſt, ſtets mit geſchminkter Miene;
Ha, eine Lüge, denn kein Auge drang
Tief in die Werkſtatt hinter die Gardine!
Ein Kampf mit Neid und Mißgunſt! Nur ein Ball,
Geſchaukelt von den wechſelvollen Wogen
Des Beifalls und des Tadels! Rauch und Schall!
Und iſt's am Ziel — wie Rauch und Schall verflogen!

In Wahrheit arm, an Täuſchung überreich!
Wie ſchnell verdirbt der Tag des Abends Gnaden!
Dem gottverfluchten müden Paria gleich,
Mit meines Standes altem Fluch beladen!
Geſucht, verwöhnt, begafft wie fremder Tand,
Doch ſchon im nächſten Augenblick beſchwerlich;
Und drückt uns Der und Jener auch die Hand —
Ei was, jetzt ſind auch Henkerfäuſte ehrlich.

Verflucht ein Leben, das nach Stunden zählt,
Die ungenützt im Zeitenſtrome münden,
Die Nerven ſchwächt und nur die Muskeln ſtählt,
Die leicht gehorſam Schmerz und Lachen künden!

Geübter Täuſcher, der ſich ſelbſt beklagt,
So friedvoll ſcheinend und ſo unbefriedet,
Und feſt, indeß der Geier ihn benagt,
An der Verſtellung dürren Fels geſchmiedet.

Vor mir im hellen ſchöngewölbten Saal
Schweigſame Richter an bequemen Schranken,
Vom großen Haufen eine kleine Zahl,
An Dank wie arm, noch ärmer an — Gedanken!
Um mich beſchäftigt die Kamraden werth,
Beredte Freunde, zürnende Kollegen!
Wie iſt's, Don Ceſar, ſtieße nicht dein Schwert
Mich gern für immer ſo aus deinen Wegen?

O glücklich der, dem nichts die Luft verdirbt,
Der nie gefühlt die Qualen der Verneinung;
Der nur um leichte Frauenherzen wirbt
Mit ſeines Wirkens ſchillernder Erſcheinung;
Der auf die Würfel, auf die Karte wagt,
Was ihm der Schweiß des Puppenſpiels getragen,
Und dem der wüſte Taumeltanz behagt
Um Bachus und der niedern Venus Wagen!

Ich bin die Waare, die zu Markte geht,
Sich ſelbſt anpreiſend, vom Gedräng umflutet,
Die jeden Tag auf's Neu' zu kaufen ſteht,
Ein lächelnd Opfer, dem die Seele blutet.
Ein Körper nur, ein brauchbares Metall,
Das leicht in die gewünſchte Form zu bringen.
Sein ganzer Werth iſt Biegſamkeit und Schall;
Der Hammer ſchlägt daran und es muß klingen."

Und tiefer, immer tiefer, ſo verlor
Der Mime ſich in ſeines Scheintodts Schatten;
Da nimmt die Bahre auf der junge Chor,
Den Sohn dem Vater ähnlich zu beſtatten.
Nicht eine Seele ahnt im weiten Rund
Des Hauſes, tiefergriffen von dem Spiele,
Den leiſen Seufzer aus des Gauklers Mund:
„O wär' es Wahrheit und mein Vorhang fiele!“

Ein bleiches Haupt.

Oft ſchau ich in dein bleiches Angeſicht
Und quäle mich mit nimmermüden Fragen:
Was ohne Worte deine Lippe ſpricht,
Was deine ernſten Geiſteraugen ſagen.

Mich faſſet dann ein heimlich Grauen an;
Wie uns im Wald befällt ein leiſes Zagen,
Ein Kreuz zu ſehen, wo den Wandersmann
Des Räubers unheilvolle Fauſt erſchlagen.

So dünkt mich oft dein Haupt ein Leichenſtein,
Dem nicht der Kranz des Lebens mehr beſchieden!
Der nur beſtimmt, ein ſtilles Mal zu ſein,
Wo man erſchlug den ſchönen Seelenfrieden.

German Mäurer.

Der Utopiſt.

Der ſchien euch ſtets ein Utopiſt,
Der hinter eurem Horizonte,
Wo, ach, die Welt vernagelt iſt,
Mehr als ein Nichts vermuthen kon

Von eurer Weisheit macht ihr viel Erheben —
„Ich biete nichts der Welt als ſchöne Träume,
Luftſchlöſſer bau' ich in die leeren Räume:"
So tadelt ihr die Richtung meines Strebens.

Doch wißt, im Geiſte giebt es kein Gelüſte
Nach einer beſſern Ordnung, das vergebens:
Das nicht die Zeit uns einſt gewähren müßte,
Als ernſte, ſchöne Wirklichkeit des Lebens.

Es ließ es uns ein Gott umſonſt nicht ahnen —
Es ſangen's nicht umſonſt die heilgen Muſen:
Zu Höherm werden wir den Weg uns bahnen,
So wahr ein Ideal in unſerm Buſen! —

Verkündet's nicht der Fortſchritt der Geſchichte?
Iſt's nicht auf alle Trümmer eingegraben?
Sitzt nicht der Weltgeiſt ewig zu Gerichte?
Sind wir die Letzten, die ein Recht hier haben?

Was hat ſich vor der Fluth der Zeit gerettet,
Voll wüthender Charybden und voll Scyllen?
Es liegen ganze Reiche drin gebettet,
Und können ihren Hunger noch nicht ſtillen! —

Dem Zeitgeiſt wollet ihr ſein Recht verſagen —
Sein warnend Wort verkehrt ihr in Verbrechen:
Ich kann euch arme Thoren nur beklagen,
Denn ſchrecklich wird der Geiſt der Zeit ſich rächen.

Kann je den Strom ein winziges Gewürme
Zurück den Weg zu ſeiner Quelle bannen?
Es peitſchen ihn voran gewalt'ge Stürme —
Er ſtürzt ſich in den Ozean von dannen.

Säht ihr erſt klar: Was iſt und was geweſen —
Wie ſich der Menſch nothwendig und gezwungen
Die höh're Stufe ſeines Seins errungen:
Ihr könntet auch im Buch der Zukunft leſen! —

Doch, da ihr nicht begreift, was vor den Füßen
Euch liegt, wie wolltet ihr das Ferne faſſen! —
Das ſchöne Land, von weitem kann ich's grüßen
Und darf es ſterbend beſſern Enkeln laſſen! —

Wie ſonſt.

Frühling iſt es wie vor Jahren —
Lerchenwirbel in den Höh'n —
Blüthen rings, wie jene waren,
Die wir ſonſt im Mai geſeh'n!

Auch der Wald, ſo hehr, ſo mächtig,
Wie ein tauſendjähr'ger Dom,
Schaut ſich wieder jung und prächtig
Dort im ſtolzen Rieſenſtrom!

— German Mäurer. —

Freundlich an des Berges Fuße
Winkt, von Linden, überwebt;
Noch das Haus mit trautem Gruße
Drin mein Liebchen ſonſt gelebt!

Durch das Pförtchen kommt geſprungen
Sie ſo lieblich wie zuvor;
Worte, die mir längſt verklungen
Dringen wunderſüß zum Ohr!

Auch das Herz beginnt zu ſchlagen,
Wie es ſonſt im Frühling ſchlug,
Als der Traum von künft'gen Tagen
Ihm zum Glücke noch genug!

Was der Zeit einſt ward zum Raube,
Führt zurück des Jahres Lauf:
Alles — Hoffnung, Lieb' und Glaube
Weckt der Mai im Herzen auf! —

Ein Grab.

Im alten Kirchhof iſt ein Grab —
Wen es verbirgt, weiß Keiner mehr,
Denn ſeit man ihn geſenkt hinab,
Iſt's nun ſchon viele Jahre her!

Es war ein Grab von friſchen Stau
Als man den Todten d'rein gelegt,
Bewachſen iſt es nun mit Laub,
In dem der Wind ſich ſäuſelnd regt

Manch' Auge war von Thränen feucht,
Als ſchollernd drin der Sarg verſchwand.
„Dem Guten ſei die Erde leicht!"
So ſeufzten die, ſo ihn gekannt.

Er war ein Mann, der früh und ſpät
Mit treuem Fleiß und reger Kraft,
Voll ächter Menſchenmajeſtät,
In ſeinem kleinen Kreis geſchafft;

Ein Mann, dem nie die Welt das Glück —
Den Preis der herben Mühen gab,
Doch Kummer viel und Mißgeſchick
Und dann am Ende dieſes Grab. —

Ach Gott, den Mann vergeſſ' ich nicht,
Und wär' er todt auch hundert Jahr',
Der ſtets im Leben recht und ſchlicht;
Und noch dazu mein Vater war. —

Hermann Margraff.

Spruch.

Wenn ein Leid dich ſchwer bedrängt,
Tritt entgegen ihm mit Waffen!
Wenn es dir den Raum beengt,
Suche ſelbſt dir Raum zu ſchaffen!

Zeige dich zu jeder Zeit
Stärker als dein Herzeleidjammer!
Dien' als Ambos nicht dem Leid,
Nein, sei deines Leides Hammer!

Wenn die Qual nicht heut' von dir
Ueberwunden und gebannt ist:
Wisse, daß du dann von ihr
Morgen dreifach übermannt bist!

(Aus Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Heerd.)

Karl Mayer.

Die beiderlei Fernen.

Die wahre Fern ist jene blaue,
Die ich vom hohen Gipfel schaue,
Wo über Fluß und Landesstrecken
Die Berg' in zartem Duft sich recken.

Doch lob' ich mir noch and're Ferne
Und überwand're sie so gerne,
Die etwa reicht jenseits zur Halde,
Sanft überragt vom Hügelwalde.

Die hat des schönen Flußthals Breite
Und ist nur eine mäßig weite.
Da seh' ich Mensch und Thier noch wandeln
Und fern im Sonnenstrahle handeln.

Dort weilt ſein Glanz auf rothen Stieren
Und ihrem Lenker; Farben zieren
Im bunten Lichte die Figuren,
Auftauchend noch am Rand der Fluren.

Wie traut iſt Alles doch geblieben!
Ich darf den Menſchenfleiß noch lieben
Den ich ſo fern ſich rühren ſehe:
Die Fern' entzückt mich halb als Nähe.

Wohl wird die blaue Fern' erregen
Mehr Sehnſucht, größern Zauber hegen:
Doch meine nahe Fern' hat immer
Mir einen trauten Liebesſchimmer.

Die Spätjahrsſonne.

Ein ſchwacher Schein der Spätjahrsſonne
Dringt durch das Baumgezweig.
Ich bringe nicht Begeiſt'rungswonne
Mit mir von Feld und Steig;

Ich bringe nur Entſagungsfrieden
Von meinem Gang nach Haus
Und nur mit ſolchem langt hienieden
Das Herz des Menſchen aus.

(Aus dem Muſenalmanach von Schad von 1856.)

Richard von Meerheim.

Der gute Cavalerist.

„Und hab' ich's gesagt, so bleib ich dabei:
Ein lumpiger Cavalerist,
Der, hat er noch Sporen und Zügel frei,
Des Feindes Gefangener ist!"

Dieß kühne Wort vom jungen Cornet
Dem König juckt es im Ohr:
„„Wart' Eure Courage soll scharf in's Gebet,
Herr Seidlitz, nun sehet Euch vor!""

Und als im Gefolg' er die Brücke betrat,
Das eiserne Gatterthor fiel:
„„Gefangen Herr Prahlhans, jetzt schließt sich der Pfad,
Ihr seid meiner Willkür ein Spiel!""

„Und hab' ich's gesagt, so bleib ich dabei,
Ein lumpiger Cavalerist,
Der, hat er nach Sporen und Zügel frei,
Ein blöder Gefangener ist!"

So lacht der Cornet, drückt fest sich den Hut,
Der Sporn in die Flanken dringt;
Hoch ob dem Geländer, hinab in die Fluth
Frohlockend der Jüngling springt.

Mit breiter Brust arbeitet das Roß
Hinauf sich an's Ufer der Spree.
Drauf salutirt der kühne Genoß,
Wohl triefend vom Scheitel zur Zeh.

„„Und ſpringt Ihr ſo wacker zur Tiefe, Cornet,
Verſucht es nun luſtig bergauf!
Rittmeiſter, ihr betet ein ehrlich Gebet,
Gratulir' Euch zur chriſtlichen Tauf!"“

Und Preußens Schwadronen auch blieben dabei,
Ein lumpiger Cavalerift,
Der, hat er noch Sporen und Zügel frei,
Des Feindes Gefangener iſt. —

Minnetrank.

Wohl ſchwamm in Thränen oft mein Lied
Heut will es fröhliche Feier.
Leicht hüpft es her in farbigem Kleid,
Das Auge ſo hell und die Seele ſo weit
Am Haupt den wehenden Schleier.

Es führt herauf aus ſonnigem Grund
Mir eine ſelige Stunde:
Sei mir gegrüßt, du Kerzenſaal,
Wo Minne mir feurig den Feſtpokal
Geführt zu dürſtendem Munde.

Ich grüße dich heiß, du liebliche Maid,
Noch glühet vom hüpfenden Reigen
Dein Aug' im roſigen Wangenpaar;
Im Spiegel des Weines wie ſchau ich ſo klar
Dein Herz licht ſinken und ſteigen.

Woblan entfeſſelt die flüſſige Gluth
Laßt leben des Herzens Damen!
Doch — klirrende Scherbe, mir biſt du zu ſchlecht,
Und reicht ihr nicht Humpen von Golde mir ächt
Zum Klange geheiligter Namen:

So weih ich mir ſelbſt zum ſchönen Pokal
Der lieblichſten Formen Umhüllung:
Worin ihr Herzblut roſig erglüht,
Worin die Blum' ihrer Hand geblüht,
Die Form ſei würdig der Füllung!

Und in den duftigen Handſchuh fiel
Des blitzenden Weines Caskade
Die Liebe ſchlürfte den Gluthentrank,
Und meine Seele unterſank
In wonneſchäumendem Bade.

Mir war, als hätt' ich geſogen den Geiſt
Aus ihrem blumigen Leibe,
Als hätte ſich Seele mit Seele getauſcht:
Nach zieht mein Herz von Minne berauſcht
Dem lieben, herrlichen Weibe.

Der Geſtorbenen.

„Wenn einſt im Tod mein Augenlicht gebrochen
So neig' noch einmal dich zur Todten nieder,
Schließ ihr im Kuß die ſtarren Augenlieder;
Denn bis an's Grab bleib ich dir zugeſprochen."

Dies war dein Wort — weh mir! Du haſt's gebrochen.
Haſt ſchnöd zerſtückt der Lieb geweihte Glieder,
Es lauſcht dein Ohr beſeligt Andrer Lieder —
Todt biſt du mir — mag heiß dein Puls auch pochen.

Ja todt! lebendig eine ſchöne Leiche.
Und doch nicht küſſen darf ich dieſe Augen,
Aus denen Licht die blauen Lüfte ſaugen.

Drum ſchließ die Pforten jener Himmelsreiche,
Vor denen doch ich muß zum Bettler werden,
Lichtlos erfrierend auf der kalten Erden!

Alfred Meißner.

Trümmer.

Nun kommt der Lenz, die friſchen Quellen ſchäumen,
Es lockt der Wald uns in ſein grünes Haus,
Und unter roſenhellen Aepfelbäumen
Wiegt ſich verſchämt der wilde Glockenſtrauß,
Nun kommt der Lenz und wieder glaubt der Arme
An einen Gott, der ſich der Welt erbarme.

Nun friert die Noth nicht mehr bei kargen Kohlen,
Und ſucht durch Schnee und Froſt ihr dürftig Mahl,
Des Armen ſchöne, blaſſe Kinder holen
Die rothe Erdbeer' aus dem Felſenthal,
Durch das zerriſſ'ne Strohdach jedes Armen
Blickt mildes Licht wie göttliches Erbarmen.

Sah'ſt du den tauben, ſtummen Bettelknaben
Im Winter barfuß ziehn in ſtillem Gram,
Mit ſeinem Glöcklein betteln kleine Gaben,
Mit ſeinem Glöcklein, das er nicht vernahm?
Nun liegt er ſchlummernd, lächelnd unter'm Baume,
Und hört des Himmels Glocken all' im Traume.

O ſchöne Zeit, jetzt will ich träumend liegen
Am grünen Rain, aus dem die Quelle ſpringt,
In's kühle Gras mein heißes Antlitz ſchmiegen,
Und horchen, wie ſo froh die Armuth ſingt,
Und glauben will ich, ein Paar kurze Stunden,
Daß ihren Retter dieſe Welt gefunden.

O daß er käme, jener Fürſt der Liebe,
Der von dem Haupt die gold'ne Krone legt,
Und, daß kein Herz verarmt und dürftig bliebe,
Den gold'nen Reif zu frommen Münzen prägt,
Der ſeinen Purpurmantel voll Erbarmen
Mildthätig theilte für die Brut der Armen!

O daß er käme! mild, wie dieſer Abend,
Der gute Heiland einer kranken Zeit,
Die Nackten kleidend und die Durſtgen labend,
Und ſpräche von des Lebens Herrlichkeit,
Ein Spielmann, ernſt und ſanft, aus deſſen Liede
Auf alle Menſchen träufelte der Friede.

Ein ſchöner Traum! Er wird ſich nicht erfüllen,
Doch blickt er ſchön aus rothem Dämmerlicht.
Es taugt, die Noth der Erde zu verhüllen,
Die Blumenpracht von hundert Lenzen nicht,

Allein ſo lang' noch ird'ſche Lenze dauern,
Wird der Poet mit dem Enterbten trauern.

Wie ſtumm mein Vaterland! Es flüſtert kaum
Zum grauen Himmel, der darüber hängt,
Es zittert, wie ein winterlicher Baum,
Die Aeſte aneinander feſtgedrängt,
Und ringsumher verhüllt der tiefe Schnee
Gefrornes Blut und eingeſargtes Weh.

Dort ſingt der Dichter ohne Lohn und Dank,
Ein armer Gaukler, ſeines Herzens Noth,
Des Reichen Halle reicht ihm keinen Trank,
Des Armen Hütte keine Krume Brod.
Den Fuß im Schnee, das Haupt auf einen Stein,
In ſeines Kummers Mantel ſchläft er ein.

Was ſollt' der arme Mann auch ſingen im Gedicht,
Da es ringsum ſo kalt und leichenhaft!
Der Vorzeit Größe? Ach ſie dulden's nicht!
Der Jetztzeit Schmach? Man ſtraft's mit Kerkerhaft!
Um nicht zu ſingen ſeiner Mutter Hohn,
Legt auf den Mund die Hand der treue Sohn!

Ernſt Mevert.

Auf der Heimkehr.

In der Abendröthe Dämmern,
Frieden athmend, liegt das Land,
Durch den grünen Grund der Wieſen
Wallt des Stromes ſchimmernd Band.

Träumend ziehn hinab die Wellen,
Wolkenroth färbt noch den Saum,
Doch des Bootes raſche Räder
Stören ſie im ſtillen Traum.

Schwalben ſtreifen hin und wieder
Auf der krauſen Wellenflur,
Leichte Kreiſe, ſchnell zerrinnend,
Zeichnet ihrer Flügel Spur.

Hier und da mit langem Halſe
Schaut ein Reiher noch empor,
Sich im ſchweren Flug erhebend
Aus dem nahen Uferrohr.

Mit Geſang das Ruder ſenkend,
Läßt die zitternd rege Bahn
Noch ein Fiſcher längs dem Ufer
Niedergleiten ſeinen Kahn.

Ihm zur Seite ziehen Heerden
Nach dem Hirten thalentlang,
Zu der fernen Abendglocke
Tönt des Glöckchens leiſer Klang.

Und vom Berg herabgeſtiegen
Zu dem klaren Wieſenbach,
Steht ein Rudel brauner Rehe
Dort am nahen Waldverſchlag.

Friedlich weiden ſie im Graſe,
Doch vom Lärm des Schiffs erſchreckt,
Heben ſie den Kopf und fliehen
In's Gebüſch, dem Blick verſteckt. —

Schon verließ das Deck die Menge,
Die der Abendkühle wich,
Nur der Bootsmann ſteht am Steuer
Und am Bugſpriet ſitze ich.

Auf den Schultern ſchon den Ranzen,
In der Hand den Wanderſtab,
Laß ich ſchweifen meine Blicke
Mit den Wellen thalhinab.

Und der Ferne Nebelbläue
Suchen ſtumm ſie zu durchſpähn,
Ob im Mondlicht noch der Heimath
Dunkle Berge nicht zu ſehn. —

Träumend lehn' ich über Bord mich,
Schaue zu dem Wellenſpiel;
Rückwärts ſcheint der Strom zu fließen,
Wo ihn furcht des Schiffes Kiel.

Doch die andern Wellen ziehen
Sie mit fort das Thal entlang,
Und zum Meere, hin zur Heimath
Reißt ſie fort ein ewiger Drang.

Strom, du biſt ein Bild des Lebens!
Ob der Jugend Wanderluſt
Zu den Bergen dich gezogen
Von des Meeres Mutterbruſt;

Ob dein Fuß mit friſchem Muthe
Stolz der Berge Haupt betrat,
Ob durch Felsgeklüft und Trümmer
Du geſucht den ſteilſten Pfad;

Ob durch lieblich goldne Thäler
Du gewandelt ſtill und ſacht,
Ob vom Berg der Burgen Trümmer
Hold zum Gruß dich angelacht: —

Nach dem Meere, nach der Heimath
Zieht es dich mit Sehnſucht fort,
Nichts vermag dir Ruh zu geben,
Als der Heimath ſtiller Port.

Johann Meyer.

Roſenzeit.

Es ließ der Lenz ſich leiſ' hernieder
Beim Feſtgeſang der Nachtigall,
Und als er kam, erwachten wieder
Die ſchönſten Roſen überall.

Das iſt ein Flüſtern, iſt ein Koſen,
Das iſt der Liebe ſüßer Schmerz.
Und leiſe ſchaffen Lenz und Roſen
In jeder Bruſt ein Roſenherz.

Und ſollte meine That es ſprechen,
Wie du mir lieb biſt, du allein,
Ich müßte alle, alle brechen
Und dir ſie vor die Füße ſtreu'n!

Eisblumen.

Was ſitzt er denn und brütet ſtill im Traum? —
Laut heult der Winter draußen durch die Gaſſen
Mit Sturm und Schnee; — vier Monden ſind es kaum,
Seit man ihm ſchrieb, ſie habe ihn verlaſſen.

Nun wacht er auf, es weckt ihn das Gebraus
Aus ſeinem Traum, darin er ſtill vergangen,
Er fährt empor und wie er blickt hinaus,
Sieht all' die Blumen er am Fenſter prangen.

Da funkelt es in seinen Augen hell,
Es wollt', als ob er Thränen hätt', ihm scheinen;
O, öffne dich, du längst versiegter Quell,
Noch einmal möcht' um seinen Schmerz er weinen!

Jüngst saßen noch sie draußen, Herz an Herz
Und Hand in Hand und Blick in Blick versunken;
Von ihren Lippen hat den süßen Schmerz
Der Liebe bis zur Neige er getrunken.

Und aus den Blumen haben sie vereint
Die schönsten sich in heil'ger Stund' gebrochen; —
Sie sagten nichts, — sie haben nur geweint,
Durch Blumen nur hat ihre Lieb' gesprochen.

Und als er ging, als er den letzten Gruß
Ihr scheidend gab, da weinte sie aufs Neue,
Und einen Blumenstrauß zum letzten Kuß
Gab sie als Pfand ihm ew'ger Liebestreue.

Ha, schneller als die Blumen welkten hin,
Schwand ihre Treu', die ewig sie verheißen!
Was wollt ihr nun an seinem Fenster glüh'n,
Ihr Blumen, neu die Wunde aufzureißen?!

Er sitzt und sinnt, das dunkle Herz so schwer;
Wo eine Blume, die ihn noch erfreute? —
Sie welkten all' und keine blieb ihm mehr,
Als eisige, die ihm der Winter streute! —

Und eisig fährt der Winter durch das Herz,
Das einst so reich, sein ganzes Glück besessen,
Das, nun so arm, so arm in seinem Schmerz,
Die eine, die es brach, nicht kann vergessen.

Warum auch ſchwand der ſüße Wahn ſo bald?
Getäuſcht, — verlaſſen, — einſam — und betrogen?! —
O, fort mit euch, ihr Blumen bleich und kalt,
Er weint, daß eure Schweſter ihm gelogen!

Das war ja nichts!

Das war ja nichts, was ihn verließ,
Und was in ſeiner Bruſt
Um deinetwillen unterging;
Es war ja nur die Luſt!

Das war ja nichts, warum er ſtill,
Warum er ſchien ſo trüb';
Was er für dich geopfert hat,
Es war ja nur die Lieb'!

Das war ja nichts, warum er bleich,
Warum ſo trüb ſein Blick;
Was ihm mit dir verloren ging,
Es war ja nur ſein Glück!

Das war ja nichts, warum die Thrän'
Ihm floß die Wang' hinab;
Was er im Stillen ſich gewünſcht,
Es war ja nur ein Grab!

Denk' doch an alles dies nicht mehr!
Was kümmert dich der Schmerz?
Da, wo du jetzt die Roſen ſtreuſt,
Da ſchläft ja nur ein Herz! —

Melchior Meyr.

Die Phantaſie.

O gönnt dem Dichter das Entzücken,
Wenn Phantaſie ſo himmliſch lacht!
Sie iſt nicht da nur zu beglücken,
Sie dienet einer höhern Macht.

Hat er im Leben ſich vergangen,
Tritt ſie als Rächerin hervor;
Wie der Gorgone Haupt mit Schlangen
Hält ſie vor ihm die Schuld empor.

Die Luſt zu ſtrafen und zu quälen,
Sie ſteigert ſich in ihr zur Wuth,
Und was er je nur mochte fehlen,
Sie ruft es her in Flammengluth.

O wohl ihm, wenn ſie dieſes Dranges
Geſättigt endlich müde wird
Und durch die Gottheit des Geſanges
Zur Segens-Eumenide wird!

(Aus dem Deutſchen Muſeum von

Johannes Minckwitz.

Das erſte Fernrohr.

Ein Blick, und noch ein Blick in dieſe Höh'n,
In dieſe Tiefen, ſo unendlich ſchön!
Und Galilei ſteht auf ſeinem Thurm,
Erſchüttert durch den ſtärkſten Seelenſturm.

Das erſte Fernrohr, das er ſelbſt erfand,
Es ſchwankt in ſeiner ſchwachen Meiſterhand;
Und über Erdenraum hinweggerückt,
Von Glanz geblendet, ſteht er hochentzückt.

„Was iſt's? Ein ungeahntes Sternenheer,
Ein ungezähltes, gleichwie Sand am Meer,
Ein ungeſchautes hab' ich angeſchaut:
Der dunkle Vorhang borſt! Es graut, es graut!"

„Wonach der Staubgebor'ne fragend blickt,
Ich hab' in's Jenſeits meinen Blick geſchickt:
Das ird'ſchem Aug' nie aufgethan zuvor,
Vor mir, vor mir ſprang auf — das Himmelsthor!"

(Aus dem Muſenalmanach von Schad von 1856.)

F. A. Zimmich.

Sees Ruhe.

Blauer See im tiefen Thale,
Spiegel in der Felſenſchaale,
Bild der Ruh',
Still und regungslos umſchloſſen,
Stumm und einſam hingegoſſen
Weileſt du.

Hoher Firnen klare Schilde,
Dunkle Waldeshöh'n im Bilde
Spiegelſt du;
Vom Getriebe abgeſchieden
Lächelſt du in ſtetem Frieden,
Bild der Ruh'.

Wenn das Schilf am Ufer bebet,
Abendſäuſeln ſich erhebet,
Schauſt du zu;
Hüpfen auf dir Abendfunken,
Weileſt tief in dich verſunken
Schweigſam du.

Ueberbiegend Bäume lauſchen
Auf dein Koſen, auf dein Rauſchen,
Stumm biſt du;
Willſt nicht ihre Wurzeln küſſen,
Wellgeſchwätzig ſie nicht grüßen,
Horchſt nur zu.

Iſt denn dir, den Todesfrieden
Still zu bergen, wohl beſchieden,
Bild der Ruh'?
Ihn auf tiefem Grund zu ſchauen,
Mild und freundlich ohne Grauen
Winkeſt du.

Elfriede von Mühlenfels.

Das Rüttli am Vierwaldſtätter See.

Wir fuhren auf des Seees grünen Wogen,
Den aufgethürmte Felſen dicht umgeben,
Dem Rigi waren wir vorbei gezogen,
Und den Pilatus ſahn wir ſich erheben.

Und vorwärts, vorwärts war das Boot geflogen;
Hoch an den Felſen Purpurlichter ſchweben,
Und auf den Wellen tauſend Regenbogen,
Und Ruderſchläge ſanft die Fluth erregen.

Da landen wir bei ſammetgrünen Matten,
Die hohe Bäume feierlich umſchließen,
Von wo drei Silberquellen ſich ergießen.

Es grüßen uns der Vorzeit heil'ge Schatten:
Wir hören feſt den Schwur drei Helden ſprechen,
Der Knechtſchaft Feſſeln muthig zu zerbrechen.

Wolfgang Müller.

Das Schloß im See.

Leis auf den Bergwald ſinkt die Nacht,
Der See liegt tief im Dunkeln.
Wer nur in der Fiſcherhütte noch wacht?
Die Flammen des Heerdes funkeln.
Großmütterchen erzählt ſo lang
In ſtiller, niederer Stube,
Die Mädchen lauſchen zitternd und bang,
Großäugig lauſcht der Bube.

Allmählig aber wird's ſtill und ſtumm,
Es ſchlafen die Jungen und Alten,
Der Knabe nur wälzt ſich um und um,
Er denkt an die Märchengeſtalten.
Und Mitternacht ſchlägt die alte Uhr,
Da hebt er ſich brennend vom Kiſſen:
„Jetzt komm ich der Wahrheit auf die Spur,
Ich will die Wahrheit wiſſen!"

Er ſchleicht ſich vors Haus, er ſchreitet zur Fluth,
Er löſt den Kahn vom Seile,
Er rudert hinaus mit erhitztem Muth
Zu des Waſſers Mitte in Eile.
Fürwahr, jetzt klingt ihm entgegen ein Chor,
Das iſt ein fernſüßes Singen:
Die Harfen und Flöten tönen hervor,
Und Becher und Waffen klingen.

Er beugt ſich über des Schiffleins Rand
Und ſchaut in die ſchaurigen Tiefen,
Draus klingt es, als ob aus anderm Land
Verworrene Stimmen riefen.
„Bei Gott, dort ragt der kryſtallne Palaſt
Phantaſtiſch ſind Thürme und Hallen,
Mit Muſchelgärten iſt er umfaßt,
Gebüſch' und Blum' ſind Korallen!"

Der Park und der Hof ſind ſtill wie das Grab,
Doch brennt es von Lichtern im Saale,
Die Diener ſtürmen hinauf und hinab,
Es ſchwelgen die Wohner beim Mahle.
Dort ſchimmert's von Früchten, dort perlt es von Wein,
Dort klingt es von rauſchenden Liedern,
Dort wirbeln im Tanze die reizenden Reihn
Mit blühenden Augen und Gliedern.

Dem Knaben iſt irr beim bunten Gewirr,
Im Grunde raſet es wilder —
O, welch ein bachantiſches, tolles Geſchwirr
Verwilderter üppiger Bilder!
Da ſieht er ein ſeliges Mädchengeſicht,
Sie winkt ihm mit lachendem Munde.
„Großmütterchen," ruft er, „du logeſt nicht!" —
Ein Sprung — und er ſinket zum Grunde. —

Es kam der Morgen ſo feucht von den Höhn,
Es ging durch den Wald ein Geflüſter,
Durchs Seeſchilf klang unheimlich Getön.
Der Fiſcher naht angſtvoll und düſter.

In der Mitte des Seees ſchwimmt leer der Kahn:
„O, furchtbare Ahnung, entweiche!“
Er zieht die geworfenen Netze an —
Drin hebt er des Kindes Leiche! —

Leis auf den Bergwald ſinkt die Nacht,
Der See liegt tief im Dunkeln.
Wer nur in der Fiſcherhütte noch wacht? —
Es iſt eines Lichtleins Funkeln. —
Großmütterchen betet den Roſenkranz
In der ſtillen, niedern Stube,
Auf der Bahr liegt bei der Lampe Glanz
Der todte Fiſcherbube.

Nichts Neues!

Ein ſchwäbiſcher Junker war Herr Kurt,
Zu Straßburg thät er ſtudiren;
Da begegnet er einſt einen heimiſchen Knecht,
Als er ging am Rheine ſpazieren.

„Du biſt es, Hans!“ ſo ruft Herr Kurt,
„Wo kommſt du hergefahren?
Was giebt es Neues denn zu Haus?
Das ſollſt du mir offenbaren!“ —

„Nichts Neues!“ ſpricht Hans; „nur der Rabe ſtarb,
Er ſtarb vor vierzehn Tagen, —
Das ſchöne Thier, das der Jäger vor Zeit
Euch in das Haus getragen.“ —

„Das arme Thier!“ ſo ruft Herr Kurt,
„Das geht mir durch die Seelen!
So ſage mir: was mochte wohl
Dem ſchwarzen Geſellen fehlen?“ —

„Der ſchwarze Geſell“, ſpricht Hans, „verdarb
Den Magen ſich am Fraße:
Unſre ſchönen Pferde fielen all',
Da ſchlang er im Uebermaße.“

„Die ſchönen Pferde?“ ruft Herr Kurt,
Meines Vaters prächtige Roſſe?
Wie fanden ſie denn ihren Tod?
War eine Seuche im Schloſſe?“ —

„Sie ſtarben,“ ſpricht Hans, „dieweil ſie zu ſehr
Sich in die Hitze rannten:
Sie fuhren Waſſer ohne Raſt,
Als Haus und Hof verbrannten!“ —

„Bei der heiligen Jungfrau!“ ſo ruft Herr Kurt,
„So feſt war die Burg gegründet!
Wann brachen denn die Flammen aus?
Wer hat ſie angezündet?“

„Das war“, ſpricht Hans, „als euer Vater ſtarb!
Mit Fackeln ward er begraben;
Man nahm in der Nacht das Feu'r nicht in Acht,
Da kann man Unglück haben!“ —

„Mein Vater iſt todt?“ ſo ruft Herr Kurt,
„O kummervolle Stunde!
Hilf, großer Gott! — nun gib mir ſchnell
Von meiner Schweſter Kunde!

„Drum hat er", ſpricht Kurt, „ſich todt gegrämt,
Denn eure Schweſter kam nieder,
Sie hat keinen Vater zu dem Kind,
Doch der Bub' hat friſche Glieder." —

„Nichts Neues ſonſt!" fügt Hans hinzu,
„Erlaubt, daß ich weiter wandre!" —
„Nichts Neues!" ſeufzt der Junker leis. —
So giebt ein Wort das andre!

Emil Neubürger.

Schau dich um!

Wohl war's im frohen, blum'gen Mai;
Mir aber war der Blick nicht frei.
An altes Leid, an alten Schmerz
Dacht' ich, und weh war mir um's Herz.
Da ſchlich ich nun in finſterm Sinn
Durch blüh'nde Au'n und Felder hin,
Trat finſter ein in den grünen Wald,
Und Müdigkeit befiel mich bald,
Daß unter 'ner Buche hoch und ſchlank
Ich bald in tiefen Schlummer ſank.
In dieſem Schlummer hat ſich's begeben,
Träumt einen Traum ich gar voller Leben.
Denn plötzlich hört' ich ein Gurren und Girren,
Ein Rauſchen und Singen und Zwitſchern und Schw

Und wie ich so lauschte, kam, weiß nicht wie,
Ein Sinn in des Waldes Melodie.
Da tönte der Bienlein Gesumme: „Humm, humm!
Wer ist jetzt so thöricht und sieht sich nicht um?
Nun blühen die Blümlein auf Thälern und Höh'n
So süß und so lieblich, so duftig und schön.
Nun lärmet und schwärmet und treibt euch herum!
Und nur nicht gehärmet! Wie dumm das, wie dumm!" —
Dann rief es dazwischen: „Guck' um dich! Guckuck,
Schließ nimmer die Augen als wie ein Kalmuck!
So blau ist der Himmel, so grün ist der Wald;
Guck' um dich, und Holderes findest du bald!
Hör' nur auf den Vater! Guck' um dich, Guckuck!
Und es fehlt dir das Glück nicht, mein Söhnlein so schmuck!"
Und es sangen der Fink und die Amsel und Meis:
Nun öffnet die Augen ihr Kindlein mit Fleiß!
Schaut um euch im Feld, schaut um euch im Wald!
Wie grünt es, wie sprießt es so tausendgestalt!
Wie duften die Blüthlein so roth und so weiß!
Schaut um euch und singet dem Herren zum Preis!" —
So klangen der Töne noch mancherlei,
„Schau um dich!" das fehlte nimmer dabei.
Und wie ich aus meinem Traum erwacht,
Da hab ich auch selbst des „Schau um dich" gedacht.
Ich schaute mich um und ich lauschte im Wald;
Wie ward mir so wohlig im Herzen da bald!
Hell klang es vom Lied da der Vögelein;
Die Bäume rauschten im Tempo darein;
Und es wehte so frisch und erquickend die Luft,
Und es hauchten die Blumen so lieblichen Duft;

Und die Bäume ſo grün und ſo ſchattig und dicht,
Und dazwiſchen ſo zaubriſch das goldene Licht.
Und ich trat aus dem Wald, und ich kam in das Feld,
Da fand ich's kein Härlein ſchlechter beſtellt.
Es blühten die Bäume auf Hügel und Thal;
Es lachten die Wieſen im goldenen Strahl;
Es wogte das grünende Korn auf der Au;
Es ragten fernher die Berge ſo blau;
Unzählige Lerchen jubelten drein;
Ich ſchaute mich um und verſtand ſie ſo fein.
Und weiter ſchritt ich, mit munterm Schall
Sang mir ihren Gruß da die Nachtigall.
Ihr Lied zu verſtehen, nicht war es mir ſchwer;
Froh blickt' ich nach allen Seiten umher.
Wie lachte die Stadt da mit Thürmen und Dom!
Wie lachte mit Schiffen und Brücken der Strom!
Und war noch kaum kommen zum vorderſten Haus,
Da trat juſt ein herrliches Mägdlein heraus,
So ſchlank und ſo fein und ſo roſig und zart,
So friſch und ſo ganz unſchuldiger Art.
Wohl prüfend ruht auf ihr lange mein Blick;
Wie eilt' ſie da ſchamübergoſſen zurück!
Ja kehr' mir den Rücken, ja eil' nur in's Haus!
Ich kann's ſchon erwarten, du kömmſt ſchon heraus.
Es findet ſich Manches, ſind wir nicht dumm;
Es findet ſich Manches, ſeh'n wir uns um.

Dichters Antwort.

Und ob ich mein Leben verdichtet,
Und ob ich mein Leben verträumet,
Und ob ihr mich ſcheltet und tadelt,
Was hab' ich dabei verſäumet?

Mir ſind im Traum erſchienen
So hohe, ſo edle Geſtalten,
Wie nimmermehr im Leben
An euch vorüberwallten.

Da iſt mir der Freund erſchienen,
So fand ich auf Erden keinen;
Da ruht' ich am Buſen ſo Holden,
So Trauten, ſo Engelreinen.

Da ſprachen die Flüſſ' und Bäume
In Worten, ſinnigen, klaren;
Da kamen der Vorzeit Helden;
Da ſangen der Engelein Schaaren.

Da durft' ich himmelan ſchweben
Mit ihnen in ſüßem Vereine.
Gern laß ich euch euer Leben, —
Doch laßt mir auch das meine!

Günther Nicol.

Der Wildschütz.

Der Wildschütz eilt durch den dunklen Wald
Es ist im Winter, und grimmig kalt.

Er ist gegangen schon Stund' auf Stund',
Schritt über Höhen, durch manchen Grund,

Kam ab vom Wege, und hat sich verirrt,
Hin um sein Haupt eine Eule schwirrt.

Die ruft gar klaglich: komm' mit, komm' mit!
Und es wankt des Schützen kräftiger Tritt.

Zum Teufel, ruft er, du Eulenschrei'n,
Käme nur der helle Mondenschein,

Daß ich fände endlich den rechten Weg;
Kenne sonst im Walde doch jeden Steg,

Und hab' mich verlaufen, und hab' mich verirrt,
Fort Eule, die mich wimmernd umschwirrt.

Käme nur der helle Mondenschein,
So würd' ich bald geborgen sein. —

Der Wildschütz steht still und sagt: verflucht,
Daß ich auch heut' nach Wild gesucht.

Der Rauchfroſt hängt dicht in meinem Bart,
Das iſt eine wilde, wüſte Fahrt.

Zerriß meine Hoſen, das Kamiſol;
Der Sturm brauſt eiſig, der Sturm brauſt hohl.

Verflucht und ſchier erſtarrt mein Blut,
Doch hab' ich noch meinen ganzen Muth!

Meine Büchſe, die auf der Schulter ruht,
Treu iſt ſie, und ihre Kugel trifft gut.

Und käme herbei ein Jägersmann
Und rieſe mich zum Stehen an:

Der ſollte erfahren, wer ich bin,
Meine Kugel führe zu ihm hin —

Die ſollte ihn machen kalt und bleich,
Und ſchicken ihn in des Teufels Reich. —

Du frecher Wildſchütz! denk' doch an Gott,
Wer weiß, wie nah', wie nah' dein Tod!

Ei was, käme nur der Mondenſchein,
So wollt' ich bald geborgen ſein!

Es glänzet der Mond auf einmal klar,
Da ſträubt ſich wild auf des Schützen Haar.

Sein Auge ſieht einen Jägersmann,
Den ſchaut er voll Furcht und Schrecken an.

Wie der bleich hier an dem Buſche ſteht,
Wie ſein blutig Haar im Winde weht!

Wie der drohend hebt die weiße Hand,
Und der Wildſchütz ſteht von Furcht gebannt.

Dann ruft er gellend: wie er mir droht,
Und ich ſchoß ihn ſchon vor Jahren todt! —

Das war eine lange, ſchwere Hatz,
Und der Mondſchein trifft mich auf dieſem Platz?

Ei was, käme nur der Mondenſchein,
So wollt' ich bald geborgen ſein!

Was zag' ich, noch einmal d'rauf und d'ran
Auf den geſpenſtiſchen Jägersmann!

Wer zerrt meine Büchſe — wer faßt mich am Fuß?
Wer? — im Walde hallt ein dumpfer Schuß. —

Die Eule ſchreit: komm' mit, komm' mit!
Dann Alles ſtill, kein Tritt, kein Schritt.

Der Wildſchütz liegt an dem Buſche todt,
Und ſein Blut, das färbt den Boden roth.

Der Wildſchütz liegt an dem Buſche todt,
So ſtraft' ihn der gerechte Gott!

Wo er den Jäger erſchoß im Wald,
Da liegt er nun ſelbſt im Tode kalt. — —

(Aus dem Muſenalmanach von Schad,
Jahrgang 1855.)

Robert Ritzſche.

Im Haus am Thor.

Der Frühling blühte grade in Luſt
Nach der alten gewohnten Weiſe,
Als ich von der Heimath fortgemußt
In die Welt und auf die Reiſe.

Doch eh' ich bin zum Thor hinaus,
Die Wanderſtraß' zu grüßen,
Trat ich am Thor in's letzte Haus,
Meine Liebſte drin zu küſſen.

Sie hat mich traurig angeſehn,
Hat mir am Hals gehangen,
Ich ſah die Thränen im Aug' ihr ſtehn,
Sie perlten ihr über die Wangen.

O du, mein trautes, gutes Lieb',
Thut dir ſo weh' mein Scheiden?
Getroſt, auf Wiederſehn gieb
Mir nun den Kuß zum Scheiden.

Die Schweſtern und ihr Elternpaar,
Die ſtanden auch daneben —
Ach, dieſer Stunde immerdar
Will ich gedenken im Leben.

Denn als ich nun den Abſchied nahm,
Ich konnt es nimmer hindern,
Da weinten die Guten alleſamm
Und ſchluchzten gleich den Kindern.

Ich ſchluchzte mit — ich eilt' vom Platz
Mög' Gott ſich unſer erbarmen! —
— Jetzt ruht mein guter lieber Schatz
Einem Andern in den Armen!

Es fällt der Schnee.

Es fällt der Schnee vom Himmel hoch
Und deckt die weiße Erde zu; —
Nun ſchlummert ſie, o könnt' ich doch
Mitträumen da in ſüßer Ruh.

Läg ich am Walde hingeſtreckt,
Die weiße Hülle über mir,
Bis daß der Lenz, der Alles weckt,
Geſchritten käme ins Revier.

Dann ſtünd' ich auf vom Wintertraum,
Vergeſſen wär', was mich bedrückt,
Ich gliche dem verjüngten Baum,
Der ſich auf's Neu mit Blättern ſchmückt.

Dann wär ich froh und wohlgemuth
Und thät es wie der muntre Quell,
Mit leichtem Fuß, mit heitrem Blut
Durcheilt' ich Flur und Wieſen ſchnell.

Dann wär ich wie das Vöglein gar,
Und ſtimmt in ſeinen Jubel ein,
Und tauſend Lieder wunderbar
Säng' ich dem Bach entlang im Hain.

Und wenn das Vöglein trüg zu Neſt,
Eilt ich ein Hüttlein mir zu baun;
Drin wollt' ich meines Lebens Reſt,
Mit Lobgeſängen Gott vertraun.

Es fällt der Schnee vom Himmel hoch
Und deckt die weite Erde zu,
Ich aber muß mit ſchwerem Joch
Fortwandern ſonder Raſt und Ruh'! —

Herbſtgefühl.

So wechſelt Alles bald:
Verſtummt iſt nun das letzte Lied,
Wie ward ſo ſtill, ſo ſtill der Wald.
Seit ihn das letzte Vöglein mied.

Ein Rauſchen hör' ich nur
Sektſam durch ſeine Wipfel gehn,
Als ſäng' die ſterbende Natur
Das hohe Lied von Wiederſehn!

Nun muß ich wieder ſingen.

Nun muß ich wieder ſingen — wüßt ich nur was es heißt,
Was mich ſo wunderbarlich im Liede weiterreißt?
Des Herzens Saiten klingen mir heut' ohn Unterlaß,
Nun muß ich wieder ſingen und weiß doch ſelbſt nicht was.

Mir iſt, als ſollt' ich ſteigen im Lied gen Himmel auf,
Mir iſt, als ſollt' ich folgen in Eil' dem Stromeslauf,
Als ſollt ich friedlich wohnen im grünen Waldgezelt,
Auf Klippen mächtig thronen, von wilder Fluth umſchellt.

Mir iſt, als ſollt' ich ſingen vor Thüren reicher Leut',
Als wüßt ich tauſend Weiſen, deren der Aermſte ſich freut;
Mir iſt, als ſollt' ich treten vor Gott und Königsthron,
Für's arme Volk zu beten, vom armen Volk der Sohn.

Mir iſt, als ſollt' ich ſingend durch Thal und Berge hin,
Ein heitrer Friedensbote in alle Länder ziehn;
Als ſollt' ich Palmen tragen und ſingen immer zu —
Als müßt' ich ſchreiend klagen auf Gräbern ohne Ruh'.

Nun muß ich wieder ſingen, ich weiß nicht was es heißt:
Als reiche mir die Leyer ein mächtig hoher Geiſt.
Andächtig ſink' ich nieder, das heil'ge Spiel zur Hand:
Ström' aus, du Klang der Lieder, und ſchalle frei durch's Le

August von Mitzschke.

Vision.

Komm, laß uns sitzen am Hünengrab,
Die Nebel wallen und gleiten,
Wir seh'n den Hügel auf und ab
Die alten Krieger reiten.

Wie scheint so bleich im Mondenstrahl
Der Glanz der Schwerter und Schilde!
Vom Hufschlag dröhnen Berg und Thal,
Es dampfen die Gefilde!

Die Krieger ziehen her und hin
Den Plan in tiefem Schweigen.
Wenn sie bei uns vorüberzieh'n,
Ist mir, als ob sie sich neigen.

Sie neigen sich, sie beugen sich
Vor einer deutschen Frauen,
Wie ihre Frauen, minniglich
Und wohlig anzuschauen.

Du schmiegst voll Angst dich zu mir her,
Ich halte dich überselig.
Der Mond im tiefen Nebelmeer
Schwindet und sinkt allmälig.

Und wieder im tausendjährigen Grab
Sind Roß' und Reiter versunken.
Als Todtenflammen leuchten herab
Glühwürmchen mit ihren Funken.

Lied des alten Harfners.

Wie ich ein brauner Bube war,
Da trieb's mich ſchon zu ſingen.
Allwege ließ ich laut und klar
Die Kinderſtimme klingen.

Ich ward ein Jüngling, keck im Sinn,
Der macht' mich gar zum Diebe.
Zum reichſten Schloſſe zog ich hin,
Erſang mir Lieb' um Liebe.

Den Jüngling ſchuf zum ſtrengen Mann
Des Lebens Ernſt und Bürde,
Doch immer blieb's ihm angethan:
Er ſang von Männerwürde.

Hier ſteht der Greis, der Reiz entflieht,
Doch nicht des Liedes Labe.
Ich ſing', und ſing' mein letztes Lied,
Und ſing' mich ſelbſt zu Grabe.

Julius Schröer.

Seefahrt.

Vom Schifflein lieblich ſchwankend hingetragen,
Wenn rund umher die grünen Wellen ſchlagen.

Ein Geier, der mir kühn zu Häupten ſchwebet,
Die Waid am Ufer, die im Wind ſich hebet,

Der ist dir herzlich gewogen —
Doch der dich liebt, ist's mehr.

Aufsprang die Jungfrau blaß und bleich,
Das Kleid ihr fiel von den Hüften:
„Sprichst du von der Lebendigen Reich,
Oder sprichst du von den Grüften?“ —

Von der Todteninsel flog ich her,
Auf öden Klippen sitzt dein Lieber,
Und seufzt so sehr und stöhnt so schwer
Und breitet die Arme herüber. —

„Ach! hätt er den Bruder erschlagen nicht
In wilden Zornesflammen,
Ich hätt' ihm nimmer gebrochen die Pflicht,
Wir wären noch heute beisammen.

Ich hab' ihn beweint sechs lange Jahr',
Ich trotzte der Aeltern Flehen —
Ich wein' um ihn, bis grau dies Haar,
Und sollt' es mit Sünde geschehen!“ —

Nun hör': am Strande sitzt er und stöhnt
Und wäre so gerne begraben.
Bis der Bann gebrochen, bis der Fluch versöhnt,
Nicht eh' soll Ruh' er haben.

Nicht eh' ins Grab, nicht eh' hinab,
Bis geweiht es der Kirche Segen;
Bis eine Rose gepflanzt auf das Grab,
Muß er wandern allerwegen.

Ach Himmel! und hätt' ich die Rose nur,
Und wäre der Priester zu finden — —

Nur Sternlein blühn auf der öden Flur
Ach Himmel! hilf überwinden!"

Sie lief hinab zu dem kalten Strand,
Sie rang die ſchönen Hände.
Sie ſprang in den Kahn und ſtieß vom Land
Und hob das Ruder behende.

Die Raben flogen vor ihr her,
Hinter ihr flogen die Sterne.
Des Liebſten Wehruf kam das Meer
Herüber, aus weiter Ferne.

Auf Hvald's Inſel im Hochzeithaus
Da war ein wüſter Lärmen.
Sie zogen ein, ſie zogen aus
Gleich wilden Bienenſchwärmen.

Sie zogen aus mit Weh und Graus,
Voran der Bräut'gam Allen.
Er weint und ſchrie in die Nacht hinaus:
Mein Weib! und ſchrie durch die Hallen. —

Auf flog und ſprach ein ſchwarzer Rab':
Ich weiß eine ſchöne Roſe,
Und weiß auf der Todteninſel ein Grab,
Da liegt ſie im dunkeln Mooſe.

Wollt ihr ſie finden, eu'r junges Weib,
Zu dem Eiland fahrt hinüber.
In die Erde pflanzt den ſchönen Leib
Und der Prieſter bete darüber.

Denn eher ſoll ſie nicht ruh'n im Grab,
Bis geſühnt ſie der Prieſterſegen,
Und ihr Liebſter ſoll nicht ruh'n im Grab,
Bis die Roſe bei ihm gelegen! —

Johannes Nordmann.

Neue Helden.

Die Luſt iſt los, es klirrt das Glas,
Im Wirbel ſchlingt um dies und das
Sich toll der wilde Strom der Rede.
„Erzähle, wie du doch bezwungen
Die Stolze, wie es dir gelungen
Und wie ſie lüſtern dich umſchlungen,
Erzähle uns von Sieg und Fehde."

Die Freunde ſo; der Jubel bricht
Von Neuem los; und Einer ſpricht,
Berichtend nun von ſeinen Thaten:
Wie er verfolgt ſie allerorten,
Wie er mit ſüßen Liebesworten
Gepocht an ihres Herzens Pforten,
So ſtürmiſch, bis er ſie verrathen.

Und Alles wird nun offenbar;
Er ſtürzt die Liebe vom Altar,
Mit frechen Worten ſie enthüllend;
Er reißt das Kleid von ihrem Leibe,

— Johannes Nordmann. —

Erzählt von dem Zeitvertreibe
Mit jenem stolzen schönen Weibe,
Die Schaar mit wilder Lust erfüllend.

„Um ihren Nacken ringelt weich
Das schwarze Haar sich üppig reich;
Ich wühlte stürmisch in den Locken;
Sie weinte viel, an mich sich schmiegend,
In meinem Arm berauscht sich wiegend,
War mein sie, zitternd unterliegend,
Die Lust schwang ihre Aufruhrglocken.“

Und Alles preist den Heldenmuth,
Verhöhnt des Weibes Liebesgluth,
Die aufschlug in ein lodernd Feuer;
Es schwingt sich aus dem Zecherbunde,
In schneller Hast von Mund zu Munde.
Das wilde Lied von Tag und Stunde,
Da sich begab dies Abenteuer.

So handelt an der Lieb' Verrath:
Der Dichter muß die Heldenthat
Der Männer seiner Zeit besingen.
Dies all die Thaten, die sie wagen!
Er soll in stolzen Liedersagen
Sie überliefern künftgen Tagen,
Daß sie nicht unbekannt verklingen.

Nun tretet aus der Zecher Bund,
Ich führe euch in nächtiger Stund'
Hinweg auf unbekannten Pfaden;
Ich will das schöne Weib euch zeigen,

Das, frech verhöhnt vom tollen Reigen,
Sein Haupt im tiefen Schmerz muß neigen,
Sein Antlitz muß in Thränen baden.

Für eine Stunde wilder Luſt
Wühlt nun der Schmerz in ſeiner Bruſt,
Und ringt verzweifelt mit dem Schlummer;
Die Liebe, die ſich hingegeben,
Zu ſchmücken ihres Lieblings Leben,
Will Keiner aus dem Staube heben,
Und ſie verdirbt im ewigen Kummer. —

(Aus dem Wohlthätigkeitsalbum „Friedlandia“
von J. Helbig, J. 1854.

Joſeph Novelli.

Vernünftig.

Verloren und vertrauert
Hab' ich den ſchönſten Mai,
Das liebe, falſche Mädchen —
Doch das iſt ſchon vorbei!

Ins wunde Herz gezwungen
Ward's herbe Weh zurück
In Blicken und in Worten
Nur eitel Ruh und Glück!

Ich bin vernünftig worden,
So nennt's, glaub ich, die Welt,
Wenn man mit heitrer Miene
Den Schmerz gefangen hält;

Wenn man des Herzens Träume
Geküßt mit letztem Kuß,
Man bitter weinen möchte,
Und freundlich lächeln muß.

Frage.

Seit mich des Unglücks Blitz getroffen,
Der Hauch des Weh's mein Herz geſtreift,
Und hinſchwand all mein ſchönſtes Hoffen,
Bin ich zum Mann herangereift.

Und nun die Stürme nicht mehr toſen,
Das Meer des Lebens wieder glatt,
So flecht' ich ſtatt der flüchtgen Roſen
In meinen Kranz ein grünes Blatt.

Von meinen Augen fällt der Schleier
Der mir die Pflicht des Geiſts verhüllt',
Die Seele hebt die Flügel freier,
Von göttlich hehrer Macht erfüllt.

Und weit und weiter aus ſich dehnen
Des Wirkens und des Wiſſens Kreiſ',
Und immer weiter geht mein Sehnen
Nach Licht, nach mehr Licht, glühendheiß.

Des Herzens Glocken tönen leiſer,
In mir iſt's ſtill und ſonnenlicht,
Ich bin nun ruhig, beſſer, weiſer — —
Ob glücklicher? ich weiß es nicht!

Und weißt es du? du Kind des Lichtes,
Das freien Aug's die Fernen mißt,
Ob deiner Seele Traumgeſichtes
Urſprung das Glück, das wahre, iſt?

Da haſt dein Herz beſiegt, gezügelt
Der Wünſche ungeſtümen Drang,
Entſagt der Erde, und beflügelt
Die Seele mit der Sphären Klang.

Du weilſt ſtets nur in hohen Lüften —
Doch ward es nie dein Sehnen reg'
Nach dunkeln Thälern, wo in Düften
Dir holde Blumen ſtehn am Weg?

Und mochteſt niemals voll Entzücken
Hinab dich ſtürzen — ach geſteh's! —
Und auf das Haupt dir jubelnd drücken
Den Kranz der Wonne und des Weh's?

Ruhig und ſtill.

Die Sonne iſt untergegangen,
Es leuchten mild die Stern',
Und war's auch einſtens ſtürmiſch,
So liegt jetzt Alles fern.

Die Sonnenſtrahlen brannten
Mit ſüdlich heißer Glut,
Und ungeſtüm durcheilte
Die Adern das raſche Blut.

Doch bald kam sie geschritten
Die Welt mit Hohn heran,
Und brach mit rohen Händen
Sich zu dem Herzen Bahn.

Getäuscht in holden Träumen,
Der Wirklichkeit beraubt,
Stand bald mein Lebensfrühling
Dem Herbste gleich entlaubt.

Doch ruhig bin ich wieder,
Und Alles steht so fern —
Die Sonne ist untergegangen,
Es leuchten mild die Stern'!

Des Unglücks Sturmwind hat erfaßt
Der Hoffnung Blumenkranz,
Und führte ihn mit wilder Hast
Davon in tollem Tanz.

Was weiter? blieb die Seele doch
Vom Wetter unberührt,
Hat ihren Muth, den Compaß, noch,
Der sie so gut geführt.

Die Wellen schlagen ruhig nun
An's grüne Uferland:
Die Blitze und die Stürme ruhn,
Und Perlen liegen im Sand.

Hugo Helbermann.

O laß ſie blühen die ſanften Tage!

O laß ſie blühn, die ſanften Tage —
So mild erhellt, ſo morgenſchön!
Wie einer Jugend ew'ge Sage,
Wie einer Glocke leis Getön.
O laß ſie rein, die klare Welle —
An dieſen Frieden rühre nicht!
Mir iſt ſo wohl in milder Helle,
Die aus dem Aug' der Liebe ſpricht.

O laß ſie blühn, die ſanften Tage —
Und rüttle nicht an altem Leid!
Verſunken liegts im Sarkophage,
Denn wir begruben ſeine Zeit.
Und nun? o lehr' dein Herz verſtehen
Der ſel'gen Stunden Wonneſchaum!
Es trägt der Menſch ſo kurz zu Lehen
Des Erdendaſeins Blüthentraum!

O laß ſie blühn, die ſanften Tage!
Es kommt der Sturm, eh' du's gedacht
Es kommt die Noth, des Lebens Plage,
Und das Verhängniß über Nacht;
Drum laß ſie blühn! genießen lerne
Das ſtille Glück, das dich umgiebt!
Wie bald verſchwimmt's in ew'ge Ferne,
Sein Segen bleibt — wenn du's geliebt!

Gräfin Oldofredi-Hager.

Nach einem Feuerwerk.

Wieder war's ein plötzlich Lichtverſchweben,
War's ein flammend buntes Feuerbild,
Das vor mir ich glänzend ſah entfalten,
Dann ſo ſchnell von Rauch und Nacht verhüllt; —
Mehr als ſonſt doch ſchien es mir zu zeigen:
Was von allem Erdenglück mein eigen!

Während d'rum ſich Andr'e d'rüber freuten,
Sah ich ernſt hinauf zum Himmelszelt,
Höher als die Glanzraketen flogen,
Hoch hinauf zum Herrſcherthron der Welt,
Wo die wahren Sterne bleicher ſtrahlten,
Ueberglänzt von irdiſchen Gewalten!

Und ich fragte da nach vielen Dingen,
Deren Grund mir peinlich unbekannt? —
Fragte viel und warm die Sternengleiſe,
Um ſo Manches, das wie Schmerz gebrannt....
Bis die Erdenfeuer rings erblaßten,
Und mich Leid und tiefe Wehmuth faßten! —

Ein bekanntes Haus.

Nichts iſt ſo traurig als ein Haus zu ſehen,
Das wir einſt ſah'n von Freundesnäh' verſchönt;
Wenn in dies Haus nun fremde Menſchen gehen,
Und fremder Stimmen Schall d'rin wiedertönt!

Von Außen iſt's dasſelbe, ganz ſo heiter,
So heimlich ſeh'n uns noch die Fenſter an; —
Doch gebt geſenkten Blick's man trübe weiter,
Weil man den alten Gruß nicht finden kann!

Verſucht man auch den Wahn noch feſtzuhalten,
Zu täuſchen ſich im ſtillen Sehnſuchtsflug, —
So ſtören fremd unheimliche Geſtalten
Nur allzuſchnell den tröſtenden Betrug:

Es iſt — als wollt' das Haus uns peinlich quälen,
Mit ſeines Aeußern fröhlich-ſchmuckem Schein; —
Denn da, wo alte gute Freunde fehlen,
Sollt' auch das alte Haus in Trauer ſein!!!

Einer Unbekannten.

O, du! die ſanft mit Liederklängen
Des Freundes Ohr und Herz entzück'ſt,
Ein Herz — voll ſelber von Geſängen —
Mit deinem Wohllaut ſtill beglück'ſt;
Auf den er lauſcht, wenn trübe Fluten
Umſpülen ſeine inn're Welt,
Bis rings die Wellenſchläge ruhten,
Der Wolkenvorhang niederfällt!

Wie neid' ich dir die Wundergabe
So süßer Engelmelodie'n!
Woran sich jeder Sinn erlabe,
Die zaub'risch in die Seele zieh'n....
Was sind dagegen: Dichterlaute?
Was Noten sind — ohn' Menschenklang, —
Und was ein Bild — das kaum man schaute, —
Ein Schall, der nicht zu Herzen drang! —

Du bist es, die im Glutenkreise,
Vom Flammenpfeil des Blick's umspielt,
Dich rühmen darfst: daß doch du weise
Dir Seelenfrieden noch erzielt! —
Denn, ob bewegt auch im Gemüthe,
Bewahrtest du den reinen Sinn, —
Es blieb der Lilie weiße Blüthe
Dir selbst als Glückeskönigin!

D'rum nimm' von mir was ich kann geben:
Ein Lied, das aus der Seele strömt!
Ein Spiegelbild von dir ist's eben,
Wie's warm von meiner Lippe kömmt. —
Gern wär' es Schön'res was ich böte,
— Von Dichterglut die Brust geschwellt, —
Doch was hätt' denn die Abendröthe
Zu bieten deiner Strahlenwelt?!

Wilhelm Osterwald.

Ein welkes Blatt.

Wir ſaßen auf ſchwellendem Mooſe
Unter dem Lindenbaum,
Und träumten in ſtummen Gekoſe
Den ſeligſten Jugendtraum;
Rings duftigen Regen ſprühte
Die blühende Maienluft,
Doch ſüßere Wonne blühte
Uns in der eignen Bruſt.

Da ſäuſelt es leis durch die Linde,
Da rang ein Blättchen ſich los,
Das ward vom ſpielenden Winde
Getragen zu deinem Schooß.
„Weh!“ riefeſt du, „Tod im Leben!
O du grüner, du blühender Mai,
Wenn du beginneſt ſo eben,
So biſt du ſchon wieder vorbei.“

Und deine zitternde Thräne
Fiel nieder auf's welke Blatt —
O ſüßes Lieb, nicht wähne,
Daß unſ're Liebe hat
Gleich Blättern ein flüchtig Leben
Und welkt wie Blumen dahin:
Ein ewiger Lenz iſt gegeben
Dem treuen beſtändigen Sinn.

(Aus dem Muſenalmanach von Schad von 1856.)

Louiſe Otto.

Gelübde.

Wie jener Maid im ſchönen Frankenlande
Die heilge Jungfrau einſtens iſt erſchienen
Und ſie vermocht ihr ewig treu zu dienen,
Ein zartes Weib im krieg'riſchen Gewande:

Trat auch zu mir befreit vom Erdenbande
Die Muſe mit den götterſelgen Mienen,
Hat mich vermocht ihr ewig treu zu dienen,
Gab mir den Weiheкuß zum Bundespfande.

So will auch ich die heilge Fahne ſchwingen
Und der Begeiſtrung Oriflamme tragen,
Mit Liederſchwertern unſ're Feinde ſchlagen.

„Die reine Magd kann jegliches vollbringen —
Dichtkunſt und Freiheit! Euch bin ich ergeben
Treu bis zum Tode durch das ganze Leben.

Antwort.

Weil nun die Lieb' mir alle, alle Poren
Drs Herzens füllt, weil ſie mich ganz durchdrungen,
Fragſt du: ob ich noch gern wie ſonſt geſungen,
Da ich alleinzig mich der Kunſt verſchworen?

Die Liebe, die mich alſo ganz erkoren,
Wähnſt du, hab' wie ein milder Geiſt bezwungen
Den guten Genius mit Feuerzungen,
Der früher einzog zu der Seele Thoren?

Ein Engel iſt ſie, der vom Himmel kommen,
Die ſel'ge Offenbarung mir zu bringen:
Lieb' und Geſang ſind ewig Eins geblieben.

Und einer Täuſchung hat er mich entnommen:
Sonſt wußte ich von Liebe nur zu ſingen,
Jetzt ſing' ich, weil ich innig weiß zu lieben.

Betty Paoli.

Eine Mahnung.

Vom dunkeln Fichtenwald umbrauſt
Lehnt die Ruine an dem Hügel;
Der Zahn der Zeit, des Sturmes Flügel
Sie haben tüchtig hier gehauſt.
Roth glüht des Abendhimmels Feuer
Durch das geſpaltne Dach herein,
Von dem geborſtenen Gemäuer
Löſt ſich zerbröckelnd Stein um Stein.

Des Epheus grün Geflechte ſchlingt
Sich um die Pfeiler und Balcone,
Ein Siegeszeichen, das, zum Hohne,
Natur, die ewig junge, ſchwingt!
Sie, die aus unerſchöpfter Fülle
Stets neues kräft'ges Leben treibt,
Indeß zu Schutt und zu Gerülle
Das Werk der Menſchenhand zerſtäubt.

Und ſtille ſinnend ſitz' ich dort
So manchen ſommerlichen Abend,
Am Glück der Einſamkeit mich labend,
Geſtört von keinem Menſchenwort,
Verkehrend nur mit den Gedanken,
Die, wenn der Dämon in mir ſpricht,
Durch die bewegte Seele ſchwanken
Jetzt dunkel und jetzt wieder licht! —

So ſaß ich geſtern erſt, allein
Wie immer in den öden Hallen,
Und ließ an mir vorüberwallen
Phantaſt'ſcher Bilder bunte Reihn.
Ich fühlte ſie mich überkommen,
Mich überwält'gen je und je;
Mein Herz war ſchwer und war beklommen
Von einem räthſelhaften Weh.

Gedenken mußt' ich ſchwermuthvoll
In meines Geiſtes wachem Träumen,
Der Zeiten, wo in dieſen Räumen
Der raſche Strom des Lebens ſchwoll!

Der längſt zu Staub zerfallnen Herzen,
Die bang und freudig hier gepocht
Von Wonnen bald und bald von Schmerzen,
Von Luſt und Jammer unterjocht!

Was ſchmeichelnd und was ungelind
Sich wechſelnd in ihr Sein verwoben,
Ihr Lieben, Haſſen iſt zerſtoben,
Dahingegangen in den Wind!
Wonach ſie heißverlangend ſtritten,
Bis zu dem letzten Kampf und Hauch,
Was ſie genoſſen, was ſie litten,
Entſchwunden iſt's, verweht wie Rauch!

Wie Rauch? Da ſah ich an der Wand
An des Kamines ſpitzem Bogen
Die dunkle Spur, die hier gezogen
Des Heerdes halbverglühter Brand.
Ich fuhr empor, von Graun durchſchauert!
Erſchüttert ſah ich Glück und Leid
Der Menſchenſeele überdauert
Vom Sinnbild der Vergänglichkeit!

Ihr Todten! rief ich, tief und feſt
Nun ſchlummernd in den Grabeshallen,
Seht hier von eurem Erdenwallen
Den letzten, einz'gen Erdenreſt!
Der Rauch, der eure Hallen ſchwärzte
Er zeigt ſich noch der Enkel Blick, —
Von dem, was euch beglückte, ſchmerzte,
Blieb keine, keine Spur zurück!

O Gott! mein Gott! iſt dieſe Welt
Des Menſchen Grab wie ſeine Wiege?
Iſt ſie, auf kühner Fahrt zum Siege,
Nur deiner Kämpfer wandelnd Zelt?
Vermengt uns mit dem Staub der Erden
Ein unerbittliches Geſchick?
Bleibt, weil wir ganz zum Lichte werden,
Kein Schatten hier von uns zurück? — —

Noch lange ſaß ich wie gebannt,
Wie einer Geiſterantwort harrend,
Mit unverwandtem Auge ſtarrend
Auf jene Streifen auf der Wand.
Dann ſchied ich, doch noch an der Pforte
Blickt ich nach ihnen um; mir war's,
Als läſe ich die droh'nden Worte
Vom Gaſtmahl König Belſazar's!

Zwei Bitten.

Der wüſte Braus, der mich umlärmet,
Iſt mir ein ſchmerzenreiches Lied
Der Menſchheit, welche abgehärmet
An des Bedürfens Karren zieht.
Es ſchnaubt der Dampf, die Räder kreiſen,
Der Laut der Spindeln ſummt darein,
Der ſchwere Hammer ſtampft das Eiſen,
Zum Bau behauen wird der Stein.
Hin durch der Werkſtatt lange Zeile
Geht ein Gedröhne dumpf und ſchwer,

Und raſtlos ziſcht in ängſt'ger Eile
Des Webers Schifflein hin und her.
Und alle, alle dieſe Stimmen,
Die wirr hier ineinander ſchwimmen,
Ein Meer von Mühſal und von Noth,
Vom Morgen- bis zum Abendſcheine,
Sie bitten, flehn nur um dieß Eine:
Herr! gieb uns unſer täglich Brod! —
Im Geiſt der Müden, Abgequälten,
Wie fände ſich da auch noch Raum
Für lichte Ahnung höh'rer Welten,
Für Sehnſucht und prophet'ſchem Traum?
Nicht ruhen läßt ſie und nicht raſten
Der Sporn der Sorge, ſpitz und ſcharf,
Ihr Leben iſt ein krankhaft Haſten
Nur nach dem leiblichen Bedarf:
Und dumpf betäubt von dem Geſchwehle,
Verhüllt in Schlummer ſtarr und tief,
Die arme, unterdrückte Seele,
Die Gott zu ſchönerm Loos berief,
Von höhrer Nahrung abgeſchnitten,
Weiß ſie allein um Brod zu bitten!
Fern bleibt es ihr und gilt ihr nichts,
Der Bitte ſich zu unterfangen:
Herr! laß dein Reich zu uns gelangen,
Das Reich der Wahrheit und des Lichts!

So ſann der Mönch. Er fand des Zweifelns, Wähnens,
Verloren in Gedanken, nie ein Ziel. —
Einmal, an einem hellen Maienmorgen,
Gelockt von Vogelſang und Blüthenduft,
Verließ er früh ſchon ſeine finſtre Zelle,
Sich zu ergehen in dem nahen Walde.
Seltſam und feierlich die Fichten rauſchten,
Als ſprächen ſie von fernen, fernen Wundern.
Und träumeriſch und fremd erklang das Lied
Der Vöglein aus der Bäume hohen Wipfeln.
So ging er weiter, und verlor ſich tiefer
Und immer tiefer in des Waldes Wildniß;
Und wilder auch ward es in ſeinem Hirn.
Viel ſeltſame Gedanken ihm erwachten.
Jetzt iſt es Frühling, Frühling allenthalben,
Und Luft und Meer und Berg und Thal und See,
Sie ſingen tauſendſtimmige Geſänge
Dem, der den Frühling wiederkommen hieß.
Die Blüthe welkt; — der Sommer iſt gekommen!
Der Ernte glüh die Saat entgegenreift.
Die Traube ſchwillt, es gülden ſich die Halme,
Die ſchwer und ährenreich des Schnitters harren;
Die Sonne ſcheidet, es iſt Zeit zu herbſten!
Die Rebe fällt, die Saat erliegt der Sichel;
Das letzte Vöglein flieht zur fernen Heimath
Und — öde ſteht der Wald und ohne Lieder.
Kryſtallne Säle bauet jetzt der Winter,
Mit Säulen von Rubin und Diamant;
Hell durch die Wölbung tönt das Horn des Waidmanns,
Von ſtarren Felſenhäuptern wiederhallend.

Dort haften Sonnenkinder, ſchwarz punktirt,
Schildkrötchen gleich, mit rothen Flügeldecken,
Auf Beute zieh'n, grüngelb uniformirt,
Soldaten aus, der trägen Raupe Schrecken.

Das ſchwärmt und jubelt wie beim Siegesmahl,
Das ſchwelgt, in Nektar zarte Sauger tunkend,
Hoch auf der Blühte dreht ein Admiral
Im Kreiſe ſich und ſchlägt die Flügel prunkend.

Bläulinge gaukeln, jagen ſich, zwei, drei —
Plötzlich ein Schall! fort ſchwebt mein ſtolzer Falter;
Ein Eſeltrupp zieht allgemach herbei,
Mit Stöcken folgt ein Knab' und ihm ein Alter.

Die Beiden lagern ſich, die Thiere thun
Sich an dem blüh'nden Lieblingsfutter gütlich,
Schon an die höhern Büſche geht es nun —
Da ſchilt der Kleine, wehrt und droht gemüthlich.

Sie müſſen ſchonen, denn der Stieglitz fällt
Hier zahlreich nieder, Samen auszupicken,
Dann kommt der Knabe — wär' entblößt das Feld,
Wie möcht' es mit dem bunten Fang ſich ſchicken?

Der Alte trieb die Schmauſer jetzt zu Hauf,
Der Bube warf den Hut, den Stock, und endlich
Brach wiederum die ſatte Heerde auf,
Noch langehin am Horizonte kenntlich.

Sie iſt ein Wölkchen ſchon, ich aber ſteh'
Noch immer reglos da, als ob ich büßte,
Es bannt mich wie im Garten einer Fee
Die zauberhafte Roſe dieſer Wüſte:

Du, Schöpferliebe, biſt es, die mich bannt;
Im Stachelſchirm der Diſtel mich erſchüttert,
Zur Flügelwelt ſchuf ihren Blüthenſtand,
Die Streichvöglein, die prächt'gen, auf ihr ſüttert;

Die ſelbſt die Steppe gleich der Braut geſchmückt,
Daß ich, verſtummend, ihrer Schöne ſtaune,
Noch in der Oede, deiner Gunſt entrückt,
Erſchallen höre deines Ruhms Poſaune.

Ich gehe hin, zu wirken ſo wie du,
Still wie die Nacht und regſam wie der Morgen,
Bei rüſt'gem Thun voll Innigkeit und Ruh',
Im freien Herzen liebevolle Sorgen.

(Aus dem Peſtalozzi-Album von E. Fiſcher.)

Guſtav Pfarrius.

Ziel und Ende.

Vom Strande ſchaut' ich hinaus in's Meer,
Da ſchien ſo öde die Welt und leer,
Die Wellen kamen, die Wellen floh'n,
So trieben ſie's ſeit Jahrtauſenden ſchon,
Ich ſah nicht Ziel und Ende.

Und wieder ſchaut' ich zum Himmel empor,
Da zogen die Wolken nach wie vor,
Die Sonne, die tief im Weſten hing,
So heute wie geſtern unterging,
Ich ſah nicht Ziel und Ende.

Und wieder ſchaut' ich entlang dem Strand,
Da ſpielte der Wind mit dem Dünenſand,
Hier ließ er ihn ſinken, dort hob er ihn auf
In ewig erneuertem Wechſellauf,
Ich ſah nicht Ziel noch Ende.

Und wie ich ſo ſtand in Gedanken tief,
Eine Stimme hold meinen Namen rief, —
Sie war's! vom raſenumgrünten Rand
Der Düne winkte ſie mit der Hand:
Da ſah ich Ziel und Ende.

(Aus dem Muſenalmanach von Schad
Jahrgang 1856.

Ludwig Pfau.

Der alte Schiffer.

In meinen frühen Jahren,
Wie war der Himmel ſo licht!
Da ſtanden die wunderbaren,
Die klaren,
Die klaren Sterne ſo dicht.

Ich ſah ſie niederfahren
Wie Lichter in mancher Nacht,
In Freuden und Gefahren,
Die klaren,
Verlöſchen ſacht und ſacht.

Nun ſchiff' ich in weißen Haaren
Durch die beruhigte Fluth;
Die meine Begleiter waren,
Die klaren,
Sie ſtarben in ihrer Gluth.

In meinen ſpäten Jahren,
Wie wird der Himmel ſo leer!
Die lieben feurigen Schaaren,
Die klaren,
Verſanken im großen Meer.

(Aus dem Deutſchen Muſeum von 1855

Johann Pfeifer.

Innsbruck.

Wie biſt du ſchön, mein trautes Thal!
Vergoldet hoch die Bergeskuppen,
Und drunten Dörfer ohne Zahl —
Auf dunklem Grunde Liliengruppen.

Ein leiſes Dämmern durch's Gefild;
Die Blüthen ſchlummern in den Bäumen,
Wie Kinderſeelen weich und mild
In treuen Mutterarmen träumen.

Und jetzt ein Tönen laut und ſacht,
Horch, Klang um Klang, es will nicht enden!
Der Gruß iſt's, den zu guter Nacht
Die Dörflein ſich einander ſenden.

O möge ſo dir Gottes Hand,
Tirol, den Frieden ſtets bewahren,
Daß fern an deiner Berge Rand
Die Stürme all' vorüber fahren!

Herbſtbild.

Des Himmels lieblicher Azur
Voll Klarheit über ſtillen Auen:
Du biſt ſo traurig nicht, Natur,
In deiner Blöße anzuſchauen.

Im Wald ein Klang noch leis und matt
Von all den tauſend Frühlingsſtimmen,
Am Baume noch ein grünes Blatt,
Der letzten Blume ſanftes Glimmen —

Verſchönern mag's das Scheiden doch,
Mag Troſt dir in die Seele wehen,
Wenn ſo um's Sterbebette noch
Des Strebens letzte Blüthen ſtehen.

Was ſteht ihr ſtolzen Bergesreihen!

Was ſteht ihr ſtolzen Bergesreihen
Wie ſtarre Schatten um mich her?
Geſang von Sicheln und Schalmeien —
Hat ſonſt die Erde denn nichts mehr?
So laßt, o laßt die Scheidwand fallen,
Die Schritt und Blick mir rings begränzt,
Laßt froh hinaus den Sänger wallen,
Wo herrlicher die Sonne glänzt!

Wo ſich das Auge frei und freier
In Gottes Welt ergehen mag,
Wo auf die Saiten meiner Leier
Mir ſtrahlt ein neuer, gold'ner Tag;
Wo Bilder ſich an Bilder drängen,
Sich That um That zum Kranze flicht,
Des Lebens Strom mit tauſend Klängen
Zum frohen Dichterherzen ſpricht.

Und all' des Lebens lichte Funken,
Und all' der Töne bunte Luſt
So recht in's tiefſte Herz getrunken,
Wie hebt ſich hoch und frei die Bruſt!
Wie flög' mein Lied mit ſtolzem Brauſen
In alle Lande neubeſchwingt!
Das Lied, das in den Bergesklauſen
Wie einſame Alpenlerchen ſingt.

Und doch — ſeh ich auf grüne Matten
Manch' ſchmuckes Dörflein hingebaut,
Das eingehüllt in kühle Schatten
Wie neckiſch aus den Bäumen ſchaut;
Seh' ich umher an den Geländen
Manch' frommes Alpenhüttlein ſtehn,
Die Tannen von den Felſenwänden
Zum Thale grüßend niederwehn,

Seh' ich, Tirol, an deinen Söhnen
Die friſche Lebensfreudigkeit,
Seh' ich, Tirol, an deinen Schönen
Die ſchlichte, fromme Weiblichkeit,
Und drückt verſtändnißinnig, leiſe
Die Hand mir manch' ein Ehrenmann,
Wenn in melodiſch ſüßer Weiſe
Das Wort mir von den Lippen rann;

Da mein' ich, daß an Heimathſtrahlen
Das Lied am herrlichſten doch glüht,
Da mein' ich, daß in Heimaththalen
Ihm doch die ſchönſte Gunſt erblüht;
Da iſt im Herzen mächtig wieder
Der alte, liebe Wunſch entbrannt:
Mein Streben all' und meine Lieder
Zu weihen dir, o Vaterland!

Margaretha Pilgram-Riehl.

Morgenfeier.

Der Morgen hob ſich leis aus Nebelſchleier,
Der Himmel ſchlug ſein blaues Auge auf;
Im Oſten blitzt ein Stern im goldnen Feuer,
Die Morgenglocke hallt zu mir herauf.
Ein Lobgeſang entſtrömt ſo gläub'gen Munde,
Tönt aus des Dorfes kleinem Gotteshaus:
Sei mir gegrüßt, du goldne Morgenſtunde,
In deiner Weihe dehnt das Herz ſich aus!

Die Lerche jubelt überm Saatgebilde
Und ſingt ihr Lied ins friſche Morgenroth;
Rings weht ein Gottes-Odem leis und milde,
Legt liebend ſich ans Herz, und ſänftigt ſeine Noth.
Ein frohes Rauſchen zieht durch ſtille Wälder,
Wie eines Liedes holde Melodie;
Ein goldner Sonnenduft umſpinnt die Felder,
Willkommen ſchöner Tag — du finſtre Nacht entflie

Aufwallt der See, es tanzt die Silberwelle
In heitrer Luſt ums grüne Uferland;
Fort brauſt der Strom in friſcher Jugendſchnelle,
Die Sehnſucht treibt ihn hin zum Meeresſtrand.
Der Adler hebt ſich aus dem Felsgeklüfte
Und breitet mächtig ſeine Schwingen aus,
Er grüßt mit lautem Ruf die reinen Lüfte
Und ſtrebt mit kühnern Flug ins Land hinaus!

Um holde Blumen ſpielen ſanfte Lüfte,
Mit flücht'gem Kuß erweckend ſie zur Luſt,
Dem vollen Kelch entſtrömen ſüße Düfte,
Sie zittern froh des Lebens ſich bewußt.
Es wiegt der Morgenwind die Blüthenzweige,
Die hold erröthen in der Sonne Glühn.
Wie iſt es ſchön im weiten Gottesreiche —
Ihr Morgenwinde, laßt mich mit euch ziehn!

Wellenſang.

Roſig angehauchte Wellen
Spielen um der Barke Rand,
Singen mir ſo holde Weiſen
Süß vertraut und wohl bekannt.

Und die weichen Wellen wiegen
Mich in goldne Träume ein,
Und die lieben Stimmen klingen
Glockenhell ins Herz hinein.

Ach, es ſind dieſelben Weiſen,
Die ein lieber Mund mir ſang,
Wenn ich in der kleinen Wiege
Zwiſchen Schlaf und Wachen rang.

Weithin wie des Meeres Welle
Dehnt mein Herz ſich liebewarm, —
Und mir iſt, als ruht ich ſchlafend
In dem weichen Mutterarm.

Tönet fort ihr holden Lieder
Mutterſtimme klingt ſo traut,
Legt ſich ſchmeichelnd an die Seele,
Reinſter Liebe weichſter Laut!

Das Auge der Nacht.

Aus des Himmels tiefer Bläue,
Aus der Sterne goldnem Kranz,
Blickt ein Aug' in ſtiller Treue
Mir ins Herz mit lichtem Glanz.

Sanfter Mond, du biſt das Auge,
Das ſo mild hernieder ſchaut.
Wie von leiſem Geiſterhauche
Weht mich's an ſo ſüß, ſo traut!

Freundlich wandelſt du dort oben,
In des Aethers lichtem Raum;
Eine Perle glanzumwoben
Schwebſt du wie ein ſeliger Traum! —

O du reine Himmelsblume,
Du der Nacht geliebtes Kind,
Strahlt die Sonn' in höh'rem Ruhme,
Blickſt du doch ſo ſanft und lind! —

Nimm dein ſchönſtes Traumbild, ſenke
Leis es an ein liebend Herz,
Sag' ihm, daß ich ſein gedenke,
Sein gedenk' in Luſt und Schmerz!

Louiſe von Ploennies.

O Wind, du wandernder Wind!

O Wind, du wandernder Wind,
Woher die ergreifende Macht
Deines laubdurchſäuſelnden Tons,
Der Sommerabends erwacht?

Sag', kommt ſie dir von der Fluth,
Vom ſchwanken Halm, den du bogſt,
Oder von der Felſenkluft,
Durch welche du athmend zogſt?

Oder iſt's, weil die Stimmen des Alls
In dir vereinigt ſind,
Daß dein Ton uns ſo beherrſcht,
O Wind, du wandernder Wind?

Nein, nein, der fremdſüße Klang,
Der mit dir anſchwillt und geht,
Er kommt nicht vom ſchwanken Halm,
Von der Tanne, die flüſternd ſteht.

Er kommt auch nicht von der Fluth,
Und nicht aus der Grotte Nacht,
Die Lieb' in der Menſchenbruſt —
Verleiht ihm ſolche Macht.

Er rührt der Erinnerung Band
In unſrer Seele gelind,
Und ſie wacht und bebet und weint,
O Wind, du wandernder Wind!

(Aus dem Illuſtr. Familienbuche.)

Anton Fleiſcher.

Schulmeiſterfreuden.

Ich lebe zweimal Jugendtage,
Mir blüht zweimal des Lebens Mai:
In jedem frohen Kinderreigen
Wird mir die alte Freude neu.

Wenn ſich des jungen Geiſtes Schwingen
Ausbreiten zu dem erſten Flug,
Wenn ich nach Kanaan ſie leite,
Wohin mich Mutterliebe trug;

Und wenn ſich weit und immer weiter
Der Horizont vor ihnen dehnt;
Wenn jenes Himmelslicht erwachet,
Im Kindesherzen — es ſich ſehnt.

Und wenn in gläubigem Verlangen
Das Auge hängt an meinem Mund,
Und ſich in jedem Auge malet
Des leicht bewegten Herzens Grund.

O dann vergeſſ' ich meine Jahre,
Die ſchon voll Ernſt des Lebens ſind,
Dann ahne, hoffe, glaube, juble
Ich bei den Kindern, wie ein Kind.

Schillers Wilhelm Tell.

Was meines Lebens Lenz verſchönte,
Was meinen erſten Muth entflammt;
Was als ein Lied herüber tönte,
Wie Heldenzeiten es entflammt;
Was ich mit glühenden Gefühlen,
Fromm trank von meines Vaters Mund;
Was ich in meinen Jugend-Spielen
Dem Feld und Anger machte kund:

Das hat ſie grauſam mir entriſſen
Des Zweifels Tochter — die Kritik,
Statt der Geſchichte, der gewiſſen,
Gibt ſie ein Mährlein mir zurück: —
Tell weiſ't ſie in das Land der Sagen,
Tell mit der ſichern Schützenhand,
Auf den in hell'n und trüben Tagen
Mit Stolz geblickt das Vaterland.

Doch, ob mein Tell auch nie geweſen —
Dein Tell, er lehrt mich — Gottvertraun!
Ich kann in ſeiner Seele leſen
In deines Telles Auge ſchauen;
Für meiner Jugend Sturmgefühle
Gibſt Klarheit du mir — Kraft zurück,
Und meiner Zweifel wilde Spiele
Klärt deiner Dichtkunſt Wahrheitsblick.

Richard Pohl.

Nachtgesang.

Die Nacht ist wieder gekommen,
Und lockt mich in ihren Schooß,
Dahin, wo im Nebel verschwommen
Der Mond seine Zauber ergoß.

Die Sehnsucht beginnt sich zu regen,
Mein schlummerndes Herz erwacht,
Und lauscht mit zitternden Schlägen
Den süßen Märchen der Nacht.

Da faßt mich heißes Verlangen,
Da regt sich begrabne Lust,
Das fliehende Glück zu umfangen,
Zu fesseln an einsamer Brust.

Was lockst du den Träumenden wieder
Mit deinem Liebesgesang?
Mir tönen die alten Lieder
Mit ihrem heiligen Klang!

Der Mond küßt die zitternde Welle,
Die scheu seinen Blicken entflieht,
Sie glänzt in zaubrischer Helle,
Indeß sie weiter zieht.

So zog mir die Liebe vorüber,
So rauschte vorbei das Glück!
Es glänzt aus der Ferne herüber,
Und kehrt mir doch nie zurück.

(Aus der Abendzeitung von 1856.)

Karl Preſer.

O ſcherze nie mit ſeinem Glück'

Wenn noch vom Jugendtraum umhüllt
Die Jungfrau gleich der Roſe blüht,
Und ſchon von Liebe ſüß erfüllt
Ihr Herz im erſten Purpur glüht:
O, wie ſo engelrein iſt dann
Der milde Blick, der himmelan
Zum goldnen Sternenthrone ſteigt
Und Perlen heilger Freude zeigt.

Ein Tempel Gottes iſt das Herz,
Das tief die Gluth der Liebe fühlt,
Ein Tempel, wo den kleinſten Schmerz
Kein Sühnenopfer jemals kühlt.
Darum o Jüngling, den es liebt,
Dem es zu Eigen alles gibt,
O ſcherze nie mit ſeinem Glück,
Der Himmel ſelbſt giebt's nicht zurück.

Es iſt zu heilig das Gefühl,
In dem die Jungfrau ſelig lebt,
Zu heilig iſt das ſüße Spiel,
Das ihren jungen Buſen hebt:
Und nimmer wird das Auge hell,
Und nie verſiegt der Thränenquell:
Wenn aus dem Herz die Liebe flieht
Und all ihr Glück von dannen zieht.

Das blinde Blumenmädchen.

Weiß die Blumen wohl zu pflücken
Ohne meiner Augen Licht,
Doch daß Farben alle ſchmücken,
Ach, das ſeh ich, ſeh ich nicht;
Sehe nicht den goldnen Flimmer,
Der auf meinen Nelken liegt,
Nicht den ſilberklaren Schimmer,
Der ſich auf den Lilien wiegt.

Sehe nicht das Roth der Roſen
In der Morgenſonne Glühn,
Nicht in ſammetgleichen Mooſen
Die Vergißmeinnicht erblühn,
Nicht des Epheus grüne Ranken,
Nicht der Veilchen lieblich Blau,
Nicht der ſchlanken Tulpen Wanken,
Nicht am Gras den Perlenthau.

Nur der Blüthen milde Düfte
Freuen mich, das blinde Kind,
Wenn ſich durch die Dämmerlüfte
Leiſe ſchleicht ein lauer Wind;
Ach, dann ſuche ich zum Kranze
Viel der Lieben mir heraus,
Binde von dem Blumenglanze
Manchen duftend ſchönen Strauß.

Und die kleinen Sträußchen prangen
Dann ſo oft an ſchöner Bruſt,
Die, von zartem Reiz umfangen
Sich erfreut der Liebesluſt.

Aber ach, in meinem Herzen
Blüht nicht Liebesluſt und Glück;
Meiner Bruſt entquellen Schmerzen,
Thränen nur dem todten Blick.

Dieſe fallen auf die Blüthen;
Seht ihr zitternd da ſie ſtehn:
O, ſo denkt, das blinde Mädchen
Hätte gerne ſie geſehn!
Gern geſehen, wie auf Roſen
Solche Thräne ſilbern blinkt,
Und im Küſſen und im Koſen
Bis zum Kelche niederſinkt.

Hinaus.

Ich hatte ſo lang nicht fröhlich gelacht,
Nun lach' ich aus heiterem Herzen;
Es hat mich der Frühling ſo munter gemacht,
Verſchwunden ſind Kummer und Schmerzen.

Es hält mich nun länger im Zimmer nicht mehr,
Denn draußen, da locken die Düfte,
Der grünende Wald und das blumige Meer,
Die Berge, die Thäler und Klüfte.

Hinauf muß der Sänger zur ſonnigen Höh,
Dort hebet der Buſen ſich freier;
Lebt wohl denn ihr Wellen auf ruhigem See,
Leb wohl denn du duftender Weiher!

Der Landpfarrer.

Sieh, dort vom Berge hernieder
Schaut freundlich ein Kirchlein in's Thal,
Daneben ein blankes Häuslein
Im hellen Sonnenſtrahl.

Drin wohnt der gute Pfarrer
Seit fünfzig Jahren allein,
In guten und ſchlimmen Tagen
Der Vater der ganzen Gemein.

Allmorgens blickt er zu Thale,
Grüßt ſtill ein jegliches Haus,
Allabends ſtreckt er die Hände
Zum Segen über ſie aus.

Sein Blick ſtrahlt Lieb' und Milde,
Sein Herz iſt ſo wonnevoll;
Doch wenn er ein liebes Brautpaar
Am Altare trauen ſoll,

Und wenn er ſpricht den Segen
Mit der Stimme ſo hell und rein,
Geh'n ſtets die Augen ihm über.
's wird wohl vor Freuden ſein!

Die Sonne bebt, es bebt der Mond;
Sie blieben lang genug verſchont.
Horch wie ihr Wehruf jetzt erklingt!
Der Wolf iſt los, der ſie verſchlingt!

Es fährt ein Schiff aus Feuerland,
Das trägt ihn her mit Mord und Brand;
Es bringt den ganzen Höllenſchlund
Laut heult ihm nach der Höllenhund.

Die Zwerge weinen am Geſtein,
Sie wiſſen nicht wo aus noch ein.
Manch Rieſenweib irrt hin und her;
Nicht lange ſteht der Himmel mehr!

Wie Bären richten bald ſich auf
Die Ströme in gewalt'gem Lauf,
Und Waſſerfluth und Feuerſtrahl
Wird bald verſchlingen Berg und Thal.

Wo ſind die ſtolzen Schranken dann,
Wo Helden kämpften Mann an Mann,
Wenn Apfelblüth' und Wieſengrün
Verzehrt ſind von des Feuers Sprüh'n?

Wol fliegen Tauben aus zuletzt
Zum Zeichen, daß die Fluth ſich ſetzt;
Wohl grünt dann neu der Erdgrund auch,
Und ihm entſprießt dann grüner Lauch.

Wohl ſammeln auf des Berges Höh'n
Sich dann die Götter hold und ſchön,
Und reden von der alten Erd',
Und von Propheten wohlbewährt.

„Heida!“ ſo hört er ſie reden, „ſteh' ſtille, du Muſikant,
Wir wiſſen du führeſt den Bogen mit zaubertöniger Hand,
Wir wiſſen, dir wandeln am Griffbrett die Finger, gelenkige Schlangen,
Es rauſchet aus deinem Geſaite ein wunderallmächtig Verlangen;
Was du ſpieleſt iſt himmliſch ſüße verlockende Poeſie,
O laß, o laß ſie uns hören, die tönende Phantaſie;
Wir auch, wir kennen die Sehnſucht, wir auch, wir wiſſen zu fühlen,
Uns auch, du Grauer, du Alter, uns auch ſollſt du einmal ſpielen,
Wir haben Herzen im Buſen, in der Seele verlangende Gluth,
Auf, auf, Muſikante, nun geige, und zeige dich wacker und gut;
Auf, auf, Muſikante, nun geige, und beſſer lohnen wir dir,
Als auf der erbärmlichen Hochzeit der Bauer, das geizige Thier.
Auf, auf, Muſikante, nun geige, und zeige dich wacker und gut,
Heut tanzen die ſtürmiſchen Wogen, die Söhne der ſpringenden Fluth,
Heut reigen die nächtigen Schäume, die Töchter des Vaters Orkan,
Auf, auf, Muſikante, nun geige, und halte ſobald noch nicht an!“—
Wohl beginnt er zu geigen, und geigt nun der graue Muſikant,
Die Wogen umwallen ihn dichter, hoch hält er die Geig' in der Hand,
Die Wogen umringeln ihn enger, jetzt ſteht er ſchon mitten im Meer,
Und immer neu und gewaltig erbrauſen die Fluthen daher!
Er aber geigt ein Lied, wie er's noch nimmer geſpielt,
Er hat ſeine ganze Seele in die trieſenden Saiten gewühlt.
Und wie verſunken das Mondlicht am dunkeln Wolkenrand,
Da iſt er verſunken auf ewig, der graue Muſikant.

Auf ſeinem Haupt die Pudelmütze!
Um ſeinen Leib den Zwilligrock!
Im Vaterland die letzte Stütze
Iſt ihm der mächt'ge Knotenſtock.
Hier über'n Wald rümpft er die Naſe,
Dort über Wieſen, Feld und Rain;
Er tadelt oft den Thau am Graſe,
Und Regen oft und Sonnenſchein.
„Wer kommt mit?"

— Der Jäger ſitzt bei ſeinem Weibe
Im einſam ſtillen Förſterhaus,
Blickt durch die runde Fenſterſcheibe
Verdrießlich in den Wald hinaus.
Weit flieht der braune „Waidmannsſegen",
Denn immer lichter wird der Hain;
Die Axt ſchallt in gemeßnen Schlägen,
Da tönt von draußen es herein:
„Wer kommt mit?"

Der Meßner ſelbſt in der Kapelle,
Er faltet ſtill das Meßgewand
Und legt das Glöcklein, ſilberhelle,
Nachdenklich auf des Altars Rand.
Weit, weit hin wandern die Gedanken
Vom Gotteshauſe über's Meer,
Denn durch die grünen Epheuranken
Zum Altar tönt es leiſe her:
„Wer kommt mit?"

So geht der Geiſt an allen Orten
Umher im deutſchen Vaterland;
An jedes Haus, an alle Pforten
Hört man ihn klopfen mit der Hand;
Der Bauerngeiſt, der nicht die Scheuern
Mit goldnem Korne füllen kann, —
Er zahlte lange ſeine Steuern,
Jetzt will er fort, er ſpricht euch an:
„Wer kommt mit?“

Zur fernen Nordſee, wo die Wogen
Ernſt rauſchen Deutſchlands Abſchiedsgruß,
So kamen ſie vorbei gezogen
Dicht an des Harzgebirges Fuß:
Im langen Zug als Führer ſchreiten
Den Bauer ſah ich mit dem Stab,
Und wie er ging nach allen Seiten
Fragt er die Reihen auf und ab:
„Wer kommt mit?“

Ich ſah ihn ſchreiten mit den andern!
Ein Reiſen war's mit Weib und Kind:
Fürwahr, das wird ein ernſtes Wandern,
Wenn in die Segel bläſt der Wind!
Kennt nur der Dichter noch das ſtille,
Das Wandern durch das Waldrevier,
Dann durch des Kornfelds Aehrenfülle,
Das Reiſen bis vor Liebchens Thür?
„Wer kommt mit?“

So kehrt' ich heim zu meiner Zelle.
Doch als nun kamen Nacht und Traum,
Da träumt ich ſelber von der Welle,
Die küßt des Freiheitlandes Saum.
Und leiſe durch die grünen Reben
Zur Dichterzell' im Mondenſchein
Sah ich ein Bauernhaupt ſich heben;
Zu mir auch tönt es da herein:
„Wer kommt mit?"

Robert Prutz.

Lina.

Warum ſo ſtrahlend einmal noch,
O Glanz der Jugend, lockſt du mich?
Hatt' ich gedacht ſeit langem doch,
Geſchieden wären du und ich;
Längſt unterm harten Druck der Jahre
Erlag der allzu kecke Muth,
Schon färben ſilbern ſich die Haare
Und kälter fließt das träge Blut.

Da ſeh' ich dich, du Maienkind,
Du ſelbſt ein voller, friſcher Mai,
Mit deinem Lächeln ſüß und lind,
Der Stirne ewig wolkenfrei;

Die vollen Lippen seh', ich glühen,
Gleich Rosen halb erst aufgeküßt,
Und seh' die Augen Flammen sprühen
Vom holdem Trotze, süßer List.

Und wie ein Sternbild hell und klar
Aufleuchtet plötzlich durch die Nacht,
So pocht dein Anblick wunderbar
An meines Herzens öden Schacht:
Es wird von längst entwohntem Sehnen
Noch einmal mir die Seele weit,
Und Thränen quellen, heiße Thränen
Um die verlor'ne Jugendzeit.

Behüt' dich Gott, du junges Blut!
Durch Sturm und wechselndes Geschick:
Leicht trage dich des Lebens Flut
Von Ort zu Ort, von Glück zu Glück.
Noch tausend Herzen sollen leuchten
Die holden Flammen deines Blicks,
Noch tausend Augen soll'n sich feuchten,
Wie mein's, beim Anblick deines Glücks!

Treue Liebe.

Das ist der Liebe schönstes Recht,
Daß sie verzeihet und vergißt;
Der liebt nicht treu, der liebt nicht echt,
Der diese Tiefe nicht ermißt.

Und ſchmerzt die Wunde noch ſo ſehr,
Die der Geliebten Hand dir ſchlug:
Von der Geliebten kommt ſie her,
Das ſei des Troſtes dir genug.

Und wenn ſie gar nicht heilen will,
Wohlan, ſo ſtirb: doch ſtirb ſo ſtill,
Daß nie ein Menſch errathen kann,
Selbſt die Geliebte nicht, woran.

Ermuthigung.

Ja, du haſt mich arg gerüttelt,
Sturm des Schickſals, ſchlimmer Gaſt,
Aber nun ſei abgeſchüttelt
Jeder Kummer, jede Laſt;
Wieder breit' ich meine Schwingen,
Die du halb mir erſt geknickt:
Horch, die alten Lieder klingen
Und das Herz blieb unzerſtückt!

Pah, was thut's ob ſich mir miſchen
Braun und Silber unterm Hut?
Strömet ewig nur aus friſchen
Quellen mir das warme Blut!
Ja, es ſenkte ſich der Nacken,
Aber nicht in Knechtsgeſtalt,
Und noch hat mein Arm zu packen,
Hat' zu halten noch Gewalt!

Und mein Aug' bleibt ungefeuchtet
Bei der Jahre rascher Flucht:
Ew'ge Jugendsonne leuchtet
Jedem, der das Ew'ge sucht.
Kann ich nicht den Sieg erwerben,
Hat das Glück sich abgewandt,
Will ich doch als Kämpfer sterben,
Mit dem Degen in der Hand!

(Aus dem Deutschen Museum von 185

Karl Burschke.

Sehnsucht.

Ein tief Gefühl, nicht kann's die Zeit bezwingen,
Ruht in des Menschen vielbewegter Brust,
Oft will es bang dem Herzen sich entringen
Als Seufzer still, ihm selber unbewußt:
Mag Freundschaft auch, mag Liebe uns umschlingen,
Mag Wehmuth uns durchschauern oder Lust —
Es lebt in uns dies tiefe dunkle Mahnen,
Begleitend uns auf unsres Schicksals Bahnen.

Wer wäre wohl, der's nimmer noch empfunden?
In dessen Innern sich es nie geregt?
Das rauhste Herz ja hat doch seine Stunden,
Wo weich es wird und rascher wallt und schlägt:

Was aufreißt bald ſchon längſt verharſchte Wunden,
Bald heilend milden Balſam in ſich trägt:
Die Sehnſucht iſt's, die mächtig in uns waltet,
Bis unſer Herz im letzten Schlag erkaltet.

Wo eine Seele, die noch nie im Leben
Ein Sehnen trug nach ungenoſſ'nem Glück?
Wer hat noch nicht mit ſchmerzlich bangen Beben
Erſehnt der Kindheit fromme Zeit zurück?
Wer mochte nicht zu lieben Todten heben
Den ſehnſuchtsvollen trüb umflorten Blick?
Noch ſang die Sehnſucht Jedem ihre Lieder,
Und die Erinnrung hallt als Echo wieder.

Wie tauchen jetzt die alten Tummelplätze,
Die ſchönen Berge meiner Kindheit auf:
Was waren damals mir der Erde Schätze,
Und was der Myriaden Weltenlauf?
Ich lebte frei, gab ſelber mir Geſetze,
Sah Abends froh zum Sternenplan hinauf —
Fern blieb der Bruſt das Kümmern und das Sorgen,
Die Zukunft lag im roſ'gen Licht verborgen.

Wie anders nun ſeit jenen Kinderzeiten
Wie iſt ſo raſch die liebe Zeit entſchwebt!
Erinnrung einzig kann uns noch geleiten
In jene Tage, wo wir froh gelebt;
Drum ſehnend wir die Arme darnach breiten
Und hehr und heilig unſer Herz erbebt,
Wenn Gegenden wir aus der Kindheit ſehen,
Und Lüfte uns von Heimathbergen wehen.

Des Menſchen Bruſt in ew'ger Sehnſucht ſchwellet
Nach dem, was war und was ihm einſtens wird:
Sie iſt das Licht, das dunkle Pfade hellet,
Wenn er des Lebens Labyrinth durchirrt.
Wohl ihm, wenn Lieb' und Hoffnung ihr geſellet,
Kein ziellos Sehnen bang die Seele wirrt:
Denn nimmer ruht's: nach allem Erdenringen
Strebt auf der Geiſt noch auf der Sehnſucht Schwingen.

Emanuel Raulf.

Geſchwiſterliebe.

So wie ein Sommerfaden
Durch einen blauen Tag,
Zieht die Geſchwiſterliebe
Durch reiner Herzen Schlag.

Kaum iſt es zu bemerken
Dieß unſchuldweiße Band,
Und doch verknüpft es innig
Und herzlich Hand und Hand.

Es hängt an dieſem Fädchen
Der Tugend goldne Zeit,
Wie eine Morgenſonne
Im blauen Tage weit!

Werth der Leidenschaft.

Iſt doch ſelbſt das alte Meer
Noch kein Philoſoph geworden!
Einmal ſtürmts im Süden ſehr
Und ein andermal im Norden.

Menſchenblut, du rothes Naß,
Willſt du dich der Stürme ſchämen?
Einmal Liebe, einmal Haß!
Alles muß ſich wechſelnd nehmen.

Nur wer Stürme durchgemacht,
Weiß die Ruhe ganz zu ſchätzen —
Schauerlich iſt ihre Macht,
Doch auch wildſchön zum Ergötzen.

Flüchtige Begegnung.

Schönen Augen zu begegnen
Auch nur flüchtig auf der Reiſe:
's iſt für ſich ein ſtilles Segnen,
Nimmt ſich's mit doch ſelbſt der Weiſe.

's iſt der Hauchflug einer Liebe,
Gruß und Abſchied auch zugleich;
Weiheblicke, Wellgetriebe,
Wellen ſind im Tauſche reich!

Aus dem Strom verrauſchter Zeiten
Blickt uns noch das Bildniß an,
Das uns, pilgernd fern durch Weiten,
Einſt ſo Liebes angethan!

Werth des Kleinen.

Man muß das Kleine nie verachten,
Das Kleine iſt des Großen Kern;
Die Ewigkeit kann Niemand pachten,
Der Tag zahlt ſeine Schulden gern.

In einem losgelaſſ'nen Funken
Steckt eine große Feuersbrunſt;
Aus einem Samenkorn verſunken
Hebt ſich ein Baum mit Frühlingsgunſt;

Der Vater einer Berglawine
Iſt nur ein winzig Flöckchen Schnee,
Und eines Bächleins Waſſerrinne
Speiſt einen tiefen Alpenſee.

Was mehr?! Ein einziger Gedanken
Erzeugt in eines Weiſen Haupt,
Kann noch die Menſchheit, ſchon im Schwanken,
Erretten, wenn ſie daran glaubt.

Deutſche Worte in der Fremde.

Deutſche Worte in der Fremde,
Götterklang fürs deutſche Herz!
Mich durchzuckt's ſo vaterländiſch
Wie der Hammerſchlag ſein Erz.

O du alte Eiſenſprache!
Wirfſt die Funken jugendlich
Wie geſchmiedet-neue Leben,
Prall im Kreiſe her um mich.

Horch! es klingt ſo ſchwermetallig
Wie der Hammer auf dem Stahl,
Und im Bruſtbau hallt es wieder,
Mannhaft wie ein Ambospfahl.

Deutſche Worte, urgewaltig!
Wollte nie ein Andrer ſein,
Würde, hundertmal geboren,
Hundertmal ein Deutſcher ſein!

Oscar von Redwitz.

Grüß Gott, du lieber Frühlingswind!

Grüß Gott, du lieber Frühlingswind!
Doch darfſt bei mir nicht ſäumen!
Flieg' fort, flieg' fort in den Wald geſchwind,
Da liegt noch Alles in Träumen.

Die Blätter in den Knoſpen weck'.
Sie ſollen ſäuſelnd ſprießen!
Und hilf den Veilchen im Dornenverſteck,
Die Aeuglein aufzuſchließen!

Und ſag' den Vöglein im ganzen Wald,
Der Winter ſei zerronnen,
Daß jeder Buſch und Wipfel ſchallt!
Und heiße rieſeln die Bronnen!

Daß, wenn des Tages Lichter ſchwanden,
Wie ſonſt der Abend uns vereint;
Und daß, wo ſonſt dein Stuhl geſtanden,
Schon andre ihre Plätze fanden,
Und nichts dich zu vermiſſen ſcheint;

Indeſſen von den Gitterſtäben
Die Mondesſtreifen ſchmal und karg
In deine Gruft hinunter weben
Und mit geſpenſtiſch trübem Leben
Hinwandeln über deinen Sarg.

Im Herbſt 1850.

Und ſchauen auch von Thurm und Thore
Der Feinde Wappen jetzt herab,
Und riſſen ſie die Tricolore
Mit wüſter Fauſt von Kreuz und Grab;

Und müßten wir nach dieſen Tagen
Von Heerd und Heimath bettelnd gehn, —
Wir wollen's nicht zu laut beklagen;
Mag was da muß mit uns geſchehn!

Und wenn wir hülfelos verderben,
Wo keiner unſre Schmerzen kennt,
Wir laſſen unſern ſpätſten Erben
Ein treu beſiegelt Teſtament.

Denn kommen wird die frische Werde,
Das auch bei uns die Nacht besiegt,
Der Tag, wo diese deutsche Erde
Im Ring des großen Reiches liegt.

Ein Wehe nur und eine Schande
Wird bleiben, wenn die Nacht verschwand;
Daß in dem eignen Heimathlande
Der Feind die Bundeshelfer fand;

Daß uns von unsern eignen Brüdern
Der bittre Stoß zum Herzen drang,
Die einst mit deutschen Wiegenliedern
Die Mutter in den Schlummer sang;

Die einst von deutscher Frauen Munde
Der Liebe holden Laut getauscht,
Die in des Vaters Sterbestunde
Mit Schmerz auf deutsches Wort gelauscht.

Nicht Viele sind's und leicht zu kennen —
O haltet ein! Ihr dürft sie nicht
Im Mitleid, noch im Zorne nennen,
Nicht in Geschichte, noch Gedicht.

Laßt sie, wenn frei die Herzen klopfen,
Vergessen und verschollen sein,
Und mischet nicht die Wehrmuthstropfen
In den bekränzten deutschen Wein.

Und wo ein trauerndes Herze ſinnt,
Das ſollſt du in's Freie locken,
Und wo eine ſtille Thräne rinnt,
Da weil' und küſſe ſie trocken!

Bei mir, bei mir hat's keine Noth,
Den Frühling anzuſagen;
Ich kann ja die Veilchen und Röslein roth
Kaum all' vom Winter tragen.

Du kennſt ja doch mein lenzig Kind,
Und wird's nun Mai auf Erden —
Ja, ſag' nur ſelber du Frühlingswind,
Was ſoll das all noch werden?

Karl Ludwig Reh.

Für die weltſchmerzwunde, magre, bleiche Zeit
Ein Recept: geſunde heitre Sinnlichkeit!

Die Lachende.

O wißt ihr Kranke, die geſund zu machen,
Wißt ihr Betrübte, die ihr wollt erfreuen,
Auch Grübler, die ihr gerne mögt zerſtreuen
Und wollt ihr geben Kraft der Jugend Schwachen,
Habt ihr Verſchlafene, die nicht erwachen,
Wahnſinn, deß klare Sinne zu erneuen,
Und ſchlug euch Fehl Ermuthigung an Scheuen,
Führt Alle her und laßt ſie ſehn: Sie lachen!

Krankheit geneſt: — wer könnte da noch weinen
Und Schwäche fühlen, ſchlafen, zittern, grübeln?
Weß Geiſt verfinſtert ſein von irrem Wähnen?
— Doch Einen weiß ich leider, ach nur Einen,
Den lachend ſie preisgiebt all dieſen Uebeln,
Und der, nur weil ſie lacht, hinſchmilzt in Thränen!

Ihr Fuß.

— Du kleiner Fuß! — Einſt ließ ſie es geſchehen,
Daß ich, die zarte Feſſel ihr zu knüpfen
Des Strumpfs gewürdigt, als ich den zu lüpfen
Mich unterſtand, dich durft' entſchleiert ſehen!
So malt kein Guido Ferſe, Knöchel, Zehen,
Und als ſie, keuſch beſtrebt zurück zu ſchlüpfen,
Am Mund mir ſchwebten, wagt' er, ſie zu küſſen;
— Ich fühlt' im Herzen gleich ein wirblich Drehen.
Seit dieſer allzuflüchtigen Minute,
Was iſt aus meinem Innern da geworden?
— Zum Ballſaal macht' es dieſer Füßchen Gnade:
Sie tanzen mir nach rauſchenden Accorden
Seitdem in meinem Hirn und meinem Blute
Nie raſtend Walzer ſtets und Galopade!

Ihr Ohr.

Es heißt: wer Ohren hat zu hören, höre!
Und heißt: wer Augen hat zu ſehen, ſehe!
Auch heißt's: wer Lippen hat zu küſſen, küſſe!
Und heißt: wer Hände hat zu koſen, koſe!

Doch du verlacheſt, ſchöne Liebeloſe,
Verlacheſt, die dich lehren, was man müſſe
Und ſpöttiſch ſagſt du recht mir zu Gehöre:
Es heißt: wer Füße hat zu gehen, gehe!
— Ich aber ſage dir, der liebewarme,
Ein andres Wort begegnet meinem Harme:
Wer Arme zu umarmen hat, umarme!
— Doch du, hochſetzend dich auf deinem Platze,
Das Wortſpiel endeſt du mit dieſem Satze,
Du ſagſt: wer Nägel hat zu kratzen, kratze!

Ihre Hand.

O deine Hand! — wie viel iſt bei dem Worte,
Dem niedlichſten, zu denken, fühlen, hoffen!
Der Himmel ſteht, der Höllenabgrund offen,
Denn dieſe Hand verſchließt ja beider Pforte.
Durch deiner Finger ſchimmernde Retorte
Geht, was zu ſchmücken dich erwählt an Stoffen,
Und jeder Reiz, vor dem ich ſteh betroffen,
Iſt treu verwahrt von dieſem reinen Horte.
Und ſcheint Reſpect auch minder einzuflößen,
Die kleine Hand, als Drang nach einem Kuſſe,
So mahnt ſie doch zu Fantaſienflügen;
Kann einzig ſie doch über dich verfügen!
Sie hat auch deinen Gürtel im Verſchluſſe
Und hat die Macht zu binden und zu löſen!

Ludwig Fr. Reichlin.

Sonette.

Sieh' dieſes Thal, in dem der Friede waltet,
Ein hoher Zauber mächtig iſt ergoſſen
Auf Wald und Flur, auf Bergen, Felskoloſſen,
In Formen mannigfaltig, vielgeſtaltet; —

Der Anmuth Bild, deß Anſeh'n nie veraltet,
Dieß Eiland ſtillbeglückten Seins, umfloſſen
Vom Strom der ſchönen Zeit, die ich genoſſen,
Liegt hier, vor meinem trunknen Blick' entfaltet.

Die Liebe, die mein Herz umſonſt erſtrebt,
Sie kommt noch einmal, ſterbend, mir zu Sinnen,
Und fordert laut das Lied, das ſie begräbt.

Wohlan! Hier, wo die ſtillen Waſſer rinnen,
Der dunkle Berg die Wolkenkrone hebt,
Will ich das Lied, das ihr gebührt, beginnen!

Es wölbt ſich über dich in bunten Zweigen
Ein Baldachin von Blüten im Gedichte,
Bald kommt ein Blümchen da dir zu Geſichte,
Bald will ein Blättchen dort ſich vor dir zeigen.

Sie bringen ihren Balſam dir zu eigen,
Umgaukeln dich im ſtillen Dämmerlichte,
Still harrend, bis dein Aug' ſich auf ſie richte,
Um ihren Schmuck vor deinem Blick zu neigen.

Und frügeſt du, was ſie bei ſich verſchwiegen,
So ſprächen ſie: Vielleicht, daß mit Behagen
Sie uns erblickt, mit innigem Vergnügen;

Doch, wie es ſei, wenn wir verſchmäht erliegen,
Wenn ihre Miene lächelt, wir uns trügen,
So war es nur ein Spiel in heitern Tagen.

Der Mittag ruht im Schatten dunkler Föhren,
Es treibt kein Hauch die Welle in der Flut,
Unruh'gen Laufs nur wallt des Menſchen Blut,
Doch Niemand lauſcht, des Herzens Schlag zu hören.

Der Hirte ſchweigt, die Echo nicht zu ſtören,
Die um den Mittag auf den Bergen ruht,
Es ſchweigt der Nachtigallen muntre Brut,
Die ſonſt den Wald durchrauſcht in ſanften Chören.

Jetzt weilt, von Amaranthenblüth' umfangen,
Sie in des Gartens Kühl' und leis empfangen
Die milden Lüfte ihres Athems Duft; —

Indeß ich hier verathme mein Verlangen,
Die Bruſt entladend in dem Schwung der Luft,
Die durch die Thäler ihren Namen ruft.

Die Töne beben, ſtaunend lauſcht das Ohr,
Die Luſt erwacht zum muntern Spiel des Reigen,
Im leichten Schwung' will ſich die Schöne zeigen,
Und voll Gefühl ſchlägt jede Bruſt empor.

Auch meine Seele rührt der Töne Chor,
Einſchmeichelnde Gefühle in ihr ſteigen,
Sehnſücht'ge Bilder holder Schöne neigen
Zu ihr ſich, bringend was ſie jüngſt verlor.

Verarget nicht, daß ich die Luſt nicht theile,
Ein Fröhlicher nicht preiſe mein Geſchick,
Einſchwebend in des Tanzes flinke Zeile.

Es lockt auch mich die göttliche Muſik,
Doch eingeſenkt in ſüßer, ſtiller Weile,
Schweift nach Erinnerungen mir der Blick.

Was ich erlebt in meiner Kindheit Tagen,
Was ich gefühlt in meiner Jugendzeit,
Was ich als Mann empfunden und ertragen,
Wer gieb mir darauf Antwort und Beſcheid?

Kann ich doch kaum mir die Bedeutung ſagen
Vom Nächſten, das am Wege liegt geſtreut,
Mag ich die Prieſter, deine Weiſen, fragen,
Enträthſeln ſie mir die Vergangenheit?

Was war es mehr, als nur ein Namennennen,
Ein Glauben, Rathen mehr als ein Erkennen,
Ein kaum ſich Sehen, Lieben, ſchon ſich Trennen.

Es war ein Kämpfen, ſtets ſich Ueberwinden,
Ein Hoffen war's, ein Suchen, doch nicht Finden,
Ein Kommen, Gehen und zuletzt — Verſchwinden.

Guſtav Reinhart.

Des Deutſchen Schatz.

Sie ſaßen zuſammen beim funkelnden Wein —
Italiens Sohn ſprach voll Feuer:
Welch' Land hat, wie mein's, einen Himmel ſo rein!
Mein Land, das ſo lieb mir und theuer.

Das acht' ich Alles für Schaum nur und Wind!
Was kümmern mich Himmel und Sonne!
Doch, daß wir Beherrſcher der Meeresfluth ſind,
Das iſt mein Ruhm, meine Wonne!

So Albions Sohn. — Doch der Franzmann d'rauf:
Wo des Cäſar und Scipio Wiege,
Da pflanzten wir einſt unſre Fahne auf,
Als der Kaiſer uns führte zum Siege.

Und nun, du blondlockiger deutſcher Mann,
Was willſt du denn rühmen und preiſen?
Der ſprach kein Wort; — eine Weile er ſann,
Dann ſang er die lieblichſten Weiſen,

Der Heimath Lieder! die klangen ſo klar
Aus dem tiefſten, dem innerſten Herzen,
Die klangen ſo ſeltſam, ſo wunderbar,
Bald Wonne erregend, bald Schmerzen;

Die klangen, als ob ein brauſender Wind
Durch die Aeſte des Eichwalds jagte,
Und wieder als ob ein verlornes Kind
Am Haſelſtrauch weinte und klagte.

Es ſahen verwundert die Männer ſich an,
Es zuckte durch all' ihre Glieder:
O du blondlockiger, träumender deutſcher Mann,
Haſt auch einen Schatz: deine Lieder.

Die kannſt du bergen tief, tief im Gemüth,
Durch die Fremde, die traurige, tragen!
O du herzdurchdringendes deutſches Lied,
Haſt in Bande uns all' heut' geſchlagen!

Die Wolken ſo grau und die Höhen ſo kahl.

Die Wolken ſo grau und die Höhen ſo kahl!
Es krächzen und ſchwirren die Raben;
Und drüben am Waldſaum und unten im Thal
Die Stürme die Roſen begraben.
Doch trübt uns der fliehende Lenz nicht den Muth
Bei des Weines goldglänzenden Wellen,
Wir wollen mit ſeiner wildſchäumenden Gluth
Uns die Wolken, die trüben, erhellen. —

Verkümmert, verbittert ſo mancherlei!
Engherzige grollen und munkeln!
Laßt fahren die Sorgen! die Nacht zieht vorbei,
Wo zwei freundliche Augen noch funkeln.
Kredenze den Becher, du flottes Blut,
Den wachen, den frohen Geſellen!
Wir wollen mit flammender Liebesgluth
Uns die Wolken, die trüben, erhellen!

Das Kind der Wittwe.

Ha, wie die Nacht unheimlich ist und kalt! —
Musik und Tanz im hellgeschmückten Saale!
Champagner schäumt und perlt im gold'nen Glas.
Mein Kamerad, warum so still und blaß?
Komm trink', daß Lust und Lieb' im Aug' sich male!
Ein Wort: Du kennst da drüben doch das Kind?
Oft war sie willig meinen Liebesschwüren!
Mich sollten heute ihre Thränen rühren.
Verstanden? — Ha, fort, Metze, du geschwind!

Ha, wie die Nacht unheimlich ist und kalt! —
Dachstube eng — die Wittwe sitzt alleine
Am alten Spulrad, das sie emsig dreht.
Hui! wie der Wind kalt durch die Sparren weht!
Die Lampe flackert matt mit trübem Scheine.
Wie ist die Nacht so lang! Wo bleibt mein Kind?
Hat sich's verirrt vielleicht am Waldespfade?
O Gott! mein Kind laß mir, die einz'ge Gnade!
O Gott! mein Kind, wo bleibt mein einzig Kind?

Ha, wie die Nacht unheimlich ist und kalt!
Der Strom ist tief — gespenstig schau'n die Weiden,
Am Uferhange geht ein blasses Kind.
Ein kurz Gebet — dann in den Strom geschwind,
Ein Angstschrei — und vorbei dann alle Leiden!
Und ob dem Strome fährt ein eis'ger Wind.
Der Buhle sitzt im Saal und lacht und schwärmet;
Das arme Weib am Spulrad starr sich härmet,
Im Wellengrabe ruht ihr einzig Kind.

Was willſt du neben ihm?

Was willſt du neben ihm, den ſchon gebeugt
Des Lebens Luſt in ſchnell verflog'nen Jahren,
Der wie ein Greis durch dieſes Leben keucht,
Der all' ſein Süßes, Schönes ſchon erfahren?
Du, wie ein heller, milder Frühlingstraum,
Du holde Roſe, eben erſt erſchloſſen:
Was wählſt du ihn, den halberſtarrten Baum,
Was wählſt du ihn zum ſchützenden Genoſſen?

Hat nicht gebebt dein reines, ſchönes Aug',
Als ſein's dich traf mit gierig wilden Blicken?
Wie konnte der Verzweiflung kalter Hauch
Dein junges Herz entflammen mit Entzücken?
Wie konnteſt du ihm wohl den reinen Heerd,
Die keuſche Flamme deines Herzens bieten,
Daß nun die Hand, die welk und abgezehrt,
Zerſtörend darf in deinem Himmel wüthen?

Du ſenkſt das Haupt und wie ein Lenzgefild
Noch ſchöner lächelt nach gefallnem Regen:
So glänzt aus Thränen, ſchmerzlich und doch mild,
Das edle Herz noch ſchöner mir entgegen.
Und wieder dann die Stirne frei und licht,
Die großen, ſchönen Augen aufgeſchlagen,
So ſtolz, als ſäßeſt ſelbſt du zu Gericht,
So ſeh' ich dich, wenn deine Lippen klagen:

Du kennst die Welt? und frägst so ungeschickt?
Was soll' ich thun, wenn selbst die Eltern baten!
Weißt du, wie schwer geheime Armuth drückt,
Kennst du mein Loos: verkauft und dann verrathen!
Was ich darum im tiefsten Herzen fühl' —
Kein Schmerzenszug soll es den Menschen sagen,
Doch frage nicht: wie oft ich Nachts mein Pfühl
Verweinten Auges füll' mit meinen Klagen.

So steh' ich da.

So steh' ich da: ein Kind der Erde,
Des Lebens froh in tiefster Brust,
Und grüß' mit lächelnder Geberde
Genuß und Arbeit, Lieb' und Lust.
Und was das Brod mir giebt an Stärke,
Und was der Wein mir giebt an Gluth:
Es sei benutzt zum guten Werke
Die Kraft, die mir im Busen ruht. —

Daß ich ein Werkmann bin, berufen
Zu jenem Bau, der stolz sich hebt,
Auf dessen Millionen Stufen
Die Menschheit ewig aufwärts strebt;
Daß ich hier nützen soll, erstreben,
Was sich als groß und gut erweis't,
Und zeigen durch mein ganzes Leben,
Daß in mir wohnt ein guter Geist;

Daß ich dem Unerſchaff'nen diene,
Wenn frei und ſtolz mein Sinnen ſteht,
Und nicht mit frommer Heuchlermiene,
Mit Händefalten und Gebet;
Daß ich ſie ſuchen ſoll, die Liebe,
Nicht über mir, im Himmelsthron,
Daß ich ſie hier werkthätig übe,
Um ihrer ſelbſt und nicht um Lohn;

Das iſt mein Kultus, iſt mein Glaube;
Ob es der Rechte ſei? Getroſt!
Er hebt mich ſiegreich aus dem Staube
Und hält mich, wenn der Sturmwind toſ't.
Und hab' ich dieſem nachgerungen
In meinem Leben ächt und rein:
Dann wird, iſt einſt mein Lied verklungen,
Auch Friede meiner Aſche ſein.

Troſt.

Nicht Jene, die mit dir durch's Leben zieh'n,
Die Lieben, die noch deinen Tiſch umranken,
Die noch mit dir im wirren Kampf ſich müh'n,
Die Leiden theilen, Freuden und Gedanken:
Doch die du haſt mit deinen heißen Zähren
Still eingeſenkt in Sarges kühlen Schrein,
Die du im Leben hieltſt in Lieb' und Ehren:
Die Todten nur, die Todten nur ſind dein!

Ach, wie ein Hohn auf unſ'rer Zeiten Schande
Scheint mir dein Thun, ſo heldenſtark und mächtig:
Wie deine deutſchen Bürgerbanner ſtanden
Siegreich am ſchneebedeckten Grat der Anden;
Wie ſich mit des Kaziken Federhaube
Der deutſche Landsknecht ſchmückte, ſeinem Raube;
Wie du Varinas gold'nen Gau durchklungen
Mit deiner deutſchen Reiter Roſſeshufen,
Des Orinoco rothes Volk bezwungen,
Daß es gezittert vor den Herrſcherrufen
Der Bürgerkönige in Augsburgs Mauern!

Ja, große Zeiten ſind's, um die wir trauern!
Nicht flohen da als Bettler unſ're Söhne,
Gefolgt vom Jammer ihres Vaterlands,
Daß ſie der Fremden Uebermuth verhöhne:
Aufrechten Haupts, ſtrahlend in Waffenglanz,
Ein Heer von Siegern kam zu den Geſtaden
Und pflückte ſich auf blutgetränkten Pfaden
Von fremder Erde gold'nen Siegeskranz!

O Bild des Stolzes und der Herrlichkeit!
An deinem Zauber häng' ich allezeit,
In Wonne halb und halb in Gram verſenkt:
Dem Jüngling gleich, der an der Liebſten Bahre
Den gier'gen Staub mit blut'gen Thränen tränkt
Und ſpielt doch noch mit ihrem gold'nen Haare,
Und küßt den Mund, der, einſt der Sitz der Wonnen,
Nun kalt und ſtumm iſt wie des Grabes Schooß.
Verdammt ihn nicht! Nur härter wird ſein Loos,
Wenn ihm der Täuſchung kurzer Traum zerronnen.

F. Reinhard.

Die Frohburg.

Der Burgherr ſaß im Ritterſaal,
Um ihn die Spießgeſellen;
Vor jedem ſtand ein Goldpokal,
Die Leber zu verſchwellen;
Mit goldner Kann' ein eig'ner Schenk
War da für jeden Becher,
Und heiß und ſüß, wie das Getränk,
Ein Weib für jeden Zecher.

Faſt ächzte von der Speiſenlaſt
Des Tiſches Eichenſpälte;
Begierig ſchlemmten Wirth und Gaſt
Und lachten, daß es gellte.
Doch drückte bald die Hitze ſchwül —
Ob Thür' und Fenſter offen;
Und dumpfer ward das Zechgewühl,
Je mehr die Stirnen troffen.

So flackert ein erlöſchend Licht,
Zum letzten Kampf erglommen . . . .
Da bringt ein Diener den Bericht:
„Die Zehnt- und Zinſer kommen!“
Und auf vom Stuhle fährt der Graf,
Mit ihm die hübſche Dirne:
„So kommt und ſchaut und reibt den Schlaf
„Euch ſtracks von Aug' und Stirne!“

Und an die Fenſter eilt im Flug
Der Schwarm der Luſtervollten;
Schaut einen eng' geſchloſſnen Zug
Von Frohburg bis gen Olten:
Wohl eine ſtarke Stunde lang
Von Eſeln, Roſſen, Wagen,
Die all' herauf den Bergeshang
Den Schweiß der Pflüger tragen.

Und eine ſtolze Lache ſchickt
Der Graf in's Thal hinüber:
„Hier kommt, was unſer Herz erquickt,
„In hellen Haufen wieder!"
„Wo iſt ein Fürſt im deutſchen Land,
„Dem ſo viel Quellen rinnen?
„Wohlan, ſo laßt, den Kelch zur Hand,
„Das Mahl uns friſch beginnen!"

Er rief's. Da ziſcht ein gelber Strahl
Herab am hellen Fenſter
Und ſeltſam drang es in den Saal,
Wie raunende Geſpenſter;
Auf allen Thürmen knarrten ſchrill
Und ſchauerlich die Fahnen.
Da ward die laute Freude ſtill
Vor einem bangen Ahnen.

Doch hat der Schwarm ſich bald ermannt,
Wiegt wieder ſich im Stuhle,
Und Jeder drückte luſtentbrannt
An's Herz die feile Buhle.

Da — plötzlich wankt und ſchwankt das Schloß,
Erdonnernd bis zum Grunde;
Die Frohburg, ſammt dem Zechertroß,
Verſank zur ſelben Stunde.

(Aus den „Geſchichten und Sagen der Schweiz"
Frankfurt a. M. Lit. Anſtalt.)

Die fünf Rheinfälle.

Der edle Rhein! Der edle Rhein
Springt ſchäumend aus dem Urgeſtein,
Das iſt ſein erſter Fall!
Durch manche Trift, durch manche Schlucht
Eilt er zur breiten Seeesbucht;
Dann durch der Ufer grünen Kranz
Bricht er in leichtem Wellentanz
Mit leiſem Klang und Schall.
Er murmelt alte Sagen
Von jungen ſchönen Tagen:
Er ſingt vom lieben Alpenland,
Auf welchem ſeine Wiege ſtand.

Der edle Rhein! Der edle Rhein
Springt in den Laufner-Schlund hinein —
Das iſt ſein zweiter Fall! —
Erſt ſtaut er ſich am Abgrundsrand,
Blickt weit hinaus in's fremde Land —
Ihn zieht der Sehnſucht gold'ner Traum

Nach jenem fernen blauen Saum —
Er ſtürzt hinab mit Donnerſchall
Und ſingt im Weiterwandern
Ein Sturmlied nach dem andern:
Er ſingt von neuem Lebensglück
Und denkt an's alte kaum zurück.

Der edle Rhein! Der edle Rhein
Will nimmer Schweizerbürger ſein —
Das iſt ſein dritter Fall!
Bei Laufenburg, da thut er — huſch!
Trotz Block und Stein und Stock und Buſch,
Den Rank in's deutſche Land hinein.
Doch, wie ein übermächtig Reh,
Drückt ihn zurück der Felſenwall —
Und — brauſend, toſend, grollend
Die wilden Fluthen rollend,
Rennt der erzürnte Strom im Nu
Durch Baſelſtadt der Grenze zu.

Der edle Rhein! Der edle Rhein
Möcht' wieder Schweizerbürger ſein —
Das iſt ſein vierter Fall!
Bei Bingen ſträubt er ſich und ſchäumt —
Sein Jugendtraum iſt ausgeträumt:
Schon ſchwang im Zwang er manches Rad,
Schlich Schiffe tragend am Geſtad' —
Jetzt hebt er tobend Schwall um Schwall,
Trollt weiter, breiter, zänkiſch
Und brummt halb deutſch, halb fränkiſch . . .

Doch wie er langſam naht dem Grab,
Nimmt Groll und Kraft und Breite ab.

Der edle Rhein! Der edle Rhein
Er will kein Niederländer ſein —
Das iſt ſein letzter Fall!
Vor ſeinen Blicken dehnt ſich weit
Die fluthende Unendlichkeit —
Er hat ſein letztes Ziel erreicht —
Der Himmel naht, die Erde weicht,
Es ſchwinden ihre Wechſel all' —
Und — leiſe, leiſe klingend,
Die alten Lieder ſingend,
Geht wunderſelig Vater Rhein
In ſeine wahre Heimath ein.

(Aus dem Muſenalmanach von Schad, Jahrgang 1855.)

Emil Kuffershaus.

Was iſt dein?

(An einen Freund.)

„Erinn'rung," ſprachſt du, „iſt das einz'ge Gut,
Was du dein eigen nennſt für alle Zeiten.
Das Bild des Todten, der im Grabe ruht,
Wird nimmer, nimmer aus dem Sinn dir gleiten.
Auf raſchen Flügeln eilt die Zeit von hinnen;
Schon morgen können Freunde Feinde ſein.
Der Falſchheit Fahnen wehn von tauſend Zinnen.
Die Todten nur, die Todten nur ſind dein!

O nein, mein Freund! Die Todten laſſe ruhn.
Das Leben hat dir alle Luſt gegeben;
Das Leben ſegnet all' dein Denken, Thun;
All' deine Schmerzen lindert ſanft das Leben.
Die Trauer legt umſonſt die thränennaſſen
Cypreſſenkränze auf den Leichenſtein.
Dir bleibt nur eins, dies Eine lern' erfaſſen:
Die Gegenwart, die Gegenwart iſt dein!

Weh, wenn Erinn'rung du zum Troſt erkorſt!
Aus dürren Blättern wird den Kranz ſie winden:
Sie läßt den Schmerz um das, was du verlorſt,
Die herbe Qual dich doppelt tief empfinden.
Was willſt zurück den Blick du ſinnend wenden?
Nur Vorwärtsſchau'n, das kann von Segen ſein.
Das Leben nur kann friſche Blüthen ſpenden.
Die Gegenwart, die Gegenwart iſt dein!

Wo iſt das Glück, das die Erinn'rung ſchafft?
Nur Schattenbilder, weſenloſe Schemen!
Nur Nachtgeſpenſter, die die beſte Kraft,
Den Muth zum Streben deinem Herzen nehmen.
Erinn'rung lehrt ein einzig Lied dich ſingen,
Das Lied, daß eitel alles Erdenſein.
Laß andre Lieder aus der Harfe klingen!
Die Gegenwart, die Gegenwart iſt dein!

Dein iſt der Kelch, den deine Rechte ſchwingt!
Dein iſt die Blume die du dir gebrochen!
Dein iſt der Kuß, den dir die Liebe bringt,
Und dein des warmen Freundesherzens Pochen!

Die Roſen brich, o brich die friſchen, rothen!
Die friſchen Roſen ſpenden Duft allein.
Lieb' die Lebend'gen! Laß ſie ruhn, die Todten.
Die Gegenwart, die Gegenwart iſt dein!

Wen ich liebe.

Geſegnet ſei in Näh' und Ferne,
Wer vorwärts geht mit feſtem Fuß!
Mit ſolchem Manne tauſch' ich gerne
Den Bruderkuß und Brudergruß.

Zu jenem hat mich's nie getrieben.
Der ängſtlich alles überſann;
Ich kann nur achten, kann nur lieben
Den kühnen, den entſchiednen Mann!

Zu jenen mag ich nimmer ſtehen,
Die ſchwanken wie ein Rohr im Wind,
Die immer mit dem Strome gehen,
Denn die ſind nichts, die alles ſind.

O Lieb' und Freundſchaft, ſel'ge Triebe,
Zu hoch euch keiner ſchätzen kann!
Den Brudergruß, den Gruß der Liebe,
Dem kühnen, dem entſchiednen Mann!

Der Geiger.

O, glaubt es mir, daß oft den Scherz
Der Gram zur Maske braucht.
Es lacht der Mund, indeß das Herz
In tiefes Weh getaucht!

Der Schmerz, der ſtets ſich prahlend zeigt,
Nie mein Vertrau'n erwarb! —
Der Geiger hat zum Tanz gegeigt,
Als ihm die Liebſte ſtarb.

Die Kalten.

Weß Herze nie in Liebe glühte,
Weß Auge nie in Zorn geflammt,
Dem iſt erſtorben im Gemüthe
Das Gute, was von oben ſtammt!

Der iſt im tiefſten Herzensgrunde,
Der iſt in tiefſter Seele ſchlecht,
Der iſt bis in die letzte Stunde
Bis in den Tod der Selbſtſucht Knecht!

Unſre Zeit.

O Zeit, wie biſt du thatenarm!
Im Süden wie im Norden,
Da iſt der ſchwachen Träumer Schwarm
So groß, ſo groß geworden!

Sie ſinnen hin, ſie ſinnen her
Und hoffen ſchmerzzerriſſen,
Doch iſt kein Sporn die Hoffnung mehr,
Sie iſt ein Ruhekiſſen.

Zu Männerthaten fehlt der Sporn:
Wo iſt die Kraft geblieben?
Sie haben nicht die Kraft zum Zorn
Und nicht die Kraft zum Lieben.

Sie haben nicht mehr „Ja“ und „Nein,“
Nur feiges Achſelzucken,
Und wiſſen eines nur allein,
Sie wiſſen ſich zu ducken!

O Zeit, ſo matt, der Kraft ſo baar,
Es muß mein Lied dich ſchelten.
Wie iſt ſo groß der Träumer Schaar,
Doch wie ſind Männer ſelten!

Einem Reichen!

Mit deinen Thalern kannſt du klimpern;
Auf Säcken Goldes kannſt du ruhn,
Doch zucken deines Weibes Wimpern,
So ſchweigſt du, wie's die Diener thun.
Nicht um die Zukunft haſt du Sorgen;
Du haſt ja Gold und Edelſtein.
Du biſt verſorgt, du biſt geborgen,
Biſt reich, biſt reich durch ſie allein!

Dein Arm umſchingt ein welkes Weſen,
Gebeuget von der Jahre Laſt.
Das iſt das Weib, was du erleſen,
Erkoren dir zur Gattin haſt.
Du biſt durch ſie zu Gold gekommen,
Doch ſag' mir, an wie mancher Friſt
Haſt du von ihr das Wort vernommen:
„Du biſt durch mich nur, was du biſt!

Von einem Weibe abzuhangen,
Wie iſt das jetzt dir Qual und Graus!
Das treibt das Blut dir in die Wangen,
Das treibt dich fort zum Schenkenhaus.
Du ſingſt, im tollen Rauſch verloren:
„Ein freies Leben führen wir!"
Doch immer klingt's dir in den Ohren:
„Was jetzt du biſt, verdankſt du mir!"

Das iſt ein Schmerz, am Marke zehrend!
Zum Freudentempel ſtürmſt du hin.
Du drückſt den Mund nach Luſt begehrend,
Feſt auf den Mund der Buhlerin.
Die küßt dir Wange, Mund und Stirne;
Die giebt ſich preis um ſchnöden Sold.
Biſt beſſer du als dieſe Dirne?
Du gabſt dich auch für Gold, für Gold!

Dich wird kein Kindlein Vater nennen;
Dich ſegnet nicht die Liebe mild,
Und ach, du mußt es nun bekennen,
Daß mehr als Gold die Liebe gilt.

Dein Haus iſt dir nicht Edens Pforte
Und du geſtehſt in deinem Leid,
Daß Liebe mehr als leere Worte,
Mehr als ein Traum der Jugendzeit.

Das Schickſal ſtraft, was du verbrochen.
Gedenk' an jene blaſſe Maid!
Du hatt'ſt ihr Herz und Hand verſprochen
Und haſt die Reiche doch gefreit.
Gedenk' an jene Kummerbleiche,
Die du um all' ihr Glück gebracht.
Du haſt den Lohn! Dich hat die Reiche
Nun arm, unſäglich arm gemacht.

Tagelöhner mit dem Geiſte!

Freiligrath.

„Mit dem Hute in der Hand
Mußt dich durch das Leben winden
Und den prüfenden Verſtand
Zeitig lernen knechten, binden!"
Haben ſo mir nicht geſagt
Krämerſeelen, Pfaffen, feiſte?
Muth, ich hab' den Wurf gewagt
Und den Kampf mit ihrem Geiſte!

— Emil Rittershaus. —

Ja, den Kampf mit ihrem Geist,
Mit dem Geist aus finstern Reichen,
Der die Menschheit unterweist,
Knechtisch ihre Bahn zu schleichen.
Hab' bewahrt den trotz'gen Sinn
Und des Kampfs ich mich erdreiste,
Ob ich auch am Tage bin
Tagelöhner mit dem Geiste.

Nach des Geistes hohem Licht
Gehet meines Geistes Streben.
„Dichten!" eine Stimme spricht,
Eine and're sagt mir „Leben!"
O, wie oft, wenn wild das Blut,
Wild durch alle Adern kreiste,
Sagt' ich selbst mir, voll von Wuth:
Tagelöhner mit dem Geiste!"

Ruhig! Nur ein Thor beklagt
Ein Geschick, was nie zu ändern!
Männlich hab' ich's ja gewagt,
Nicht den breiten Weg zu schlendern.
Ist der Tag auch freudenleer,
Wo dem Tand Tribut ich leiste,
Nicht am Abend bin ich mehr
Tagelöhner mit dem Geiste!

O, Genossen fand auch ich,
Die dasselbe Band gebunden,
Die desselben Streites sich
Mit dem Wahne unterwunden,

Die ein Gott mit Geiſt getauft.
Grüß' euch, Brüder, kühne, dreiſte!
Habt die Seelen nicht verkauft,
Tagelöhner mit dem Geiſte!

Standet ihr zur Freiheit nicht
In der Zeit des Völkerdranges?
Hell aus eurem Buſen bricht
Noch die Woge des Geſanges.
Was mir Frohes ward beſcheert,
Euch verdank ich wohl das Meiſte.
Wie mein Ich ſeid ihr mir werth,
Tagelöhner mit dem Geiſte!

Unverzagt und muthig drum!
Laßt die Geiſtesbanner fliegen,
Ob auch rings die Feigen ſtumm
Sich in's Joch des Lebens ſchmiegen.
Morgen kommt, was heut verſagt!
Morgen ſtirbt, was heute gleißte!
Unverzagt und friſch gewagt,
Tagelöhner mit dem Geiſte!

Julius von Rodenberg.

An die Abgelebten!

Ihr, deren Herzen matt und kalt,
Weil Ueberdruß euch brachte Leid:
Sagt immerhin, die Welt sei alt —
Wir wissen nur, daß ihr es seid!

Fürwahr, noch scheint so hell die Sonn',
Wie sie am Schöpfungstage schien;
Aus seinen Tiefen quillt der Brunn,
Voll ist der Wald von Melodien.

Auf breiten Schwingen trägt die Luft
Gewitterwolken her und hin;
Es haucht die Rose süßen Duft,
So lieblich wie von Anbeginn.

Mit gold'nen Wogen um den Fels
Rauscht noch manch tiefe, kühle Flut,
Und in der Traube lichtem Schmelz
Vereint sich Erd' und Himmelsglut.

Auch Männer giebt es noch zu schau'n,
Stark, wie das Alterthum sie pries,
Und reizender als unſ're Frau'n
War Eva nicht im Paradies.

O Welt, voll Freudenüberfluß,
Jung, wie zu Anfang, bist du heut'!
So lange noch im Liebeskuß
Das Schöpfungswunder sich erneut;

So lang noch in der Trauben Saft
Das Daſein ſich vergeiſtigt hat,
Und von der Erde Lebenskraft
Noch Kunde gibt ein grünes Blatt;

So lange noch die Roſen blüh'n,
Als ſpräch' der Mai: nun iſt es Zeit —
So lange woll'n wir ſingen kühn
Von unſ'rer Jugend Ewigkeit;

So lang woll'n wir erfüllen gern
Des Daſeins fröhlichen Beruf,
Und dankbar loben Gott den Herrn,
Daß er die Welt ſo ſchön erſchuf!

Werdet Männer!

„Ihr ſollt werden wie ein Kind!"
Singen eure Heiligen und Frommen:
„Werdet, wie die Männer ſind!"
So ſing' ich, und ſo nur darf es kommen.

Kinder war't ihr lang genug,
Kindiſch waret ihr und euer Treiben;
Werdet endlich, endlich klug,
Ewig kann man nicht in Unſchuld bleiben.

Tonnenband und Klingelreif
Habt ihr wahrlich lang genug geſchlagen;
Lang genug habt ihr den Schweif
Dem papier'nen Drachen nachgetragen.

Mit achat'nen Kügelchen
Habt ihr lang den Straßenſand geſchnitten;
Mit beſternten Zügelchen
Euer Steckenpferd genug geritten.

Zeit jetzt iſt es, daß ihr wagt
Abzuſetzen eure Schellenkappen;
Daß ihr euch mit Anderm tragt
Als mit halbzerfetzten Fliegenklappen.

Unſchuld auch wird liederlich,
Wenn's zu eng ihr wird im Kinderrocke,
Und vor allem widerlich
Iſt die Thorheit, wenn ſie hinkt am Stocke.

Jeder wachſe, wie er kann,
Seine Jugend wird dadurch nicht minder;
Macht zum Kinde keinen Mann,
Sondern macht zu Männern eure Kinder!

(Aus dem Deutſchen Muſeum von 1855.)

Herrmann Hallmayer.

Dichterglück.

Dies Eine merke, Kind, vor allen Dingen:
Der Dichter lebt im wachend-holden Traum,
Es ſtreift ſein Geiſt im ganzen Weltenraum,
Indeß am Kleide Knöpf' und Näthe ſpringen.

Was kümmert ihn des Goldes eitel Klingen,
Hält er ſein knirſchend Flügelroß am Zaum,
Das aufwärts ſteigt zum glüh'nden Wolkenſaum,
Von wo herab die reichen Lieder dringen!?

Was kümmert ihn die Erd' und ihre Sorgen?
Er führt dich in der Dichtung Himmelsgarten,
Der lieget zwiſchen Sonn' und Mond und Sternen

Und deinem Herzen, ach dem holden, zarten,
Aus dem er ſchöpft vom Abend bis zum Morgen
Die Lieder, die er ſtreut in ſonn'ge Fernen!

Jugendhoffnung.

Seht die braungelockten Jungen
Mit den friſchen Roſenwangen
Hingelagert auf dem Raſen,
Jedes Bruſt ſo voll Verlangen.

Wie ſie in die Zukunft blicken,
Von dem heißen Streben ſprechen,
Wie ſie kühne Pläne ſchmieden,
Alle Schranken ſchon durchbrechen.

„Ja, ein Held will ich auf Erden
Für mein Vaterland ſtets ſtreiten,
Und der Kranz des hohen Ruhmes
Soll um meine Stirn ſich breiten.“

„„Ich will für mein Volk den Segen
Schönrer Zukunft reichlich ſäen,
Will es frei und glücklich machen,
Lehren ihm, ſich ſelbſt verſtehen.““

„„„Ich will es durch Kunſt erheben
Und durch hehre Dichterworte,
Für das Edle ſtets begeiſtern,
Führen zu des Geiſtes Pforte.“““

So die Drei. — O arme Jugend,
Mit den Kräften heiß und ſprühend!
Wirklichkeit iſt welk und dürre,
War die Hoffnung noch ſo blühend.

Seht nach zwanzig Jahr den Helden
Mit Rekruten müd ſich plagen,
Und den Volkserheber düſter
Am Kanzleitiſch faſt verzagen.

Und der Künſtler gar, o Jammer,
Müht ſich ab für wen'ge Gulden. —
Jugendhoffnung, Rieſenbilder!
Wirklichkeit, o herbes Dulden!

Luſt und Kraft und Geiſt zu haben
Und ſie nicht gebrauchen dürfen,
Das heißt jeden Tag auf's Neue
Einen Todesbecher ſchlürfen.

Inneres Leben.

Richtet nicht, verdammet nicht,
Wenn ein menſchlich Herze fehlet;
Sehet lieber, daß ihr ſelbſt
Stets das Rechte wählet.

Blitze lichten uns die Sturmnacht,
Segen bringen die Gewitter,
Wenn auch holde Blumen brechen
Und die Eiche kracht in Splitter.

Dieſes Herz trägt Sturm im Innern,
Jenes ſchwelgt in Frühlingslüften;
Laßt ſie walten die Naturen,
So wie Heilkraut neben Giften.

Was Natur ins Herz uns leget
Iſt uns feſtbeſtimmte Gabe;
Jeder Sturm im Menſchenbuſen
Findet Frieden ja im Grabe.

Fließt der Bach ſo ruhig, träge,
Sumpfig-todt mit mattem Lauf,
Möcht ich peitſchen ihn, daß zornig
Brauſt die Fluth in Wellen auf.

Aber toſ't er über Felſen,
Daß der Schaum ſpritzt wild empor,
Tönt die Melodie des Lebens
Luſtberauſchend an mein Ohr.

Wechſel, Wandel, Kämpfen, Ringen
Iſt es, woraus Leben ſpricht;
Darum lieb' ich's, wenn's im Sturme
Wild durch Hinderniſſe bricht.

Christian Schad.

Aus dem „Klingenwald.“

Sachte!

Viel Weinen macht die Augen roth
Und hohl und blaß die Wangen.
Hast du ein Leid, wirf's in ein Boot,
So ist es bald vergangen.

Ist's allzuschwer, bald faßt das Meer
Es in sein weites Linnen,
Und trägt's, eh' du dich umgeseh'n,
Viel Meilen weit von hinnen.

Und aber ist's nicht schwer genug,
So laß das Boot beiseiten!
Was grämst du dich und bist noch jung?
Es kommen andre Zeiten.

Wirf all' dein Leid erst ganz hinein,
— Wie hell die Wellen blinken! —
Bis daß es eben voll mag sein
Und recht zum Untersinken.

Das Meer im Grund heilt alle Noth,
Manch' Kräutlein hält's gefangen —
Viel Weinen macht die Augen roth
Und blaß und hohl die Wangen.

(Aus dem Musenalmanach von Schad, Jahrg. 1855, Seite 381.)

Auf ein im Feld weinendes Schnitterkind.

Die Mutterbruſt hat keine Zeit,
Dich mit dem ſüßen Thau zu tränken,
Und dir den ſtillen Augenſtrahl
Wie Mondenlicht in's Herz zu ſenken.

Die Schwielenland hat keine Zeit,
In glatten Traum dich einzuwiegen:
Du bleibſt mit deinem Schmerz beiſeit
Heut wie dein ganzes Leben liegen.

Der bittre Mund hat keine Zeit,
In ſüßen Schlaf dich einzuſingen —
Und täglich wird das Morgenroth
Dir roth geweinte Augen bringen.

Gib dich zufrieden, halte Ruh',
Wie an dem Bach die Thränenweiden:
Wirſt um dein eigen ſauer Brot
Dir fremdes Korn genug noch ſchneiden.

Gib dich zufrieden, halte Ruh'!
Dir bleibt das Stoppelfeld zu graſen,
Für deine Kinder ſchmale Koſt,
Für deine Kühe mag'rer Raſen.

Gib dich zufrieden, halte Ruh'
Und lerne früh dein Leid verwinden;
Du wirſt mit aller Laſt und Luſt
Doch nur für And're Garben binden.

(Ebendaſelbſt Seite 385.)

Aus dem „Schenkenbuch.“

Trüg' ich den güld'nen Mond zu Leh'n.

Trüg' ich den güld'nen Mond zu Leh'n,
Ich münzt' ihn um in lauter Dreier
Und trüge ſie in's Schenkenhaus,
Um Faß und Glas ein blanker Freier.

Trüg' ich den güld'nen Mond zu Leh'n,
Ich göſſ' ihn um zu einer Leier,
Und ſänge drunt' im Schenkenhaus
Wie Sternenlicht im dunkeln Weiher.

Trüg' ich den güld'nen Mond zu Leh'n,
Ich wölbt' ihn aus zu einem Schleier,
Darein ich fing manch ſchönes Kind
Wie Maiennacht die Roſ' im Weiher.

Trüg' ich den güld'nen Mond zu Leh'n,
Ich ſtieg' in jede dunkle Kammer:
Wie ſchien die Luſt noch eins ſo hell
Und ſtille ſchwieg jedweder Jammer!

Trüg' ich den güld'nen Mond zu Leh'n,
Ich kehrte ein in allen Schenken,
Und ſtörte den Wirth, den ſüßen Wein
In ſauren Kannen zu verſchenken.

(Ebendaſelbſt Set

Der leichteſte Tod.

Halbſchläfrig noch die Krähen drüben am Rabenſtein
Fegen mit ihren Flügeln das Galgenſtieglein rein.
„Schon hackt ſich draußen im Forſte der Specht ſein Mahl zurecht,“
Weckt den Meiſter der alte knochige Henkerknecht.

In grauer Nebelfrühe nimmt er das Beil zur Hand,
Das Jahr und Tag gehangen lungernd im Wind an der Wand.
Im Knopfloch trägt er als Zeichen die Leiter von rothem Tuch,
Daran die Seufzer ſteigen zum Himmel — zur Hölle der Fluch.

In nebelgrauer Frühe liegt noch der Delinquent
Und ſchläft im ſchmalen Kerker, im Traum gefaltet die Händ';
Als wollte noch einmal ſprechen der bittre, karge Mund —
Bewegen ſich leis die Lippen, von ſcharfen Dornen wund.

Als ſonſt es ging zum Sterben im heißen Schlachtentod,
Wie färbten ſich am Raine die Roſen noch eins ſo roth!
Doch heute ſteh'n die Lilien ſo jammerſchwer und bleich,
Die Weiden ringen die Hände am tannendunkeln Teich. —

Siegfunkelnden Blicks einſt ritt er in's hallende Stadtthor ein,
Des Schwertes blutige Roſen blitzten im Sonnenſchein.
Doch als ein frecher Bube Dirne die Schweſter ihm ſchalt,
Da hieb er ihn zuſammen mit ſeines Stahls Gewalt.

Die Richter ſaßen und ſprachen ihr „Schuldig!“ ohne Weil:
„So jäh wie deine Klinge, komm über dich das Beil!“
„„Dieweil er gedient dem Lande,““ mitleidig der Herzog ſpricht,
„„Er ſterbe nach ſeinem Belieben, doch leben bleib' er nicht!““

Des Rathes Schreiber murmelt, Moſtflecken im Geſicht:
„Und ſchmeckt der Wein auch ſauer, doch ſchmeckt er ſo übel nicht.
Wer weiß, in welchem Keller der Burſch ihn färbt und klärt
Und damit ſeinem Henker unter die Naſe fährt.

Sprach's für ſich in Gedanken, derweil er die Zelle betrat,
Darin dem Armen-Sünder im Traum die Mutter genaht.
„Wach' auf, du Siebenſchläfer, du haſt nicht Zeit genug,
Um Zeit zu haben; in Scherben geht bald dein Lebenskrug.

„Der Herzog will dich rädern laſſen, ſo dir's geliebt;
Oder er läßt dich köpfen, ſo dich jenes betrübt;
Oder er läßt dich hängen, ſo dir das beſſer behagt;
Oder mit Gift dir vergeben, ſo dich der Schwindel plagt.

„Das Köpfen hat ſein Gutes, das Rädern eben auch,
Und bei dem Hängenlaſſen giebt's keinen rothen Rauch.
Am beſten däucht Erſchießen, wenn halter gleich man trifft;
Wer ſtirbt an trüber Galle, der braucht kein helles Gift.

„Die Richter ſprachen: „Er ſterbe, noch eh' der Tag anbricht!“
„„Er ſterbe nach ſeinem Belieben, doch leben bleib' er nicht!““
So lautet des Herzogs Wille; daß raſch ihr dem genügt,
Sagt mir mit wenig Worten, wie euch im Sinne liegt.“

„„Das Rädern macht zu biegſam, ſchiebt Hut und Stiefeln beiſeit —
Wer baumelt ſpricht mit den Füßen den Segen über die Leut:
Das Köpfen macht zu blutig, und wär's der reinſte Lein —
Viel beſſer als mit Pillen vergiebt ſich's mit ſüßem Wein.

„„Dem Herzog ſteht zu eigen mein letzter leiſer Hauch,
Und wie ich's hüben gehalten, halt' ich es drüben auch.
Doch muß ich einmal ſterben, ſo wißt: den leichteſten Tod
Sterb' ich an Altersſchwäche, ſo hat es keine Noth.““

Dem Schreiber wächſt die Naſe ſchier in den Mund hinein,
Ihm klappern vor Schreck die Zähne, ihm wackeln vor Wuth die Bein'.
Wieviel er auch im Leben Papier und Tinte verkleyt —
Stand wie vom Blitz getroffen, von böſen Fei'n behext.

„Der Herzog gerbe mit altem Wein euch die junge Haut,
Daß euch in den älteſten Tagen annoch zu ſterben graut.
O Henker und Todtengräber, hängt Spaten und Beil an die Wand,
Und nehmet, wenn euch hungert, die Naſen in die Hand!"

Der Herzog hört die Kunde vom Armeſünder-Geſicht:
„„Er ſterbe nach ſeinem Belieben! Mein Siegel brech' ich nicht.
Doch daß er zum leichteſten Sterben brauche die längſte Zeit,
Reicht eine Kann' ihm täglich, juſt wie mein Keller ihn beut!""

So oft die Reben blühen, der Knab' am Fenſter ſich zeigt
Und lächelnd in's Thalgelände die alternden Züge neigt.
Doch einſt — ſo geht die Sage — da wuchs zu ſaurer Wein:
Schlief er, im Mund das letzte Tröpfchen vom Alten, ein. — —

Des Rathes oberſter Schreiber, lang' auch nach deinem Krug,
Und haſt du nicht g'nug Alten, trinke dir Neuen genug;
Und ſchmeckt um vieles beſſer der letzt' als der erſte Schluck,
So ſchlag' aus deiner Kehle in's Glas die goldne Bruck'.

Und ſchlagen Roſen und Reben Brücken über dein Grab,
Und ſenken ihre Wurzeln in's tiefſte Herz hinab,
Und wächſt daraus ein ſüßer und dazu ſtarker Trank:
So ſagen die Krüg' und Tonnen im ganzen Lande Dank.

Wärſt du, mein liebes Deutſchland, auch ſo ein Delinquent,
Dem, ſeine Schweſter zu ſühnen, vor Scham die Wange brennt —

Dem, ſeinen Feind zu verzehren, der Zorn auf's Roß ſich ſchwingt—
Das Recht auf den Schild zu heben, das Schwert aus der Scheide ſpringt.

Des Himmels Herzog ſchenkt dir den lieben Sonnenſchein
Und läßt dir nicht verſiegen den Rhein zuſammt dem Wein:
So lang die Reben blühen im friſchen grünen Gewand,
Und Roſen Brücken ſchlagen über das ganze Land.

Der Tod aus Altersſchwäche hat nichts mit dir zu thun,
Wie deine Hochlandbäche niemalen raſten und ruhn.
Doch wirſt du bleich an Haaren, mein Vaterland: dein Muth
Erſtarke mit den Jahren juſt wie dein Rheinwein thut.

J. W. Schäfer.

Der Herthaſee.

Es liegt im Jasmundwalde ein tiefer, ſchwarzer See;
Nichts lebt in ſeiner Tiefe, kein Laut iſt in der Höh'.
Du höreſt nur das Rauſchen des Laubs im dichten Wald;
Hörſt nur, wie rings am Felſen das Echo wiederhallt.

Es wallt' an Hertha's Feſten dorthin der Prieſterzug;
Verſchleiert war der Wagen; ein heilig Bild er trug.
Es ward das Bild gebadet im See von Prieſters Hand;
Drum ward in Heidenzeiten er Herthaſee genannt.

Noch wohnen böſe Geiſter rings in dem Götterhain;
Sie ſteigen zu dem Bade bei hellem Vollmondſchein.
Den langen Zug eröffnet das ſchönſte Frauenbild,
Und Dienerinnen folgen, von Schleiern eingehüllt.

Hörst du ihr nächtlich Plätſchern, ſo ſei auf deiner Hut!
Lenk ab vom düſtern Walde, geh' nicht zur dunklen Fluth!
Denn weſſen Auge ſchaute die wunderbare Fee,
Den lockt ſie zu dem Waſſer, den zieht ſie in den See.

Weiheſtunden.

Mir iſt ſo wohl in ſtillen Stunden,
Wenn an dem weiten Himmelszelt
Der Mond, vom Sternenkranz umwunden,
Das All mit Dämmerſtrahl umhellt.
Es ſchwebt in feierlicher Stille
Der Geiſt dem Strom des Lichtes nach,
Und huldiget in ſel'ger Fülle
Dem ew'gen Glanz, dem Weltentag.

Mir iſt ſo wohl in ſtillen Stunden,
Wenn der Erinnrung Melodien
Von Tagen ſingen, die entſchwunden,
Und ruhig mild die Bruſt durchziehn.
Sie wecken heilige Gefühle
Mit ſüßen Zaubertönen auf,
Und mahnen in dem Wechſelſpiele
An unſers Lebens flücht'gen Lauf.

Mir iſt ſo wohl in ſtillen Stunden,
Wenn Liebe in der Ferne weilt,
Und ihrer Sehnſucht tiefe Wunden
Des Wiederſehens Ahnung heilt.

Die Seele wiegt auf lichten Schwingen
Sich in dem duft'gen Friedenshain,
Wo Lieb' und Treue ſich umſchlingen
In ewig wonnigem Verein.

Mir iſt ſo wohl in ſtillen Stunden,
Wenn hehre Andacht aufwärts ſchaut,
Das Herz, der Erdenwelt entwunden,
Der ew'gen Güte ſich vertraut.
Und ob des Lebens leichte Welle
In Glück und Leide wechſelnd fließt,
Im tiefen Buſen ſtrahlt die Helle,
Die droben ſegnend ſich ergießt.

Das Schweigen.

Ihr wißt, wie ich im Jugendmai geſungen
Von Sehnſucht und von liebendem Verlangen,
Von Mädchenlächeln und von Mädchenwangen,
Und wie die ſüßen Träume mich umſchlungen.

Die Nachtigallentöne ſind verklungen —
Ihr fraget mich mit freundlich zartem Bangen,
Ob Jugendglück wie Nebelduft zergangen,
Und ſtummer Schmerz zur Seele mir gedrungen.

O ſtill! es lebt ein Lieben in dem Buſen,
Ein himmliſches Entzücken fühl' ich brennen,
Das keine Sprache hat und keinen Namen.

Es tönet nicht im Liedesklang der Muſen;
Nur droben mögen es die Sterne nennen,
Die meiner Seele ſtill Gebet vernahmen.

Erſte Frühlingstage.

Noch öde liegt die weite Flur,
Doch ahnſt du ein geheimes Weben,
Wie's in den Tiefen der Natur
Empor ſich drängt zum heitern Leben.

Du lebſt das Wunder jedes Jahr,
Der Lenz bringt Blatt und Blume wieder;
Doch fühlteſt du, wie wunderbar,
Du ſänkeſt ſtill anbetend nieder.

Julius Schanz.

Antagonie.

Zwei Seelen hat mir Gott gegeben
Die eine — Mutter jedes Glücks!
Die andre — im Entgegenſtreben
Zerſtört es tückiſch hinterrücks,
Und, wollen meine Tage fließen
Beglückt dahin in holder Ruh,
Treibt von des Augenblicks Genießen
Mich dieſe brütendem Verſchließen
Und düſterem Gedanken zu.

Die eine ſtrebet unaufhaltſam
In Gottes Blüthenweit hinaus:
Die andre ringt, um ſich gewaltſam
Zu bergen vor der Fluthen Braus.
Die eine möchte ſich verbünden
Mit Millionen warm und treu
Und zur Begeiſtrung ſie entzünden, —
Die andre möcht in ſtillen Gründen
Ausweinen ihre Menſchenſcheu.

Die eine liebt und ehrt die Frauen
Und preiſt ihr Walten gluthentfacht,
Die andre fühlt ein tiefes Grauen,
Gedenkt ſie ihrer Zaubermacht.
Die eine will die Armuth retten
Vor jedem Leid, das ſie bedroht,
Die andre ſpricht: Marionetten,
Ja, ihr verdienet Schmach und Ketten,
Nur Thoren ſeid ihr bis zum Tod!

Die eine will die raſche Stunde
Feſt bannen mit der Sehnſucht Kuß,
Die andre höhnt mit bittrem Munde
Den flücht'gen, nichtigen Genuß.
Allüberall ahnt jene Wonnen,
Im Hoffnungsſtrahl der Gegenwart
Sieht ſie erglühn der Zukunft Sonn
Indeß die andre trüb zum Bronnen
Vergänglichkeit ſtummer ſtarrt.

Die eine trägt, die fromme Taube,
Des Glaubens Fittich himmelan,
Die andre haftet nur am Staube,
Dem ſie ſich nicht entwinden kann.
Die eine lieſt im Blau der Ferne
Verheißungen der Ewigkeit,
Und träumt von Edens Klarheit gerne,
Die andre denket nicht der Sterne,
Im tiefſten mit ſich ſelbſt entzweit.

O welch ein Strom des Friedens quölle
In meinem Buſen Tag für Tag,
Läg' mit dem Himmel nicht die Hölle
Zugleich in meines Herzens Schlag!
Die Engel ach! und die Dämonen
Aus der gefallnen Engelſchaar,
Die in der Menſchenſeele wohnen
Im Widerſtreite ſeit Aeonen,
Bekämpfen drin ſich immerdar.

Mein Engel iſt die Menſchenliebe,
Mein Dämon iſt der Menſchenhaß,
Die ſich in feurigem Getriebe
Bedrängen ohne Unterlaß.
Wenn jene goldne Blüthenglocken
Entfaltet voller Duft und Glanz,
Und jauchzt in ſeligem Frohlocken,
Weht dieſer kalt wie Eiſesflocken, —
Da neigt entblättert ſich der Kranz!

Und was des Engels Hauch geſtaltet,
Hat ſchnell des Dämons Macht geraubt;
Unſel'ges Mißgeſchick — es waltet
Verdüſternd über meinem Haupt! —
Wie Adler über Klüften ſchweben,
So zwiſchen Segen hin und Fluch
Verrauſcht mein tiefbewegtes Leben
Und fleht: Herr, möchteſt du mir geben
Erlöſung aus dem Widerſpruch! —

Abendlied.

Der Abend naht, die Sonne ſtrahlet milder
Und leis verhallt der Vöglein Jubelſang,
Mir aber wogt im Buſen wild und wilder
Der Sehnſucht ewig ungeſtillter Drang:
Vor meiner Seele ſchweben tauſend Bilder,
Verſchwimmend bunt in Farb' und Duft und Klang,
Und Alles ringt nach Form und nach Geſtaltung
Im Qualenkampfe üppiger Entfaltung.

Und wenn die Nacht den Sonnenſtrahl verdrängte,
Und ſanft auf mir ihr Zaubermantel ruht,
Dann weichet jede Feſſel, die mich engte,
Und unbehindert rollt das heiße Blut.
Die Rückſicht, die in ſchmales Bett es zwängte,
Weicht dem erwachten frohen Lebensmuth,
Und Alles treibt mich, mich empor zu raffen
Zu klarem Denken und zu rüſtgem Schaffen.

Zur Nachtzeit fällt des Himmels Thau hernieder
Und tränfelt in der Roſe keuſchen Schooß:
Ihm haucht entgegen ſüßen Duft der Flieder
Und jede Blume fühlt ſich frei und groß.
Zur Nachtzeit ringen ſich all meine Lieder'
In ſüßem Wahn von meinem Herzen los,
Wenn Andre ſchaffen, will ich müßig ſäumen
Und ſchaffend leben, wenn die Andern träumen.

Der Flüchtling.

Mutter, ich komme durch Nacht und Graus,
Verfolgt und flüchtig zum Vaterhaus.

Mutter, ich komme durch Schnee und Wind —
Dein unglückſelig verlorenes Kind.

Mutter, ich komme — laß ruhn mich aus
Nur eine Stunde im Vaterhaus.

Die Häſcher folgen, muß weiter fliehn,
Meine Füße bluten, meine Schläfe glühn.

An deinem Herzen einen Augenblick,
Dann ruft mich weiter mein Geſchick.

Einen Tropfen Waſſer, einen Kuß, eh' ich geh!
Auf ewig, Mutter, ade, ade!

Pauline Schanz.

Sehnſucht.

Noch einmal möcht' ich ſie hören all,
Die alten bekannten Töne,
Noch einmal ſchauen der Heimath Flur
In wilder, urkräftiger Schöne.
Noch einmal möcht' ich mit jubelnder Luſt
Ergreifen die ſchäumende Schaale,
Und das Herz, das in düſtrer Mauer erſtarrt,
Erwärmen am göttlichen Strahle.

Noch einmal möchte vom Bergeshang
Ich ſchau'n in die felſigen Klüfte.
Nur einmal noch athmen aus tiefſter Bruſt
Der Tannen harzige Düfte:
Dort, wo der Sturzbach mit markigem Takt
Sich gießt in das ſchäumende Becken,
Wo die fallenden Waſſer mit gellendem Schrei
Das klingende Echo wecken.

Wo des Waldes Rieſen in's graue Gewölk
Ausſtrecken die duftigen Kronen,
Verwandt mit des Himmels zuckendem Blitz
Als ewige Wächter thronen.
Noch einmal träumen an deiner Bruſt
Und ſtill im Traume vergeſſen — —
Dann ſagen ein letztes, ew'ges Ade
Allem, was einſt ich beſeſſen.

Verstohlen.

Wie sind die Stunden so trüb, so trüb,
Bis die Strahlen der Sonne verglühten! —
Es zählet die Nacht die verschwiegene Lieb'
Zu ihren duftigsten Blüthen!
Wenn im flüsternden Mailaub der Zephir erwacht,
Sich heimliche Küsse zu holen,
Mein Liebster, dann komm in den Garten sacht
Verstohlen.

Wenn das Mondlicht wandelt geisterhaft leis
In den düster umschatteten Gängen,
Wenn die Jasminblüthen am schwanken Reis
Voll thauiger Tropfen hängen,
Wenn müde sich wiegen die Falter der Nacht
Auf träumerisch blassen Violen,
Mein Liebster, dann komm in den Garten sacht
Verstohlen.

Wenn in Schlummer gewiegt vom Fittich der Luft
Die Rosen schlaftrunken schwanken,
Wenn die Elfen sich wiegen in Blüthenduft
Auf der Beete verschlungenen Ranken;
Dann schnell, eh' die wonnigen Stunden der Nacht
Entfliehn auf geflügelten Sohlen,
Mein Liebster, dann komm in den Garten sacht
Verstohlen.

(Aus der Abendzeitung von 1856.)

August Schauseil.

Liedes Erforderniß.

Willst du lesen ein Gedicht,
Prüfe still zuvor die Seele:
Ob es in ihr klar und licht
Und kein wirrer Traum sie quäle.

Willst du lesen still ein Lied,
Horch' erst auf des Herzens Schläge,
Ob sich's friedlich im Gemüth,
Oder stürmisch drin bewege.

Willst du lesen still ein Lied,
So erforsche erst dein Leben,
Ob's ein Himmelshauch durchzieht,
Der es kann der Erd' entheben.

Willst du lesen ein Gedicht,
Falte betend erst die Hände,
Ohne Andacht lies es nicht;
Denn das Lied ist — Götterspende.

Die Augen gehn mir beide über, Es muß vor lauter Freude sein.

Wenn ich in unbewölkter Höh
In klarer Himmelsbläue
Die lieben Sterne wandeln seh
Mit altgewohnter Treue: —

Dann wird es licht, was trüb und trüber
Mir hüllte Sinn und Leben ein —
Die Augen gehn mir beide über,
Es muß vor lauter Freude ſein!

Wenn ich die Blümlein auf der Au
Erblick' bei meinem Wandern,
So fromm und mild, als ob vertrau'
Das eine ſtill dem andern: —
Dann wird mir lieb und immer lieber
Ein jedes kleine Blümelein —
Die Augen gehn mir beide über,
Es muß vor lauter Freude ſein!

Wenn ich ihr blicke ſtill in's Aug'
Und weislich es verhehle,
Und weiter noch und tiefer auch
Bis auf den Grund der Seele: —
Dann ſchlägt mein Puls, als wie im Fieber,
Und doch empfind' ich keine Pein —
Die Augen gehn mir beide über,
Es muß vor lauter Freude ſein!

Wenn ich mir blicke ſelbſt in's Herz
Und ſeh die tiefe Wunde,
Die mich durchzuckt mit ſüßem Schmerz
In jeder Lebensſtunde: —
Dann ſchlag' ein Kreuz ich ſegnend drüber
Und weih' ſie ſo auf ewig ein —
Die Augen gehn mir beide über,
Es muß vor lauter Freude ſein!

Seite

Drei Vorreden, Rosen und Golem-Tieck, eine tragikomische Geschichte mit einer Kritik von Friedrich Rückert (Berlin, A. Dunker). Noch schrieb er ein Drama: Der Seekapitain, oder die Geprüften. Bald darauf steigerte sich eine krankhafte Reizbarkeit des von Natur zur Schwermuth geneigten Dichters durch trübe Erfahrungen und Gemüthsbewegungen mancherlei Art zur völligen Geistesstörung, so daß er in eine Heilanstalt gebracht werden mußte, in welcher er bereits 1845 sein Leben endete.

Nachfolgende Gedichte sind aus einer nachgelassenen ungedruckten lyrischen Sammlung: Herbarium.

Dichterweh. Seite 441 | Der hungrige Poet. . 443
Das Schicksal, ein Türke. . . . 444

Söltl. Dichtungen, Nürnberg, Ebner. 1855.

Der Landpfarrer 445

M. Solitaire, (Dr. med. Woldemar Nürnberger) geb. d. 1. Oct. 1818 zu Sorau in der Niederlausitz, studirte zu Berlin, Halle und Leipzig Medizin, machte größere Reisen in Dänemark, Holland, Frankreich, Oestreich, der Schweiz, Italien und Nordafrika und lebt als prakt. Arzt zu Landsberg an der Warthe in der Neumark.

Von ihm erschienen außer mehreren novellistischen Arbeiten (Die Tragödie auf der Klippe. — Dunkler Wald und gelbe Düne. — Trauter Heerd und fremde Woge u. A.) Josephus Faust, ein Gedicht, 2. Aufl. und Bilder der Nacht, 1852. (Landsberg, Volger und Klein.)

Der Musikant von Scheveningen. S. 446 | Im Fischerkruge. . 448

Adolf Stern, geb. d. 14. Juni 1835 zu Leipzig, wo er auch seine Bildung erhielt, lebt gegenwärtig mit Studien und poetischer Production beschäftigt zu Chemnitz.

Außer vermischten Arbeiten, lyrischen und epischen Gedichten in Zeitschriften erschienen von ihm: Sangkönig Hiarne, 1855.

Gott bewahre mich vor jenem Heldenmuthe,
Der nur thut, ſo viel ihm kommt zu gute;
Gott bewahre mich vor jenem Miethlingsſinne,
Der ſich nicht regt, außer zum Gewinne;
Gott bewahre mich vor jenem Rubigſcheinen,
Wenn im Herzen blut'ge Thränen weinen;
Gott bewahre mich vor all' und jedem Schein,
Wie ich ſcheine, ſo will ich auch ſein;
Und ſo wie ich bin, ſo will ich ſcheinen,
Mag ich böſe, mag ich gut es meinen;
Ja, noch lieber will ich böſe ſcheinen,
Als es böſe mit dem Bruder meinen.
Offen, lauter und, wär's grob, nur wahr —
Meine drob die Welt, ich ſei ein — Narr!

Grund zur Klage.

Du klageſt, daß der Böſewicht
Kein gutes Wörtchen von dir ſpricht.
Ich werde mich vielmehr beklagen,
Wenn Böſe Gutes von mir ſagen.

Mittel gegen Langeweile.

Quält Langeweile dich, ſo denk' darüber nach,
Wie kurz das Leben ſei und koſtbar jeder Tag.

Seite

Gedichte, 2. Aufl. 1854. Fromme Lieder. 2. Aufl. — Zwei Rosen oder das Hohe Lied der Liebe. Eben erschienen: Neue Gedichte, 1856. (Leipzig, Brockhaus.)

Die stillen Tage. S. 462 | Letzter Wunsch. . . 464
Gruß an die Nacht. S. 463 | Die Verlassene. . . —

Elise Struth, lebt in Solms-Laubach in Oberhessen.

Gedichte von ihr sind in Deutschlands Dichterinnen von Prof. A. Voß abgedruckt, einige Novellen im Frankfurter Anzeiger, der Muse, der Stuttg. allgem. Musterzeitung ꝛc. und zwar unter dem Namen Hermine Simonis. Zwei größere Romanproductionen sehen der Veröffentlichung entgegen. — Aus einem Manuscriptheft:

Gemeinsames Leid. Seite 465 | Mein Gold und mein Schmuck. 465

Elfried v. Taura (August Peters), geb. d. 4. März 1817 im sächs. Erzgebirge.

Verfasser der Preisnovelle: die stille Mühle (Hannover, Rümpler), des Romans: Eine reiche Erbin (Kober's-Album), von Friedrich der Freudige, ein Heldenbild in freien Liedern, und Mitarbeiter der geachtesten Zeitschriften, saß wegen Betheiligung an dem Dresdner Maiaufstande und der Badischen Erhebung seit 1849 erst in Rastatt und dann in Waldheim gefangen, ist seit Kurzem auf freiem Fuße in seiner Heimath.

Sonette. Seite 466 | Befreiung. . . . 469

Johann Baptist Tafrathshofer, Professor und Studienlehrer in Regensburg.

Gedichte verstreut in der Augsburger Postzeitung u. andern Blättern.

Lose Blätter. 469

Heinrich v. Treitschke. Vaterländische Gedichte, 1856. (Göttingen, Wigand.)

Ambrosius Dalfinger. (Aus dem Deutschen Museum v. 1855.) . 470

Gisbert v. Vinke, aus Westfalen, gab eine Sammlung Gedichte aus dem Engl. übertragen: Rose und Distel, heraus.

Lebenszüge. (Aus Schad's Musenalmanach v. 1855.) . 474

Seite

Johann Nepomuk Vogl geb. im Nov. 1802 zu Wien, lebt daselbst als Beamter der niederösterreichischen Landstände.

Neue Gedichte, Leipzig, Kollmann 1856.

Erster Schnee. Seite 475 | Ich träume. . . 476
Wozu ein Lied. —— | Nachtfahrt. . . . 477
Ich komme nach. . . . 478

Karl Vollheim, geb. d. 5. April 1835 zu Bückeburg, lebt daselbst als Lehrer und veröffentlichte Gedichte in Zeitschriften.

Romanze. 479

Max Waldau (Georg Spiller v Hauenschild), geb. 1822 zu Breslau, gest. im Januar 1855 auf seinem Gute in Oberschlesien.

Blätter im Winde, Gedichte. — Canzonen. — O diese Zeit! Canzone. — Pierre Cardinals Sirvente. — Aus der Junkerwelt, Roman in 3 Bdn. — Nach der Natur, 3 Bde. 2. Aufl. — Cordula, 2. Aufl. — Rahab, ein Frauenbild aus der Bibel, 1855. (Hamburg, Hoffmann und Campe.)

Bringe nur viel. (Motto zu den Gemmen von Constant.) . . 536

Herrmann Waldow, geb. 1805 zu Stolp in Pommern. Herausgeber des bei Pfautsch in Wien erscheinenden Taschenbuches Siona. — Seit 1847 in Dresden lebend.

Herbstblüthen, Dresden, W. Türk 1850.

Ein schweres Leid. S. 480 | Der gefallene Engel. S. 481 | Hinaus! 482

Fedor Wehl, als dramatischer Schriftsteller und Novellist bekannt, Redakteur der Jahreszeiten in Hamburg.

Verrathene Schuld. (Deutsches Museum v. R. Prutz. 1855.) . 484

Josef Weilen, geb. d. 28. Decbr. 1828 in der Nähe von Prag, studirte dort, trat 1848 als Gemeiner in die Armee, ist seit 1850 Offizier und gegenwärtig Professor der Geschichte an der Ingenieuracademie zu Znaim.

Fantasien und Lieder, 1853. Männer vom Schwerte, 3. Aufl. 1855.

Seite
Aus dem Bivouac. Seite 485 | Von der Donau. . . 486
Der arme Geiger. . . . 488

Andreas Christoph Weiß, geb. d. 21. Oct. 1813 zu Ermreuth bei Nürnberg, Kunstdrechsler in Nürnberg, erhielt seine Bildung nur auf Dorf- und Volksschulen.

In seinem 24. Jahre kamen ihm Schillers Gedichte zur Hand und die Lektüre von dessen Werken begeisterte ihn zuerst zu eignen poetischen Versuchen. 1845 gab er eine Sammlung Gedichte heraus (Nürnberg, Bauer und Raspe), 1848 davon eine 2. Aufl. Diesen folgte ein lyrisch-episches Gedicht: Blüthen und Dornen, 1853, 2. Aufl. 1854. Einzelne Gedichte von ihm finden sich in Musenalmanachs und Zeitschriften. Ein größeres Gedicht: Der Essenschmidt, ein Wander- und Stromerleben aus früherer Zeit, liegt zum Druck bereit.

Auferstehn. Seite 489 | Ewige Liebe. . . 490

Erwin Wester (Eduard Wißmann), geb. 1826 in dem nassauischen Dorfe Gmünden, studirte in Heidelberg und Berlin die Rechte, ist gegenwärtig Hofgerichtsacceſſist zu Dillenburg in Nassau.

Aus dem Herzen, 1856 (Wiesbaden, Friedrich).

Der Westerwald. S. 491 | Bis tief, bis tief in die Nacht
Es lauschte und rauschte die Frühlingsnacht. S. 493 | hinein. . . 494
Nächtliche Stimme. . 495

Ludwig Westrum, geb. d. 26. März 1808 zu Hameln, lebt in Hildburghausen.

Gedichte verstreut in Sammlungen und Zeitschriften.

Die heilige Familie. . . . 497

August Heinrich von Weyrauch, geb. d. 12. Mai 1788 in Riga, lebt seit einer langen Reihe von Jahren in Dresden.

Ist als Componist durch zahlreiche Compositionen bekannt: seine Dichtungen harren noch der Veröffentlichung. Solche, die Einsicht in dieselben nehmen durften, erklären H. v. W. für einen der bedeutendsten Dichter.

Einer Liebenden Traum. (Abendzeitung 1856.) . 498

Seite

Wilfried von der Neun (Wilhelm Friedrich Schöpff) geb. d. 15. Nov. 1826 zu Dresden, ſtudirte in Leipzig Theologie, und lebt als Predigtamtscandidat und Privatlehrer in ſeiner Vaterſtadt.

Gab 1850 zuerſt eine poetiſche Gabe: Im Freien, heraus. 1852 eine größere Sammlung: Herz und Welt (Dresden, Schönfeld), welche 1856 in 2. Aufl. bei Brockhaus erſchien. Seine Lyrik iſt von Componiſten wie R. Schumann, Reißiger, David, Gade, Albert Dietrich u. A. reich benutzt worden.

Laſt des Herzens. S. 500 | Schönheit überall. S. 501 | Nacht und Schlaf. 502
Fernſicht. S. 501 | Nachglück. S. 502 | Ein Gebet. 503

Peter Johann Willatzen, geb. d. 12. Sept. 1824 zu Silberſtedt bei Schleswig, Lehrer in Hadersleben, wurde 1850 mit den übrigen deutſchen Lehrern von der Regierung abgeſetzt. Trat dann in die Schleswig-Holſteinſche Armee, ging nach Beendigung des Krieges nach Bremen und lebt daſelbſt als Lehrer.

Tagfalter, 1855. (Bremen, Geffken.)

Viſion. (Bremer Sonntagsblatt von 1855.) 503

Karl Theodor Wörle, geb. d. 9. Mai 1830 zu Metzlos im Vogelsberg, beſuchte die Polytechniſche Schule in Darmſtadt, iſt jetzt Poſtbeamter in Offenbach.

Gedichte von ihm ſind in verſchiedenen Zeitſchriften namentlich der Muſe abgedruckt. Ein epiſches Gedicht: Tannenberg, erſchien 1852 (Darmſtadt, Küchler). Ein größrer Roman von ihm iſt in dieſem Jahre pſeudonym erſchienen.

O halte feſt. 507

Adolf Wolff, Dr. jur. geb. d. 13. Decbr. 1815 in Flensburg, ſtudirte in Kiel die Rechte und lebt als Rechtsanwalt in ſeiner Vaterſtadt.

Gedichte, 1854. (Leipzig, Brockhaus.)

Abendſtille. S. 509 | Ein Kindesſegen. S. 510 | Ein Trauerhaus. 511

Fr. Willibald Wulff, geb. 1835 zu Hamburg, lebt als

Seite

Journalist und Mitredakteur des Hamburger Sonntagsblattes in seiner Vaterstadt.

Im Frühling, 1856. (Altona, Verlagsbureau.)

Thränen. S. 513 | Die Liebe ist ein Traum der Nacht. | Drei Herzen. 514

Constant Wurzbach, Dr. phil. Dichter der Parallelen. Von einer verschollenen Königstadt. — Gemmen — lebt als Beamter in Wien.

Verschiedene Wege. (Aus der Friedlandia v. 1854.) . 514

Ludwig Zapf, geb. d. 16. Decbr. 1826 zu Münchberg in Ober-Franken, lebt daselbst.

Lieferte für verschiedene Werke und Zeitschriften sowohl prosaische als poetische Beiträge.

Lorelei. Seite 515 | Sonnenaufgang. . . 517

Am Teufelstisch. Seite 516 | Morgensegen. . . 519

Im Böhmerwald. . . . 520

Zur Berichtigung.

Seite 558, Zeile 5 von unten lese man werden statt worden.
Seite 560, Zeile 10 das statt daß.
Ebenda, Zeile 4 von unten ist nach sondern auch einzuschalten.
Seite 576 bei Moritz Horn fehlt das Geburtsjahr 1814.
Ebenda bei Ignaz Hub lese man: der Werke statt des Werkes.
Seite 578 bei H. Kletke fehlen dessen Gedichte, 1852. Berlin.

PT 1173 .W4 C.1
Dichterstimmen der Gegenwart
Stanford University Libraries
3 6105 037 718 397

PT 1173
.W4

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.